ThH
2257
-3-

Geschichte

der

Reformation in Deutschland

von

Karl Ludwig Woltmann.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Dritter Theil.

Altona.
Bei J. F. Hammerich.
1805.

Vorrede.

Ich wolltediesem Bande noch kritische Bemerkungen beifügen; allein ich finde sie so angewachsen, daß er mehr als einmal so stark geworden wäre. Auch möchten sie dem Publikum, dessen Beifall ich diesem Buche vorzüglich wünsche, nicht willkommen

seyn. Sie bleiben daher bis zu ihrer gelegnern Erscheinung ungedruckt.

Berlin den 1. Nov. 1804.

Woltmann.

Geschichte
der
Reformation in Deutschland
vom
Reichstage zu Nürnberg 1543
bis
zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Inhalt.

Zeitpunkt, wo Karls System in Hinsicht auf Deutschland sich offner darlegen muß. Entwicklung seiner Schritte, wodurch er die vollkommne Ausführung desselben ankündigt. Sein Betragen wider den gefangnen Philipp von Hessen; Gründe, warum er ihn nicht befreien durfte. Sein Versuch, einen Bund der Stände zu stiften, an dessen Spitze Oestreich war; große Vortheile, die er sich von demselben versprechen konnte, und Schwierigkeiten, die ihm entgegen standen. Der geharnischte Reichstag zu Augsburg. Auf demselben Verhandlung wegen einer neuen Anordnung des Kammergerichts durch den Kaiser und Aufhebung der besondern Berathschlagungen während der Reichstäge. Aufnahme der Niederlande in den deutschen Bund. Handlungen des Kaisers, wo-

durch er die Nation gegen sich reizen mußte. Verlängerung der Gefangenschaft des Landgrafen und Rechtfertigung Karls deshalb. Feierliche Uebertragung der Kurwürde an Moriz. Haltung des Kaisers gegen die religiösen Partheien in Deutschland, den Pabst und das Konzilium zu Trient. Verlegung desselben nach Bologna. Absichten, wozu der Kaiser die Synode brauchen will, machen ihre Nähe an der deutschen Gränze nothwendig. Glückliche Einleitung, die Protestanten zur Beschickung derselben zu bewegen und Beängstigung des römischen Hofes. Protestation des Kaisers wider das Konzilium zu Bologna. Widrige Einwirkung des Interim. Geist desselben. Gesichtspunkt, aus welchem Karl, die Katholiken und die Protestanten es betrachteten.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo des Kaisers System in Hinsicht auf Deutschland sich nach seinem ganzen Umfange der Welt darlegen mußte, und alle seine Schritte verriethen nun, daß er ent-

schlossen war, zur Ausführung desselben sein bisheriges Glück durchaus zu benutzen.

Ihrem Versprechen gemäß folgten Moriz von Sachsen und Joachim von Brandenburg dem Zuge Karls, um die Freiheit des Landgrafen zu bewirken. Zu Naumburg thaten sie deshalb noch einmal die kräftigsten Vorstellungen; ließen aber drei Tage nachher dem gefangenen Fürsten kund thun, daß er es ihnen nicht für übel halten wollte, wenn sie dem Kaiser nicht weiter nachzögen, denn derselbe habe es ihnen ganz und gar verboten, und würde ihn sonst in die Gefangenschaft nach Hispanien senden. Sie hätten aber wohl verstanden, daß er binnen vierzehn Tagen ledig werden möchte, wenn er eilte, die Bedingungen des Vertrags zu erfüllen.

Von den beiden vermittelnden Fürsten

verlassen, zog der Landgraf, im Gefolge des Kaisers, mit dem bittersten Gemüth aus dem Lande Thüringen. An der Gränze desselben berief er sich wiederum auf alle Thatsachen der Versöhnung zwischen ihm und dem Kaiser; aber von neuem behauptete Alba, daß die kaiserliche Majestät den Unterhändlern nie mehr zugesagt habe, als daß der Landgraf nicht in ewiger Gefangenschaft gehalten werden solle. Und dies Gefängniß, welches Maaß wird es haben? fragte Philipp; und der Herzog von Alba antwortete: hielte Euch der Kaiser auch vierzehn Jahre und länger gefangen, so würde er dennoch wider seine Zusage nicht handeln.

Der Landgraf eilte nun, seine Festungen zu schleifen, sein Geschütz zu übergeben, und die ganze Summe des versproch-

nen Geldes zu entrichten; aber seine Befreiung lag noch nicht in Karls Planen. Er blieb gefangen, zum tiefen Verdruß der Unterhändler; besonders härmte sich der treue Herr von Ebeleben, welcher vornehmlich die Handlung geleitet hatte; dieser Gram soll ihn in jenen Tagen getödtet haben *).

Nicht die Freude, einen Fürsten, welcher seinen Uebermuth gegen die käiserliche Würde und das Haus Oestreich nicht verhehlt hatte, nun in Fesseln mit sich zu führen, war der Grund, wenn Karl diese nicht lösete. Sie war seinem Charakter zu klein und fremde. Er war hinlänglich zu der Meinung berechtigt, daß Philipps Befreiung in diesem Zeitpunkte seinem

---

*) Sleidan B. 19. K. 24.

System sehr nachtheilig seyn könne. Die protestantische Macht in Niedersachsen und Westphalen bedurfte nur eines Punktes zur Vereinigung, um furchtbar zu seyn: sobald der Landgraf jetzt befreit wurde, schloß er sich ohne Zweifel inniger an dieselbe, als bisher je ein Bund zwischen evangelischen Ständen gegolten hatte, um seine Rache zu befriedigen und seine zertrümmerte Macht wieder aufzubauen. Die Stadt Magdeburg trotzte noch dem siegreichen Kaiser und gab ein großes Beispiel, wie die übrigen schmalkaldischen Genossen hätten handeln sollen. Sobald wieder Bewegungen entstanden, mochte das neue System, welches kaum im sächsischen Hause errichtet war, wieder zusammenstürzen, und am französischen Hofe gewann es gänzlich das Ansehn, als wolle

er versuchen, die besiegten deutschen Stände wieder zu heben. König Heinrich der zweite ließ sogar in Deutschland zehn Fähnlein Landesknechte durch den berühmten Kriegsmann Sebastian Vogelsberger anwerben. Das Glück des Hauses Oestreich gegen den schmalkaldischen Bund hatte freilich den Muth der Böhmen gebrochen; aber es litt keinen Zweifel, daß sie mit neuem Eifer sich gegen dasselbe erheben würden, sobald sie es wieder in Deutschland mit Kriegsgefahr bedroht sahn. Nichts mochte dem Kaiser weniger rathsam scheinen, als einen Fürsten, welchen alles aufforderte, die Protestanten wider ihn zu bewaffnen, jetzt frei zu lassen *). Wenigstens wollte er vorher die eigentlich-

*) Sleidan B. 19. K. 25. 26. Vita Mauritii 1217. 18.

ste Beschaffenheit seiner gegenwärtigen Lage in Deutschland auf dem Reichstage kennen lernen, welchen er nach Augsburg ausschrieb, auf ihm vorher versuchen, ob er nun endlich seine Absichten wider die deutsche Mittelmacht bis auf einen festen Punkt gebracht hatte, von welchem an sie auf eine bestimmte Weise ausgeführt werden konnten.

Wie schwer es auch jetzt noch seyn werde, ihnen gemäß die Deutschen zu lenken, lehrten ihn schon seine Bemühungen, einen Bund zu errichten, welcher dem erloschnen schwäbischen gleich wäre. Er betrachtete dieselben als das Vorspiel seiner Arbeiten auf dem Reichstage.

Durch die Geschichte der vielen besondern Vereine, welche aus den Trümmern der Reichsverfassung von dem Bedürfniß

hervorgetrieben wurden, er gab sich die Lehre, daß nur durch sie, nicht durch die alten Formen eine gewisse Masse der Kräfte im Reich gesammelt werden könne; diese aber aus einer zwiefachen Ursache sich dann nicht planmäßig rege, weil nämlich unter den verbundenen Ständen keiner so hervorragte, daß ohne Widerspruch ihm das leitende Wort gestattet würde, und weil das kaiserliche Ansehn gewöhnlich auf die Zerstörung solcher Bündnisse arbeitete. Dieser doppelte Nachtheil hörte auf, sobald der Kaiser selbst sich an die Spitze eines solchen Bundes mehrerer Stände hinstellte. Der schwäbische Bund hatte davon ein lehrreiches Beispiel gegeben. Ward ein neuer Verein der Art eben in diesem Zeitpunkte, da fast alle Reichsverhältnisse zerrüttet wa-

ren, die kaiserliche Macht am höchsten stand, vorzüglich in Oberdeutschland, wo Oestreichs Kräfte ihn mächtig unterstüzzen konnten, und von so planmäßigen Geistern, wie Karl und seine Räthe waren, nach einem größern Maaßstabe errichtet: so litt es kaum einen Zweifel, daß durch ihn, ohne Verletzung der alten Formen, innerhalb derselben ein neuer Staat erbauet werden könnte, in welchem der Kaiser unumschränkter, als in dem alten herrschte.

Aus dem Lager vor Wittenberg ließ Karl schon das zweite Ausschreiben ergehn, wodurch er die Stände des Reichs zu einer Zusammenkunft aufforderte, um sich durch einen neuen Bund zu vereinigen; Ulm wurde zum Versammlungsorte bestimmt: der Kaiser und sein Bruder

säumten nicht, ihre Bevollmächtigte dahin abzusenden *).

Wohl kamen die Gesandten von mehreren Reichsständen zu Ulm zusammen; aber sehr wenige mit einer Ansicht des Plans der östreichischen Brüder, welche der Ausführung desselben günstig war. Zum Theil trieben die letzten Erfahrungen zu der Meinung, daß überhaupt durch einen Bund nichts ungemeines vollbracht werden könne, wenn nicht eine überwiegende Macht als Mitglied ihn gänzlich zum Werkzeug brauchte. Da nun auch die katholischen Stände des Kaisers Absichten wider die Freiheit der deutschen Mittelmacht überaus fürchteten; wie sollten sie ihm in dem gegenwärtigen Zeit-

*) Sleidan B. 19. K. 15.

punkte, wo sein Ansehn in Deutschland im höchsten Flor stand, noch das kräftigste Mittel zu ihrem Verderben schaffen.

Die kaiserlichen Abgeordneten redeten viel von Karls Bestreben, den Frieden der Deutschen zu sichern. Noch kaum habe man gesehn, wie zwei Fürsten vermocht hätten, Deutschlands Gesetze zu zertrümmern, und in allen seinen Gauen den Sturm aufzuregen. Aus dem Krieg mit ihnen habe der Kaiser kaum Thron und Leben gerettet. Um die gegenwärtigen Unruhen gänzlich zu dämpfen, und dem zügellosen Geiste, den keine Reichsacht mehr schrecke, für die Zukunft abzutreiben, werde nichts zweckmäßig, als nur ein Bund seyn, in welchem sich Reichsstände traulich an den Kaiser und seinen Bruder schlössen.

Nur

Nur wenige Reichsstände fügten sich sogleich dem Ansinnen des Kaisers; im allgemeinen fand es so wenig Beifall, daß man von Krankheiten, die in Ulm ausbrachen, den Vorwand nahm, die Berathschlagungen darüber bis zum bevorstehenden Reichstag zu verschieben. *)

Als die Fürsten auf denselben nach Augsburg zogen, lehrte sie schon unterwegs mancher Anblick, daß Karl sich nun im Besitz hinlänglicher Kriegsgewalt glaube, um keiner besondern Schonung der reichsständischen Rechte mehr zu bedürfen. In vielen Gegenden, nicht fern von Augsburg, fanden sie spanisches, italiänisches, niederländisches Kriegsvolk; auf einen Wink vom Kaiser konnte sich ein beträchtliches

*) Sleidan B. 19. K. 22.

Heer zusammen ziehn; in der Stadt selbst lagen bei zehn Fähnlein Landsknechte. Das ist ein geharnischter Reichstag! sagten sich mit Befremden die Fürsten, und hatten gewiß eine kleine Schadenfreude über die Angst, die der Kaiser selbst beim Einzug in Augsburg schmählig leiden mußte. Eine seiner wilden Banden wollte durch einen Aufruhr rückständigen Sold ertrotzen. Den Raub abzuwehren ergriffen die Bürger die Waffen, welche sie leicht wider den Kaiser selbst richten mochten. Unter bangen Erwartungen mußte er einige Stunden in einem Schlupfwinkel zubringen. *)

Uebrigens hatte diese vorübergehende Angst keinen Einfluß auf den Geist, in

*) Thuanus l. 4. hist. p. 348.

welchem er diesen Reichstag nahm. In der Schrift, die er bei Eröffnung desselben (1. Sept.) durch seinen Vizekanzler verlesen ließ, that er die Foderung, daß die Stände ihm hinfort die Anordnung des Kammergerichts überlassen sollten, da durch die letzten Fehden alle Justiz im Reiche verfallen wäre. Sorgfältig werde er trachten, daß rechtskundige Männer zu Richtern gewählt würden, welche ihrem Eide gemäß unpartheiisch Urtheil ergehn ließen. Auch finde er gut, noch zehn Beisitzer zu der bestimmten Zahl hinzuzuthun, um die Masse der Händel bald aufzuräumen. Die nöthigen Kosten würde jeder Stand nach seiner Gebühr erlegen.

Sobald die Reichsstände von allem Einfluß auf die höchste richterliche Ge-

walt in Deutschland ausgeschlossen waren, mußten sie gänzlich in des Kaisers Macht gegeben seyn, der gewiß nicht unterließ, selbst das Urtheil zu vollziehn, welches seine Richter gesprochen hatten. Es entging ihm auch nicht, wie er seine Foderung nur durch Ueberraschung der Reichsstände werde erhalten können. Um diese möglich zu machen, fügte er einen zweiten Antrag hinzu. Er wollte nämlich die besondern Berathschlagungen zwischen einzelnen Ständen auf den Reichstägen nicht länger dulden, weil sie gemeinen Reichsversammlungen übel anständen, und ein jeder im Rath frei und ohne Scheu reden könnte. Allein diese besondern Zusammenkünfte waren ihm deshalb zuwider, weil durch sie die Stände mehr vorbereitet zu dem öffentlichen Rath

kamen, und der Feige, der Schwache, indem er den Willen seiner Genossen erkannte, ermuthigt wurde, den kaiserlichen Anträgen einen Widerstand zu leisten, welchen er sonst nie gewagt hätte.

Zur Willfährigkeit gegen des Kaisers Antrag wegen des Kammergerichts rieth besonders die Furcht, daß er ohne dieselbe dies Reichsgericht ganz an seinen Hof ziehn und einzig von dort über Deutschland Recht ergehn lassen möchte. Besonders auf die Kurfürsten hatte diese Furcht Einfluß. Allein die Fürsten, indem sie die Nothwendigkeit einer Verbesserung des Kammergerichts anerkannten, widerstanden anfänglich dem Verlangen des Kaisers, und gaben endlich nur insofern nach, daß demselben für diesmal die Anordnung des Gerichts überlassen werden sollte, er

auch neue Beisitzer über die gehörige Zahl ernennen dürfte: für alle künftige Fälle bewahrten sich die Reichsstände ihre alten Rechte *).

Wahrscheinlich hatte Karl nicht erwartet, daß er soviel erreichen würde, und ließ seinen zweiten Antrag zur Unterdrükkung aller besondern Verhandlungen einzelner Stände auf den Reichstägen nun selbst sinken. Er durfte seinen Plan, der Königsmacht in Deutschland ihren alten Glanz wiederzugeben, nicht zu gewaltsam darlegen, um nicht einen Theil der Deutschen von neuem gegen sich zu bewaffnen. Auf gleiche Weise vermied er, seinen Entwurf zu einem Bunde, an dessen Spitze

*) Sleidan B. 20 K. 20.

der Kaiser selbst stehn sollte, mit Eifer durchzutreiben, indem es ihm gelang einen sehr wichtigen Zweck, welchen er auch bei demselben vor Augen gehabt hatte, vollkommen zu erreichen. Seine Niederlande wurden in den Bund des deutschen Reichs aufgenommen. Für den vollen Schutz desselben sollten sie freilich zu den Steuern beitragen; aber in jeder andern Hinsicht blieben sie unabhängig im ungestörten Besitz ihrer alten Freiheiten. Im Grunde bezweckte also dieser Verein nichts, als den doppelten Vortheil für Karl, daß er noch ein größeres Gewicht in dem deutschen System erhielt, und daß er bei seinen vielfachen Kriegen mit Frankreich, deren Schauplatz vorzüglich die Niederlande wurden, auf den Schutz des Reichs

für dieselben, auf Theilnahme der Deutschen an diesen Kriegen rechnen konnte.*)

Der Kaiser mußte mit der theilweisen Erreichung seiner Wünsche auch deshalb zufrieden seyn, weil er nicht umhin konnte, auf diesem Reichstage durch manche Handlung die Stände gegen sich zu reizen. Ungemein groß war der Evangelischen, zum Theil der Katholiken Unmuth über die längere Gefangenschaft des Landgrafen Philipp. Seine Gemahlin und seine Söhne erließen jetzt ein Schreiben an alle Reichsstände, um seine Erledigung zu bewirken; die Landgräfin und ihre Tochter kamen selbst nach Augsburg, und flehten mit Fußfall zur kaiserlichen Majestät; auf das kräftigste verwandten

---

*) Sleidan B. 20. K. 20.

sich Moriz und der Kurfürst von Brandenburg, welche sich bedroht sahn, in die Gefangenschaft nach Hessen sich stellen zu müssen, weil sie der öffentlichen Meinung, ihrer Glaubensgenossen, ihrer Unterthanen wegen, ihr Fürstenwort nicht brechen konnten.

Unter diesen Umständen hielt Karl es für nothwendig, sich wegen seines Betragens gegen den Landgrafen öffentlich zu rechtfertigen. Er that es in einer Schrift, welche treu den ganzen Hergang beschrieb, und die Beschwerde enthielt, daß der gefangne Philipp die Punkte des Vertrags, wodurch ihm Gnade geworden, noch nicht sämmtlich erfüllt, die Schleifung seiner Festungen nicht vollendet, die Heimlichkeiten des schmalkaldischen Bundes nicht überantwortet hätte. Moriz und der Kur-

fürst von Brandenburg gestanden selbst in ihrer Gegenschrift, daß sie den Kaiser keiner Wortbrüchigkeit bei der ganzen Handlung zeihen könnten, daß aber viele enge und geheime Nebenhändel mit den kaiserlichen Räthen vorgegangen wären. Ob bei denselben, da eine Parthei der Sprache der andern nicht genug kundig gewesen, Mißverständnisse obgewaltet hätten, wollten sie nicht untersuchen. Der Geist, in welchem sie gehandelt, wäre nicht verborgen gewesen; in ihm hätten sie den Landgrafen die vollste Freiheit gelobet, und männiglich wäre nun zu bedenken, wie sehr die Gefangenschaft desselben ihnen zu Verletzung des Glimpfs gereichte.

Auch Karl fühlte, daß diese Klage gegründet sei; aber die Erledigung Philipps glaubte er noch für seine Plane durchaus

unräthlich. Dagegen wünschte er die vermittelnden Fürsten von jener Beschwerde zu befreien. Er sandte einen seiner Räthe an den Landgrafen, und verlangte die Auslieferung der Urkunden, welche die Kurfürsten zu seiner Sicherheit gestellt hatten. Dies Ansinnen kam demselben so seltsam vor, daß er vorgab, es durchaus nicht zu fassen. Als der Rath äußerte, er rede doch gute deutsche Worte und der Landgraf sei doch ein geborner Deutscher: entgegnete dieser, wie er nicht einsehe, was der Kaiser mit dieser Forderung im Sinn habe; dies sei die einzige Antwort, mit welcher noch zur Zeit er sich vernehmen lassen könne; die kaiserliche Majestät möge es mit ihm machen, wie sie wolle; er sei ohnedies ein gefangner Mann, und

könne viel höher als jetzt nicht bedrängt werden *).

Hätte Philipp auch jene Urkunden herausgegeben: so würden die vermittelnden Fürsten dadurch ihres Wortes eben so wenig in der Meinung deutscher Nation, als für ihre eigene Herzen, entbunden gewesen seyn. Dies Ansinnen an den gefangnen Landgrafen bewies, wie wenig der kaiserliche Hof deutsche Treue begriff, und der stolze Moriz, zu dessen Heil es gerichtet seyn sollte, mußte dadurch empört werden.

Wenn er durch Karls Betragen gegen seinen Schwiegervater während des Reichstags beleidigt wurde: so machte eine andre Handlung, worin sich des Kaisers

*) Hortleder B. 3. K. 84. Sleidan B. 19. K. 38. 39. 40.

Gunst gegen ihn offenbarte, einen hefti-
gen Eindruck zum Nachtheil desselben.

Seinen Geburtstag, den vier und
zwanzigsten des Hornung (1548) feierte
Karl, indem er die Kurwürde, des gefan-
genen Johann Friedrich Lehen und Herr-
lichkeiten, mit großer öffentlicher Pracht
an den Herzog von Sachsen übertrug.
Am Markte zu Augsburg saßen der Kai-
ser und die Kurfürsten auf einem geräu-
men, mit prächtigen Tapeten geschmück-
ten Gerüste. Mit der sächsischen Blut-
fahne rückten die Haufen von Moriz her-
vor. Der erste berannte das Gerüst;
dann gingen einige Fürsten hinauf und
baten für den Herzog um die Belehnung.
Es folgte die Losung, daß er selbst zur
Stelle komme. Da berannte Moriz mit
dem zweiten Haufen das Gerüste. Zehn

Fahnen, mit eben so viel Wapen der Landschaften, mit welchen er belehnt zu werden suchte, wurden ihm vorgeführt, und knieend empfing er die Belehnung. Aus der Herberge am Markt, wo er gefangen saß, schaute Johann Friedrich das prächtige Getümmel. Siehe, rief er aus, wie sich Morizens Gesindlein über den Raub an mir ergötzet; und mit voller Rührung setzte er hinzu: gebe der Allmächtige, daß sie meiner und der meinigen nie mehr bedürfen *).

Besondre Gefahr aber für den Kaiser, auf mehrern Seiten die Gemüther gegen sich in Harnisch zu bringen, lag in der Haltung, welche er gegen die religiösen Partheien behaupten mußte. Alle seine

*) Sleidan B. 20. K. 7. Hortleder B. 3. K. 85.

Schritte, während des kaum beendigten Krieges hatten bewiesen, daß er ihn durchaus nicht als einen Religionskrieg geführt hatte. Keinem von den überwundenen Evangelischen suchte er seinen Glauben zu entreissen: nirgends verrieth er eine Spur von Haß gegen die Ketzer. Gern hätte diese der Pabst durch die Donnerkeile des Konziliums zu Trient niedergeworfen, so wie sie sich allmählich vor den kaiserlichen Waffen in Deutschland neigten; aber Karl suchte es auf alle Weise zu verhindern und sammelte mit drohender Hand um den römischen Stuhl die Gefahren einer Kirchenreformation. Es ward immer offenbarer, daß er das Konzilium mehr wider jenen, als gegen die evangelische Parthei brauchen wollte; und in demselben Grade stieg die Sehnsucht der päbst-

lichen Legaten nach dem innern Italien, fern von der deutschen Grenze, damit sie den Einfluß des Kaisers weniger zu fürchten hätten. Allein dieser war so wenig geneigt, eine Verlegung der Kirchenversammlung zuzugeben, daß er einem der päbstlichen Legaten drohte, man sollte ihn in die Etsch werfen, wenn er derselben weiter erwähnte. Selbst die Gefahr, als die evangelischen Krieger an die italiänische Grenze vordrangen und Sebastian Schärtlin Lust bezeigte, das Konzilium zu überfallen, hatten demselben nicht Muth genug gegeben, sich von Triert zu entfernen. Als aber endlich die Nachricht erscholl, daß der Kaiser nach Sachsen hinabziehn werde: wagten es die Väter, die Aussage von Hieronymus Frakastor, dem Leibarzte der Versammlung, daß nämlich

die

die Luft zu Trient pestartige Krankheiten drohe, zur Verlegung der Synode nach Bologna zu benutzen. Nur die spanischen Bischöfe blieben zu Trient zurück, und bekamen auch Befehl, keinen Fuß von da zu rücken. Gegen den Pabst erklärte der Kaiser in den heftigsten und entschlossensten Ausdrücken, daß er nimmermehr ein Konzilium zu Bologna anerkennen und nicht ruhen würde, als bis sämmtliche Väter nach Trient zurückgekehrt wären. Selbst darin wollte er nicht willigen, daß die spanischen Bischöfe nur zum Beweise der Achtung gegen die übrigen nach Bologna zögen, um dann sogleich mit der ganzen Kirchenversammlung sich wieder nach Trient zu begeben.

Zur Wiederherstellung der alten Kaisermacht gegen das Pabstthum und der

Königsgewalt in Deutschland hatte Karl auch die Synode benutzen wollen, und durfte hoffen, nach dem Sturze der protestantischen und bei der gegenwärtigen Betäubung auch der katholischen Reichsstände, die deutsche Geistlichkeit zu diesem Zweck auf der Kirchenversammlung brauchen zu können. Ehmals hatte das Pabstthum die Mittelmacht in Deutschland wider das Königthum unterstützt und in ihr einen rüstigen Kampfgenossen gegen das kaiserliche Ansehn gehabt. Als Luthers Lehre unter den Reichsständen emporwuchs, sah der päbstliche Hof unter ihnen seine verderblichsten Gegner; und der Kaiser wollte nun auf der Synode sein offenbares Spiel mit dem Pabst treiben durch Hülfe der Stände, und mit diesen durch päbstliches Zuthun. Die Nähe

der Kirchenversammlung an der deutschen Gränze war zu diesem Spiel nothwendig.

In diesem Geist forderte Karl die deutschen Bischöfe auf, daß sie im Namen ihrer Nation von dem Pabst Wiederherstellung des Konziliums zu Trient fordern sollten. Die Deutschen hätten dasselbe, erklärten sie in ihrem Schreiben, mit geringer Zahl besucht, weil auch Trient außerhalb ihrer Nation sei, besonders aber weil alle Straßen mit Kriegsgefahren bedeckt gewesen. Diese wären vorüber gezogen, und eine gute Hoffnung zu der Kirchenversammlung hätte sich hie und da gezeigt; doch unerwartet wäre diese durch die Verlegung an einen andern Ort zerrissen worden. Zu besondern Schmerz gereichte dies ihrem Vaterlande, in welchem durch die Ketzerei alles

vergiftet wäre, was sonst gut und recht geheißen hätte. Die römische Kirche wäre von Gott als eine feste Burg erbauet, an welcher Wind und Wetter, die jetzt noch immer von allen Seiten heranzögen, sich zertheilen sollten. Von neuem möchte daher der Pabst das Konzilium aufrichten, sonst griffen sie mit ihrer Sorge zu neuen Mitteln *).

Die deutsche Nation war also gegen den Pabst aufgestellt, um ihn zur Wiederherstellung der Synode zu Trient zu zwingen. Größere Schwierigkeiten erregte es vielleicht, die Protestanten dann zur Sendung auf die Kirchenversammlung zu bewegen. Wenn die geistlichen Kurfürsten der Meinung waren, daß Deutschland sich

*) Sleidan B. 19. K. 36.

ohne irgend eine Bedingung dem Konzilium zu Trient anvertrauen müßte, so sahen auch katholische Reichsstände ein, daß dies von den Protestanten zu viel gefordert sei, indem schon einige ihrer Hauptlehren von den versammelten Vätern verdammt waren. Aber selbst Moriz von Sachsen und die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg, welche als die am wenigsten eifrig gesinnten unter den evangelischen Ständen angesehen werden mußten, wollten nur an einem Konzilium Theil nehmen, das frei und christlich, dessen Oberst nicht der Pabst wäre; auf welchem nur Bischöfe handelten, die ihres Eides entlassen worden, und auch die evangelischen Schriftgelehrten reden und mitbeschließen dürften; das vor allen Dingen die bisherigen Beschlüsse der Synode zu

Trient einer neuen Prüfung unterwerfen wollte.

Weil der Kaiser keine Mittel sah, so verschiedene Meinungen zu vereinigen, unterhandelte er schlau und geheim mit jenen Häuptern der protestantischen Parthei. Sein unverstellter Grimm gegen den römischen Hof bahnte ihm den Weg zu ihrem Vertrauen. Durch besondre und geheime Verheißungen erreichte er, daß sie bei seinem allgemeinen Versprechen, wie er mit christlicher Billigkeit das Konzilium handhaben wolle, sich beruhigten. Nur die evangelischen Städte widerstanden noch, als die Kurfürsten und Fürsten durch Schlüsse das Konzilium zu Trient anerkannt hatten. Sie wurden als halsstarrig verschrien und von den kaiserlichen Ministern hart bedräuet. Endlich ließen

sie sich bewegen, vor dem Kaiser zu erscheinen, und zu erklären, daß es ihnen nicht gezieme, der Fürsten Antwort zu verbessern. Zugleich übergaben sie dennoch eine Schrift, worin sie jede Kirchenversammlung verwarfen, ausser einer allgemeinen freien und christlichen oder einem Nationalkonzilium. Ohne Rücksicht auf diese Schrift antwortete ihnen der Kaiser, wie es ihn hoch erfreue, daß auch sie, gleich den Fürsten, ihm den ganzen Handel übergäben *). Sichres Geleit und freie Rede auf der Kirchenversammlung war das Einzige, was er den Protestanten öffentlich gelobte.

Mit einem unbedingten Reichsschluß, welcher das Konzilium zu Trient forder-

*) Sleidan B. 19. K. 37.

te, sah er sich nun gegen den päbstlichen Hof bewaffnet. Nachdem er denselben noch auf manche Weise hart bedrängt hatte, wagte er den entscheidenden Schlag, daß er in der ersten allgemeinen Versammlung der Väter zu Bologna auf das feierlichste erklären ließ, wie alle ihr Handlungen nichtig, ihr Betragen, ihre Reden thöricht und eitel wären, und wie er als Beschirmer der Kirche die Sorge für ihr Wohl mit aller Kraft auf sich nehmen wollte, wenn das Konzilium zu Trient nicht sogleich wieder aufgerichtet würde (1648 Jan. 16.). Unmittelbar nachher mußte sein Gesandter in Rom vor dem Pabst und den Kardinälen in Gegenwart sämmtlicher fremden Botschafter dieselben Erklärungen wiederholen *).

*) Sleidan B. 19. K. 42 -- 47.

Der Kaiser wartete die Wirkung seiner Protestation nicht ab, um einen andern Schlag zu thun, wodurch er den Pabst tief verwunden wollte. Er benachrichtigte den Reichstag von den Schritten, welche er durch seinen Gesandten in Rom thun ließe, und fügte hinzu, daß er noch nicht an dem Konzilium verzweifelte, aber wegen der Zögerung, die damit obwalten möchte, ein Mittel wünsche, wodurch inzwischen die deutsche Nation befriedigt werde. Man sollte einige fromme und gelehrte Männer auswählen; er wollte dann noch etliche zur Berathschlagung ordnen; sie würden sich über einen Religionszustand vereinen, welcher dauerte, bis eine allgemeine Kirchenversammlung jede Fehde beschwichtigt hätte.

Allein der erste Versuch zu einer sol-

chen Vereinigung schlug so gänzlich fehl, daß man voll Ueberdruß die Anordnung durchaus dem Kaiser anheim stellte. Julius Pflug, Bischof von Naumburg, gelehrt und duldsam, Michael Helding, Weihbischof von Mainz, durch seinen Eifer für die katholische Lehre weniger geschickt zum Vermittler, und Johannes Agrikola von Eißleben, vielleicht der einzige unter den berühmten evangelischen Gottesgelehrten, welcher der Reformation abhold war, weil nicht er vor allen andern sie bewirkt und den größten Ruhm durch sie erlangt hatte, waren die drei Männer, welche einen Plan entwerfen sollten, wodurch die Unruhen der deutschen Kirche, bis ein allgemeiner Friede aufblühte, beschwichtigt werden könnten.

Aus folgenden Quellen entsprang sicht-

bar der Geist, welcher bei Abfassung und Annahme des Interim herrschte. Die Muthlosigkeit oder wenigstens die dumpfe Betäubung der evangelischen Parthie war unbeschreiblich groß, nachdem ihre beiden Häupter gefallen waren. Was sie am meisten hätte aufrichten sollen, tiefe Einsicht in Karls Gemüth und Politik, welche den gänzlichen Ruin nicht wünschten und zugeben konnten, war ferne von ihr. Troß seinem bisherigen Betragen stand sie noch immer bei sich an, ob sie anders als den grausamsten Vertilger ihres Glaubens ihn nennen dürfte, und nach Erscheinung des Interim glaubte sie freilich nur als einen solchen ihn ansehn zu müssen. Noch weniger hatte sie eine Ahndung davon, was Moriz von Sachsen in seiner großen Seele bewegte; er galt bloß für einen Ver-

räther seiner Blutsverwandten und seines Glaubens. Außer ihm stand der Kurfürst Joachim von Brandenburg an der Spitze der Protestanten; aber theils hatte er überhaupt nicht Gewalt genug, um Massen mit sich fortzureißen, theils war er jetzt von der Eitelkeit geblendet, den Vermittler zwischen den Katholiken und Evangelischen spielen zu wollen. Zum Unglück war Agrikola Theolog an seinem Hofe, und brauchte das Ansehn des Kurfürsten zu dem heillosen Versuch, sich jetzt wenigstens gleichen Ruhm mit Luther zu erwerben, indem er die Reformation, welche dieser bewirkt hatte, zurückzudrängen wähnte.

Unter diesen Umständen waren die Evangelischen fast der Meinung der Katholiken, daß ihnen nun bei weitem nicht

eingeräumt werden könne, was ihnen schon frühere Verträge versprochen hatten. Aber dennoch war der Geist, worin das Interim abgefaßt worden, für sie eine unerwartet schreckliche Erscheinung.

Durch ihn trat die römische Kirche wieder in alle die Rechte, welche die Reformation ihr bestritten hatte. Ihr ward die Macht zugeschrieben, die heiligen Schriften zu erklären und Artikel des Glaubens aus ihnen zu fassen. Zweifel in der Lehre sollten durch Konzilien gelöset werden. Aber es war nicht hinzugefügt, daß diesen jene Freiheit nicht entstehn dürfe, ohne welche kein Protestant ihre Gültigkeit anerkannte. Die alten Sakramente wurden gänzlich wieder hergestellt, und Luthers große Lehren vom Glauben, von der Versöhnung und den guten Werken,

aus welchen das Wesen der Reformation entsprang, erschienen hier in einer Gestalt, worauf er sich mit vernichtendem Feuer gestürzt hätte. Selbst den Heiligen sollte ungekränkt die alte Verehrung bleiben. Sogar jene Bilder und heiligen Altäre, jener Pomp der Messen und feierlichen Umgänge, welche den Evangelischen ein Greuel waren, sollten in allen Gegenden Deutschlands wieder erscheinen. Dagegen wurde als eine besondre, doch nur einstweilige, Vergünstigung angerechnet, daß die Priester, welche einmal beweibet wären, bis zu einem Konzilienschluß ihrentwegen, ihre Frauen behalten dürften, und daß der Genuß des Nachtmals unter beider Gestalt noch erlaubt seyn sollte, wenn dabei nur keine Verachtung derer statt

fände, die es unter einer einigen Gestalt genössen.

Nach des Kaisers Denkart mußte das Interim den Protestanten sehr willkommen seyn. Die Dogmen waren in seinen Augen eigentlich eine sehr gleichgültige Sache. In den Punkten, welche ihm aus der Reformation besonders hervorleuchten mußten, waren die Evangelischen begünstigt. Ihm däuchte die Einziehung der geistlichen Güter ohne Zweifel der wesentlichste Vortheil für die evangelischen Stände, und das Interim hatte nirgends gesagt, daß dieselben wieder herausgegeben werden müßten. Auch faßte sein eigner Hang zum weiblichen Geschlecht sehr wohl, daß einem Priester viel daran liegen mochte, ob er beweibt seyn durfte. Der Genuß des Kelchs im Nachtmal mußte ihm

durchaus als etwas wichtiges erscheinen, da in den Staaten seines Hauses so furchtbare Bewegungen über ihn entstanden waren. Ueberdies hatte ein Haupt der Protestanten, dessen Glaube von seiner eigenen Religionsparthei für rein gehalten wurde, und ein berühmter Schriftgelehrter derselben das Interim vorzüglich gebildet, nnd der Pabst sowohl als die geistlichen Kurfürsten, sprachen heftig wider dasselbe. Mit vollem Vertrauen zu den Protestanten ließ er es daher in der Reichsversammlung am funfzehnten Mai verlesen. Dann stand der Erzbischof von Mainz auf, und dankte ihm für die große Mühe, mit welcher er für das Vaterland gesorgt hätte, wogegen es allgemeine Pflicht sei, seinem Gutdünken nachzukommen, da ihm alles wäre anheim gestellt worden.

Karl hielt diese Aeußerung für Stimme der Nation, und glaubte sein Werk vollendet *).

Nur ein Schatten verdunkelte diesen scheinbaren Triumph schon während der Vorbereitungen zu demselben. Er entstand aus den großen Bedenklichkeiten, welche Moriz von Sachsen gegen die Annahme des Interim machte. Als ihm dasselbe vorgelegt wurde, verhehlte er nicht, wie es ihm schiene, daß die Abgötterei dadurch wieder eingeführt würde. Darum müßte er mit seinen Theologen, welche darüber urtheilen könnten, sich nothwendig berathen. Ihnen sei er es schuldig und sich selbst, bei dem einmal erkornen Glauben zu beharren. Vergebens

*) Sleidan B. 20. K. 4. 8. 9. 10.

aus welchen das Wesen der Reformation entsprang, erschienen hier in einer Gestalt, worauf er sich mit vernichtendem Feuer gestürzt hätte. Selbst den Heiligen sollte ungekränkt die alte Verehrung bleiben. Sogar jene Bilder und heiligen Altäre, jener Pomp der Messen und feierlichen Umgänge, welche den Evangelischen ein Greuel waren, sollten in allen Gegenden Deutschlands wieder erscheinen. Dagegen wurde als eine besondre, doch nur einstweilige, Vergünstigung angerechnet, daß die Priester, welche einmal beweibet wären, bis zu einem Konzilienschluß ihrentwegen, ihre Frauen behalten dürften, und daß der Genuß des Nachtmals unter beider Gestalt noch erlaubt seyn sollte, wenn dabei nur keine Verachtung derer statt

fände, die es unter einer einigen Gestalt genössen.

Nach des Kaisers Denkart mußte das Interim den Protestanten sehr willkommen seyn. Die Dogmen waren in seinen Augen eigentlich eine sehr gleichgültige Sache. In den Punkten, welche ihm aus der Reformation besonders hervorleuchten mußten, waren die Evangelischen begünstigt. Ihm däuchte die Einziehung der geistlichen Güter ohne Zweifel der wesentlichste Vortheil für die evangelischen Stände, und das Interim hatte nirgends gesagt, daß dieselben wieder herausgegeben werden müßten. Auch faßte sein eigner Hang zum weiblichen Geschlecht sehr wohl, daß einem Priester viel daran liegen möchte, ob er beweibt seyn durfte. Der Genuß des Kelchs im Nachtmal mußte ihm

suchte der römische König, sein Freund Ferdinand, ihn milder für das Interim zu stimmen; vergebens fragte ihn der Kaiser mit spottendem Unwillen, was aus dem Reich werden sollte, wenn die Fürsten über Gegenstände, die zu Schlüssen des Reichstags werden möchten, mit ihren Landständen zu Rathe gehn, oder sie gar der Entscheidung der Theologen anheim stellen wollten, welche nur zu sehr das Feuer in Deutschland nährten und die kaiserliche Majestät schmähten? Moriz erklärte dagegen mit Festigkeit, daß er Augsburg sogleich verlassen werde, wenn man seinen Entschluß wegen des Interim noch ferner bekämpfte. Den theologischen Lehrern zu Wittenberg aber meldete er, daß sie frei ihre Gedanken über dasselbe gegen ihn offenbaren sollten; nur im un-

wesentlichen möchten sie duldsam sich zeigen, den wahren Glauben wollte er ungekränkt erhalten. Sobald das Bedenken der Theologen eingegangen war, theilte er es den kaiserlichen Räthen mit; noch an dem Tage, da das Interim dem Reichstage vorgelegt ward, erklärte er den Kurfürsten seine Misbilligung desselben, und erörterte seine Gründe in einer Schrift, die er am folgenden Tage dem Kaiser übergab. Bald nachher reiste er von Augsburg hinweg *).

Von ihm hatte der Kaiser am wenigstens solchen Widerstand erwartet, indem er diesen Einzigen unter allen Fürsten Deutschlands durch jedes Band an sich gefesselt zu haben glaubte. Wahrscheinlich fiel er auf die Vermuthung, daß Mo-

*) Expos. Witt. X. 2. Sleidan B. 20. K. 13.

riz so handle, um die Gemüther seiner neuen Unterthanen etwas an sich zu ziehn, und besonders seine Theologen, diese Redner des Volks, zu gewinnen. Daß dem Kurfürsten wirklich an seiner Religion viel lag, und daß er deshalb am Schluß seiner letzten Schrift so feierlich an das Versprechen erinnerte, welches seinem Glauben unverletzbare Sicherheit gelobte, vermuthete der Kaiser wohl nicht; und am wenigsten mochte er ahnden, daß jener Widerstand mit einer glühenden Liebe für deutsche Freiheit in Morizens Gemüth zusammenhing.

Indessen ward er überhaupt bald gewahr, daß die Protestanten das Interim aus einem ganz andern Gesichtspunkt betrachteten, als er erwartet hatte. Markgraf Johann von Brandenburg, Bruder des

Kurfürsten Joachim, erschien vor dem Kaiser und bat, ihn schlechterdings mit der neuen Religionsordnung zu verschonen. Vergebens entgegnete ihm Karl, daß ein Reichsschluß sie genehmigt habe, und kein Einzelner davon weichen dürfe. Der Markgraf gab zu verstehn, daß keinesweges der Erzbischof von Mainz im Namen aller Stände dem Interim Beifall gesprochen habe, und drang, in Erinnerung an seine treuen Dienste für den Kaiser im verflossnen Krieg, auf Erfüllung der Zusage über die Freiheit seines Glaubens. Karl befahl ihm, sogleich Augsburg zu verlassen, und er ritt denselben Tag hinweg nach seinem Lande, wo er nichts in der Religion änderte. Aber mit seiner Entfernung schwieg der Widerstand nicht. Auch Herzog Wolfgang von Zweibrücken, als der Kaiser ihm

Annahme des Interim zumuthete, erklärte, daß er keine Religion wollte, als in welcher er geboren wäre. Selbst der gefangene Johann Friedrich von Sachsen, so sehr er sich nach seiner Befreiung sehnte, und so lockende Verheissungen ihm geschahen, verwarf schlechterdings die neue Religionsordnung. »Nach seiner Ueberzeugung,« sagte er, »wäre sie in vielen Stükken der heiligen Schrift zuwider. Wenn er sich nun zu ihrer Annahme auf irgend eine Weise bequemte, hieße dies nicht mit verblümten Worten die göttliche Majestät und den Kaiser betrügen. Seines Gefängnisses wäre er gern entledigt, besonders da es seinem schweren Leibe unerträglich sei; zu seinem Gemahl, zu seinen Kindern möchte er gern heimziehen; aber theurer als alles wäre ihm, das Erbe des

Himmelreichs zu erlangen.« Seine Standhaftigkeit machte auf den kaiserlichen Hof einen so nachtheiligen Eindruck, daß der evangelische Prediger, welcher bisher bei ihm gelebt hatte, sich in großer Gefahr glaubte, und verkleidet entwich. Man hielt ihn nun strenger, nahm ihm die heiligen Schriften, und kündigte ihm an, daß er an verbotenen Tagen kein Fleisch mehr speisen sollte. Indessen hätte auch Willfährigkeit von seiner Seite ihm wahrscheinlich nicht die Freiheit erworben. Philipp von Hessen soll, wenigstens nach einem Schreiben desselben an den Kaiser, das aber verdächtig war, weil es vom kaiserlichen Hof ausging, sich für das Geschenk seiner Freiheit zur Annahme des Interim erboten haben, indem er nicht witziger seyn wollte, als die Kirchenväter.

Allein war dies auch wirklich sein Antrag: so blieb er doch in den Fesseln der Spanier, die ihn an diesen und jenen Ort hinschleppten.

Die Gesandten der Reichsstädte antworteten sogleich, daß sie wegen der neuen Religionsordnung an ihre Obern berichten müßten. Zur Annahme derselben mußten sich indessen die oberländischen, welchen Karl nahe war, bald verstehn; aber die entfernten hanseatischen, Magdeburg und andre Städte, trotzten lieber der Reichsacht, als daß sie sich dem Interim bequemen sollten. Auch Straßburg, welches unter den Städten vorzügliches Ansehn behauptete, handelte in diesem Geiste. Als dem Kaiser, äußerten die Gesandten dieser Stadt, aller Handel anheim gestellt worden: habe man nur auf weltliche An-

gelegenheiten gesonnen, und von den geistlichen vorausgesetzt, was oft beschlossen worden, daß sie nämlich bis zu einer Kirchenversammlung verschoben werden sollten. Nun aber fodre man von ihnen, daß sie von den Hauptstücken ihrer Lehre ungehört abstehn und die neue Religionsordnung, wie einen gewöhnlichen Reichsabschied annehmen möchten. Diese Erklärung ward von den kaiserlichen Räthen mit besonderm Unmuth vernommen. Granvella, Bischof von Arras, entgegnete den Gesandten, der Kaiser wisse wohl, wie in Frankreich die Rede gehe, daß die Straßburger seine Religionsordnung von sich weisen würden; aber Christen, welche den Glauben ihrer Väter verläugneten, könnte man auch mit Feuer zur Sinnesänderung zwingen. Die Gesandten schieden mit der

Antwort, daß man jemand durch die Flammen hinrichten, ihm keinen andern Glauben geben könnte *).

Auf seiner langen politischen Laufbahn hatte sich Karl wohl niemals so in seinen Erwartungen betrogen, als in den Wirkungen, die er vom Interim sich versprochen hatte. Er konnte keinen andern Zweck bei demselben haben, als daß es ein Mittel seyn sollte, wodurch die katholischen und evangelischen Stände so weit einander genähert und beruhigt würden, daß er sie vorerst beide wider den römischen Hof brauchen konnte; aber nicht bis zu einem solchen Grade, der es ihm unmöglich machte, sie nachher wieder gegen einander zu ihrem beiderseitigen Verder-

*) Sleidan B. 20. K. 13. 15. — 17. 19.

ben, und zur Erhöhung der kaiserlichen Macht zu handhaben. Diese Absicht verfehlte er gänzlich durch den Eindruck, welchen das Interim machte.

In den protestantischen Ländern sprach die lauteste Erbitterung gegen dasselbe. Selbst der Kurfürst von Brandenburg wagte nicht, es seinen Unterthanen aufzuzwingen. Einen Artikel nach dem andern wollte er schüchtern einführen, um das Volk allmählig daran zu gewöhnen. Vorläufig sollte die neue Ordnung nur in den Kirchen herrschen, welche zu seinem Hoflager gehörten. In seinen Provinzen unternahm Moriz keine Veränderungen des Gottesdienstes dem Interim zufolge, als solche, wodurch nach seinen Gottesgelehrten selbst, das Gewissen nicht verletzt und nur ein Joch aufgelegt werde, das man

des Friedens halber schon tragen dürfe. Aber sie gaben doch Veranlassung, daß die lutherischen Theologen, über die tiefe Klugheit Melanchthons und seines Fürsten, Verdammungsurtheile aussprachen, die einen Sturm durch ganz Deutschland erregten *). In andern Gegenden und Städten, wo das Interim ganz eingeführt wurde, brachen die Priester freiwillig oder verwiesen auf, und hielten entflammende Reden, ließen aufrührerische Schriften ausgehn, wider die Abgefallenen vom ächten Glauben, wider die neue Aufrichtung des Pabstthums in dem evangelischen Lande. Selbst in den ersten Zeiten, da Luther aufstand, waren der katholische Aberglauben und die Greuel des Pabstthums nicht

*) Sleidan B. 21. K. 29.

so sehr Gegenstand des Hasses, der Verspottung im Volke geworden, als jetzt die neue Religionsordnung. Der alte Glaubensgenosse, welcher sich ihr fügte, ward tödtlicher gehaßt, als der eifrigste Katholik, und entschiedner, als selbst der Pabst, galt nun unter den Protestanten der Kaiser als Antichrist *).

Auf der andern Seite tobten auch die Katholiken wider das Interim. Sie ließen mehrere heftige Schriften wider dasselbe ergehn, und die deutschen Bischöfe trugen vorzüglich dazu bei, es zum Gegenstande des Hasses und der Verachtung zu machen. Sogar der Erzbischof von Mainz, welcher dem Kaiser wider den Willen der Reichsstände in Aller Namen

---

*) Sleidan B. 20. K. 14. 15.

für das herrliche Werk gedanket hatte, wollte die beiden Hauptpunkte desselben über den Genuß des Nachtmals und die Priesterehe in den protestantischen Bezirken seiner Diözese nicht dulden. Ein ähnliches Betragen machten sich auch die übrigen Bischöfe zur Regel, und nicht bloß der religiöse Eifer im katholischen Deutschland billigte dasselbe, sondern noch mehr die Furcht vor der Kaisermacht. Nach dem Interim nämlich, aus welchem sich deutlich ergab, daß Karl die Fehde wider die Protestanten nicht zur Ausrottung ihrer Religion, sondern für andre Absichten geführt hatte, konnten auch die katholischen Reichsstände gar nicht mehr zweifeln, daß er die Protestanten wider sie brauchen wolle, so wie sie gegen jene, um die Mittelmacht in Deutschland überhaupt zu stürzen.

Durch den Unmuth der Katholiken und Protestanten gegen das Interim war der Plan des Kaisers, es für seine Absichten wider beide zu benutzen, gänzlich fehlgeschlagen. Aber es mislang ihm auch sein nächster Gedanke, den Pabst durch dasselbe hart zu verwunden. Er hatte den Entwurf dem römischen Hof mitgetheilt, um seine Erinnerungen darüber zu vernehmen. Ein Legat mit denselben langte zu Augsburg an, ward aber bei dem Kaiser nicht eher vorgelassen, als bis das Interim am Reichstage vorgelesen, und gleichsam durch einen Reichsschluß genehmigt war. Für diesen Hohn konnte sich jetzt der Pabst rächen. Er behauptete nämlich, daß nur er über jene Punkte, in welcher die neue Ordnung den Protestanten nachgesehen habe, eine gültige Dispensation ertheilen könne. Sich um dieselbe zu be-

werben, ward der Kaiser durch die deutschen Bischöfe verleitet, als das Interim mit so vielem Widerstande zu kämpfen hatte. Es kamen päbstliche Gesandte nach Deutschland; aber die Protestanten verschmähten ihre Dispensation, und ohne dieselbe wollten die Bischöfe das Interim nicht gelten lassen.

Auf die Weise fand sich Karl in allen seinen Erwartungen getäuscht. In dem höchsten Glanz seines Glücks sah einer der mächtigsten Fürsten und tiefsten Geister, von der reifsten Erfahrung, dasselbe unerwartet verdunkelt, weil er nicht zu berechnen verstand, wie theuer eine religiöse Meinung dem Menschen, und wie stark sie werden kann, wenn Eigennutz und vielfache andre Neigungen sie umranken.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Tod Pauls des Dritten. Wichtigkeit der neuen Pabstwahl. Des Kaisers heftigster Gegner wird Pabst. Unerwartete Gefälligkeit Julius des Dritten. Sein feierliches Versprechen, die Synode wieder nach Trient zu bringen. Vortheile des Kaisers davon. Eigener Ton im Ausschreiben eines neuen Reichstags nach Augsburg. Wenige Fürsten erscheinen in Person. Gefürchtete Gegenwart des spanischen Infanten Philipp. Karls Befremden über die geringe Wirksamkeit des Interim. Erläuterungen über diese Erscheinung. Merkwürdige Erklärung des Kurfürsten von Sachsen über das Konzilium. Dennoch Willfährigkeit der Evangelischen, sich demselben zu unterwerfen. Ursachen derselben, unter welchen der Geist des Reichsabschiedes. Der Kaiser, kühn genug, sei-

nen ganzen vollendeten Plan darzulegen; die Nachfolge des Infanten Philipp im Reich. Ursachen, warum dieser Plan scheitern mußte. Unter denselben scheinbar nicht, herbe Beleidigung Morizens.

Unter den Bewegungen, welche das Interim veranlaßte, starb der alte Pabst Paul der Dritte, ein bitterer Feind des Kaisers, nicht so sehr als Oberhaupt der Kirche, wie wegen der tödtlichen Streiche, die ihm derselbe in seinen Familienangelegenheiten in Italien beibrachte. Von der größten Wichtigkeit für die deutschen Angelegenheiten war es, wenn Karl einen Kardinal auf den päbstlichen Stuhl erheben konnte, der mit mildem Geiste die religiösen Spaltungen zu betrachten wußte. Ohne Zweifel ließ sich von dem Kardinal Polus dies erwarten; sein großes persönliches Ansehn ward durch den gan-

zen kaiserlichen Einfluß unterstützt. Aber einige seiner Mitbrüder urtheilten von ihm, daß etwas Lutherisches in ihm stecke; und der Kaiser machte gegen die Kardinäle einen zu herben Gebrauch seines Ansehns. Dieses und die Furcht, daß die französische Parthei zu stark auf eine Wahl dringen möchte, welche sie begünstigte, wenn ein Spanier Hoffnung zur päbstlichen Würde hatte, bewirkte endlich, daß sich die Mehrheit von Polus aus Burgos wegwandte. Eine Wahl kam zu Stande, welche für den kaiserlichen Hof die drohendste zu seyn schien: der Kardinal del Monte, welcher die Verlegung der Synode nach Bologna vorzüglich betrieben hatte, und immer zu den kühnsten Maasregeln rieth, um die Macht der

Kirche zu behaupten, bestieg als Julius der Dritte den Thron des Pabstthums. *)

Allein höchst unerwartet kam er dem Kaiser mit der Erklärung entgegen, daß er ihn sehr bereit finden werde, die Mißhelligkeiten zu schlichten, welche wegen der Kirchenversammlung zwischen beiden Höfen obwalteten. Er mißbilligte die Hartnäckigkeit seines Vorgängers, welche dem allgemeinen Wohl schädlich gewesen wäre, und gab sogleich Hoffnung, daß er das Konzilium zu Trient von neuem anrichten werde.

Diese Hoffnung erfüllte er endlich auf die Verheißung Karls, daß die Kirchenversammlung nichts wider die Hoheit des Pabstes beginnen solle; denn es leuchte

---

*) Sleidan B. 21. K. 38 — 42.

ihm nur zu sehr ein, wie Verachtung des Oberhaupts der Kirche schnelle Geringschätzung aller Obrigkeit überhaupt bereite; und auf die besondre Zusage, daß der Reichsschluß, durch welchen sich sämmtliche Reichsstände dem Konzilium zu Trient unterworfen hätten, in seiner Kraft bleiben werde. Die Fortsetzung der Synode zu Trient ward feierlichst vom römischen Hofe versprochen.

Durch dieses heitere Entgegenkommen des neuen Pabstes ward so manches Gewölk zerstreut, welche das Interim um Karls Pläne gezogen hatte. Dieses mochte nun nirgends zu Ansehen gelangen, so konnte der Grund seiner Kraftlosigkeit in der Erwartung von der nahen Wiedereröffnung der Kirchenversammlung gesucht werden, welche den allgemeinen Frieden

und die ewige Religionsordnung schenken sollte.

Mit besonderer Freude verkündete nun der Kaiser einen neuen Reichstag zu Augsburg (1550 März 13). Alles, was auf dem vorigen beschlossen und angefangen wäre, müßte nun beendet werden. Günstige Zeichen versprächen, daß nun der deutschen Nation Wohlfahrt gehandhabt werden könnte. Alle Zwietracht sollte ein Ende haben, und wer nun noch ungehorsam seyn wollte, müßte scharf gestraft werden. Alle Reichsstände möchten auf den fünf und zwanzigsten Tag des Brachmonats nach Augsburg kommen. Aber in eigener Person sollten sie erscheinen. Ihn hielte auch Schwachheit des Leibes nicht zurück; würde einer von ihnen dadurch gefesselt: so sollte er die Wahrheit

dieses Hindernisses mit kräftigem Eidschwur bezeugen, und Gesandte abordnen, die unumschränkte Vollmacht hätten, über alle Reichssachen zu handeln, damit keine Verzögerung obwalten könnte. *)

Eben die dringende Weise, wie der Kaiser zu dem neuen Reichstag einlud, wirkte wohl dazu, daß wenig Fürsten persönlich auf demselben erschienen. Nur die Erzbischöfe von Mainz und Trier waren von den Kurfürsten gegenwärtig; auf der fürstlichen Bank sah man nur den Herzog von Baiern, zu welchem sich spät Herzog Heinrich von Braunschweig gesellte. Auch dieser Reichstag, am sechs und zwanzigsten des Heumonates eröffnet, war ge-

---

*) Sleidan B. 21. K. 46.

harnischt, wie der vorige. Doch schien der Druck, welcher auf ihm lag, noch schwüler zu seyn. *) Mit dem Kronprinzen Philipp von Spanien kam fühlbar diese Schwüle. Nach den Niederlanden hatte ihn sein Vater berufen, daß ihm daselbst gehuldigt werde. Ahndungen des grausamsten Schicksals, das die Provinzen unter seiner Regierung heimsuchen müsse, wurden durch seinen Sinn, seine Haltung, jede Aeußerung seiner Maximen erweckt. Die spanische Inquisition war sein Herold und sein Begleiter. Seine Gegenwart auf dem Reichstage der Deutschen war furchtbar, wenn man gedachte, daß ihm auch in Deutschland gehuldigt wer-

---

*) Annales Augstburgenses ap. Menken t. 1. p. 1860. etc.

den könnte, und schreckte auf jeden Fall, als wenn sie das Interim ergänzte.

Wirklich konnten einige Aeußerungen Karls die Vermuthung erregen, als würde er noch über seine kaum bestimmte Religionsordnung hinausgehn. Wenigstens wollte er, daß auch die eingezognen geistlichen Güter allmählig wieder herausgegeben werden sollten. *) Um so unbegreiflicher blieb es ihm, warum das Interim selbst noch so wenig in Deutschland in Wirksamkeit war; er forschte nach den Ursachen dieser befremdenden Erscheinung. Ihrem Eifer für des Kaisers Befehle, sagten die Erzbischöfe, stünden manche Freiheiten entgegen, die in ihren Diözesen ob-

*) Annal. Augstburg. l. c. Sleidan B. 22. K. 7.

walteten. Kräftiger entgegneten die Gesandten der abwesenden Kurfürsten, daß die gewohnte Religion nicht so leicht aus den Herzen der Menschen gerissen werden könnte, und daß man über die neue Religionsordnung sich allenthalben beredet hätte, sie sei der heiligen Schrift zuwider. Wollte man die Prediger zu ihr zwingen, so würden die Kirchen bald wüste dastehn. Nur durch Unterweisung könnte der Geist sich an eine neue Lehre gewöhnen. In den Schulen, in den höhern Lehranstalten, fielen mehrere katholische Stände ein, läge freilich der Grund der Widerspänstigkeit; die Kirchendiener selbst machten das Interim bei dem Volke verhaßt; ungestraft dürfte man dasselbe mit Schmähbüchern antasten. *)

*) Sleidan B. 22. K. 15.

Ueber die verfehlte Hoffnung von den Wirkungen seiner Religionsordnung mochte sich der Kaiser mit seiner Erwartung vom Wiederaufblühn des Konziliums von Trient trösten, bis zu dessen Entscheidungen das Interim ohnedies nur gelten sollte. Sein Triumph über die Wiederherstellung der Synode war der vornehmste Gegenstand seines Vortrages auf dem Reichstage. Die Mehrheit der Stände bekannte auch von neuem ihre Willfährigkeit, sich der fortgesetzten Kirchenversammlung zu unterwerfen. Aber Kurfürst Moriz ließ erklären, daß er sich dem Konzilium nur gehorsam zeigen würde, wenn dasselbe als ein durchaus neues eröffnet werden sollte, wenn der Pabst gleichfalls von diesem Gericht abhängig wäre, und wenn die evangelischen Gottesgelehrten so

gut, wie die katholischen Bischöfe als Mitglieder desselben richterliche Stimme hätten. Der Erzkanzler weigerte sich, diese Erklärung ins Reichsprotokoll aufzunehmen. Wie nothwendig die Sorge für die Evangelischen, welche sie athmete, gewesen sei, verrieth schon die Bulle, in welcher der römische Hof die Synode verkündete. Nur eine Fortsetzung der letzten Kirchenversammlung zu Trient sollte diese neue in jeder Hinsicht seyn; kein Buchstabe der vorigen Beschlüsse sollte ungültig werden; Verdammung der Hauptlehren der Protestanten war also schon ausgemacht, ehe sie noch in Trient erschienen.

Am fünften Tage des Jenners (1551) ließ Karl die Bulle des Pabstes im Reichsrath verlesen, wiewohl sie seinen Absich-

ten nicht entsprach und die Protestanten so leicht von Theilnahme an der Kirchenversammlung hätte zurückschrecken können. Vergebens hatte er den Pabst um Abänderung derselben ersucht, indem die Ketzer nimmermehr in ein Netz gehen würden, das so sichtbar vor ihnen aufgespannt wäre. Allein der heilige Vater hatte es kein Hehl, daß er die Protestanten eben nicht auf der Synode zu sehen wünschte und daß er des Kaisers Gründe, warum er ihre Gegenwart so sehr betrieb, recht gut durchschaute. Es ergab sich, daß dieser Pabst die wiederauflebende Kirchenversammlung zu Trient zu nichts anderm hergeben wollte, als wozu die verlegte dem römischen Hofe hatte nützen sollen.

Unter diesen Umständen erwartete der Kaiser selbst nicht die Willfährigkeit, wel-

che die Evangelischen bezeigten, sich dem Konzilium zu unterwerfen. Sie hatten sehr verschiedenartige Ursachen. Die Ehrfurcht der Deutschen vor einem Reichsschluß war zu jenen Zeiten noch ungemein: durch ihn, wie er auch zu Stande gekommen seyn mochte, hatten sich die Protestanten nun einmal dem Konzilium hingegeben. Auch lag auf ihnen eine dumpfe Schwüle, in welcher sie die Zukunft nicht mehr zu berechnen wagten. Nur für den Augenblick suchten sie der Gefahr zu entgehn. Selbst Moriz von Sachsen, der kaum so muthig gegen des Pabstes Gewalt auf der Kirchenversammlung gesprochen hatte, verstummte jetzt, obgleich derselbe mit allem alten Pomp in seiner Bulle auftrat und als Statthalter des Heilands auf Erden gänzliche

Abhängigkeit der Synode von ihm verkündete. Besonders wirkte endlich zu jener Willfährigkeit der Protestanten die Ansicht, welche ihnen der Kaiser vom Geiste des römischen Hofes und seiner Bulle zu verleihen suchte. Durch den Reichsabschied (13. Hornung 1551) gab er darüber vorzüglich Aufklärung. Kräftig versicherte er in ihm, daß er seine Rechte und Pflichten als Beschirmer der Konzilien mit Macht handhaben werde, daß er allen, welche auf die Kirchenversammlung zögen, freies und sichres Geleit, hin und zurück, und auf derselben die Freiheit gelobe, alles vortragen zu dürfen, was zur Beruhigung ihres Gewissens diene. Diese Verheißung erstrecke sich auf alle, sie möchten ihre Religion geändert haben oder nicht. In der Nähe der Synode wolle

er selbst bleiben, wo möglich innerhalb der deutschen Gränzen, damit er über Recht und Sicherheit eines jeden wachen und vorzüglich dahin trachten könne, wie der Väter Rathschläge im Geiste der heiligen Schrift, besonders der deutschen Nation ersprießlich werden möchten. Alle christliche Völker befaßte endlich die päbstliche Bulle; und so schien es, als dürften die Protestanten über den Ton derselben sich nicht zu sehr wundern; denn wie konnte ihrentwegen eine Sprache verändert werden, welche durch viele Jahrhunderte geheiligt, auch jetzt noch von der ganzen abendländischen Christenheit, außer von ihrem Häuflein, nicht gemißbilligt wurde. *)

Während dieses Reichtages und unmit-

*) Sleidan B. 22. K. 25. 27.

mittelbar nach demselben enthüllte es sich endlich völlig, warum der Kaiser so lebhaft auf die persönliche Gegenwart der Fürsten gedrungen hatte, und woher die ungemein drückende Schwüle entstand, die sichtbar auf der Reichsversammlung und überhaupt auf den deutschen Gemüthern ruhte. Zugleich zeigte sich Karls Plan bis zur äußersten Gränze vollendet.

Zu seinem Wunsche, die Königsmacht in Deutschland nach ihrem alten Glanze wieder aufzurichten, mußte das Bestreben, Spanien auf das genaueste in seinem Hause mit dem deutschen Reiche zu verbinden, sich nothwendig gesellen. Sein ganzes Leben und alle Pläne, die ihm durch seine Erfahrungen lieb geworden waren, foderten ihn zum stärksten zu solcher Absicht auf. Dem ewigen Nebenbuhler sei-

nes Hauses, dem mächtigen König von Frankreich, konnte keine größere Gefahr drohen, als wenn ihn Habsburg zwischen der deutschen und spanischen Kraft stets eingezwängt erhielt. Auch gegen den Pabst konnte dasselbe, wenn es die Kirchen von Spanien und Deutschland zugleich umfaßte, viel kräftiger wirken, als wenn eine Linie das rechtgläubigste, und die andre das ketzerischte Volk beherrschte.

Die erste große Schwierigkeit war, diese beiden Linien selbst dahin zu bewegen, daß sie gleichsam zu Einer wurden. Dies war auf keine Art einzuleiten, als wenn der älteste Prinz im Hause, welcher nach der jetzt bestehenden Erbfolge nur die Besitzungen Einer Linie bekommen hätte, in Stand gesetzt würde, Deutschland und Spanien zugleich zu umfassen. Allein für den

nächsten Fall in der Nachfolge schien eine solche Einleitung unmöglich, denn Ferdinand, der schon so lange als römischer König neben seinem Bruder dem Kaiser stand, war gewiß nicht dahin zu bringen, daß er auf die Kaiserkrone Verzicht leistete; und die düstre Ehrsucht des Infanten Philipp, welche sich über die lange Herrschaft des Vaters grämte, schwelgte schon in Entwürfen einer schauervollen Regierung über Spanien, welches Land seinen Neigungen mehr, als jede andre habsburgische Provinz, angemessen war. Der Kaiser legte daher die Ausführung seiner Absicht etwas weiter in die Ferne. Er unterhandelte mit seinem Bruder Ferdinand, daß zu dessen Nachfolger im Reich nicht Erzherzog Maximilian, des römischen Königs ältester Sohn, sondern der Infant Philipp bestimmt wer-

den, und nach dem Tode dieses letztern jener den Kaiserthron besteigen sollte. *)

Daß Ferdinand diesem Plane sich fügen werde, scheint Karl gehofft zu haben; und Philipp wurde nach Deutschland berufen. Seine Gegenwart war nothwendig, wenn seine Wahl zum römischen König zu Stande kommen sollte. Auch hegte der Vater die eitle Hoffnung, daß der Infant sich noch zur lebendigen Theilnahme an deutschem Geiste, deutschem Staatsinteresse bequemen werde. So hoffte er auf der andern Seite, den Erzherzog Maximilian, welchen er zu seinem Schwiegersohn wählte, in die spanischen Sitten einzuweihen, und höchst wahrscheinlich gedachte er, der Grundidee seines Plans ge-

*) Heuteri Rerum Austriac. l. XII. c. 15.

mäß, daß derselbe Philipps Nachfolger auf dem spanischen Throne werden sollte, nachdem ihm der kaiserliche zugesichert worden. Maximilian mußte daher als Statthalter in Spanien bleiben. Allein von seiner Denkart wurden des Kaisers Absichten zuerst bedroht. Kaum vernahm er von denselben: so drang er wiederhohlt in seinen Vater, daß man ihn aus Spanien abrufen sollte. Es wäre ihm nicht unbekannt, wie man seine Entfernung von Deutschland benutzte, um Pläne zu schmieden, welche ihm die Aussicht auf den Thron in seinem Vaterlande raubten. Warum er sich an Sitten und Geist der Spanier gewöhnen sollte, die dem Deutschen unerträglich wären, und ihn bei der theuern Nation verhaßt machen würden? — Als die Vorstellungen an seinen Vater nichts

fruchteten, schrieb er dem Kaiser, daß das fremde Klima seine Gesundheit verzehrte und er in die Heimath zurückkehren müßte. Allein dies paßte so wenig in Karls Absichten, daß er seinen Bruder auf das dringendste ersuchte, den Prinzen noch in Spanien zurückzuhalten. Die Vorstellung des Vaters, wie er nimmermehr etwas zum Nachtheile seines Sohns zugeben werde, hatte einigermaßen diese Wirkung. Doch ergab es sich deutlich, daß Maximilian in die Nachfolge des Infanten auf dem Kaiserthrone vor ihm, niemals einwilligen werde. *)

So hatte des Kaisers Plan schon in seinem eignen Hause Widerstand gefunden,

---

*) Epistolae gallicae de foedere Mauritii cum Gallis. IV. ap. Menken t. II.

ehe er während des zweiten Reichstages zu Augsburg versuchte, in wie fern die vornehmsten unter den Reichsständen ihn genehmigen würden. Dumpfe Gerüchte von demselben schlichen unter dem Volke umher, furchtbar, wenn sie nur die Wahrheit sagten, aber durch Zusätze ungemein drohend.

Durch Gesandte, die zu den einzelnen Kurfürsten reisten, beschwerte sich der Kaiser auf das bitterste, über die Verläumdung, welche unter dem Volke umginge, daß er die Reichsfreiheit untergraben und in seinem Hause eine Krone erblich machen wollte, welche er blos kraft der freien Wahl der Stände trüge. Es sei ihm wohl bekannt, daß selbst die Botschaften etlicher großen Potentaten sich mit gleicher Rede hätten vernehmen lassen. Nie

hätte ihn die Begierde verlassen, das heilige römische Reich deutscher Nation in gute Einigkeit und ein solches Wesen zu bringen, damit es gegen jeden feindlichen Ueberfall fest gegründet sei. Eine unzerreißbare Verbindung desselben mit Spanien würde dies vorzüglich schaffen, und darum wünschte er, daß seinem Sohn Philipp die deutsche Krone fest zugesichert werden möchte, nicht zum Nachtheil Ferdinands, denn der Infant sollte erst, wenn dieser zum Kaiserthron gelangt wäre, als römischer König eintreten. Um aber allen Verdacht, als suchte er das Reich erblich zu machen, abzuschneiden: wollte er wohl leiden, daß seinem Vetter, dem Erzherzog Maximilian, sogleich Titel und Würde eines römischen Königs zugesichert würden, so daß er die Krone des-

selben trüge, wenn der Prinz von Hispa=nien den Kaiserthron bestiegen hätte.

Indem Karl den Kurfürsten die Furcht benehmen wollte, als wäre das Reich in Gefahr, erblich im Hause Habsburg zu werden, zeigte er ihnen dieselbe erst recht furchtbar. Vielleicht stellte er sich dunkel vor, daß die Hauptschwierigkeit in dem Widerwillen der Deutschen gegen die spa=nische Herrschaft liege, und daß sie weni=ger für ihre Freiheit fürchten würden, wenn sie versichert wären, daß die deut=sche Linie dem Kaiserthrone stets eben so nah stände, als die spanische. Außerdem läßt sich nicht begreifen, wie Karl von solcher Wendung seines Antrages sich gute Wirkung versprechen konnte.

Auch die geistlichen Kurfürsten waren im Grunde so abgeneigt, sich demselben

zu fügen, daß sie lieber ihre Kurwürde aufgegeben hätten. Für Moriz von Sachsen schien der Antrag nicht entschieden widerwärtig zu seyn. Seine Jugend, erwiederte er, sein Mangel an Erfahrung, erlaubten ihm nicht, wegen einer so wichtigen Sache sich sogleich zu entschließen. Nachdem er sich aber mit dem Kurfürsten von Brandenburg berathen hatte, ließ er die Antwort ergehn, daß er sich zu nichts anheischig machen könnte, ohne mit allen Kurfürsten Rath gehalten zu haben, da dies ein übermäßig hoher Handel für die ganze Christenheit und das Reich wäre. Er sei bereits in merklichem Unglimpf und Gespräch, weil er sich von dem Kaiser und dessen Bruder nicht habe wollen abwendig machen lassen. Wenn er sich nun in diesen Handel hinter dem Rük-

ken der andern Kurfürsten einließe, wie begehrt sei: so würde solches Geschrei wider ihn noch größer werden.

Aehnliche Abneigung gegen den Antrag äußerte der Kurfürst von Brandenburg, und ließ den römischen König insgeheim auf das treuherzigste ersuchen, sich bald aus der Schlinge zu ziehn, in welche er sich verwickelt hätte; denn sonst möchten er und sein Geschlecht ewigen Haß der deutschen Nation davon tragen. Moriz von Sachsen, welcher stets in vertrauter Freundschaft mit Ferdinand lebte, kannte ohne Zweifel dessen geheime Denkart genug, um solche Warnungen unnöthig zu glauben. Er war gewiß von der Wendung unterrichtet, durch welche sich der römische König dem verhaßten Ansinnen seines Bruders zu entziehn suchte. Ihm könnte, sagte er, der ganze Plan für sei-

ne Person gleichgültig seyn; Maximilian müßte darüber entscheiden, und an dem wollte er keinen Raub begehn. Er kannte die Festigkeit seines Sohnes. Der Erzherzog ward auf sein ungestümes Andringen endlich mit seiner Gemahlin aus Spanien abgerufen. Aber auch mündlich erklärte er dem Kaiser, daß ein solches Ansinnen nicht nur ihm, sonder der ganzen deutschen Nation zur Schmach gereichte. Ein Fremdling sollte mit Verachtung der Gesetze, der Sitte der Vorfahren, über das ehrwürdige Land gebieten. Nimmermehr würden die Wahlfürsten sich in solche Schande fügen *).

Den Spaniern war die Standhaftigkeit,

*) Sepulveda de rebus gestis Caroli V. l. xxvi c. 87.

womit sich Maximilian der Absicht seines Oheims widersetzte, sehr willkommen. Wenn sie auf Karls Regierung zurück sahen, wie viele Kriege er in Deutschland, Italien und Frankreich geführet, wie durch dieselben Spaniens Kräfte erschöpft waren, wie seine Regierung durch die häufige und lange Abwesenheit des Herrschers erschlaffte; wenn sie dabei die Betrachtung machten, daß dies Ungemach eben daher entsprungen sei, weil ihr König zugleich römischer Kaiser war: so konnten sie unmöglich wünschen, auch Philipp auf dem Thron der Cäsarn zu erblicken. Der Infant selbst sehnte sich auch nicht nach demselben. Er war Spanier mit allen seinen Sitten und Gedanken, und fand es unbequem, andre Völker zu regieren *).

*) Sepulveda l. c. 88.

Trotz allen diesen Hindernissen glaubte sich der Kaiser von der Erreichung seines Wunsches nicht weit entfernt. Seine Familie mußte sich zuletzt doch beugen; unter den deutschen Wahlfürsten hatte sich keiner offen geweigert, sich seinem Ansuchen zu fügen; und wie vieles war ihm nicht schon in Deutschland gelungen, seitdem er den schmalkaldischen Bund vernichtet hatte.

Das Schicksal der gefangenen Häupter desselben schreckte jedes Fürstenhaus. Als alle dringende Verwendung für die Freiheit Philipps von Hessen ohne Erfolg geblieben war, suchte er sich durch die Flucht zu retten. Zwei von seinen Vertrauten hatten von Mecheln an, wo er gefangen gehalten wurde, bis an die Gränze Hessens rasche Pferde bestellt, und alles ließ

eine glückliche Ausführung des Vorhabens hoffen. Aber einer von den Leuten des Landgrafen konnte die Freude seines Herzens nicht bergen, und redete von der Befreiung seines Herrn in wenig Stunden. Der Befehlshaber der Wache ward noch zeitig genug benachrichtigt: zwei von Philipps Dienern stieß man sogleich nieder, andre wurden enthauptet, und der Fürst gerieth nun in die engste Verwahrung. Sogar wagten sich einige an den Kaiser mit dem Rath, daß er sich der beschwerlichen Mahnung um die Freiheit desselben und der Gefahr von seiner Flucht auf einmal entledigen möchte, indem er ihn durch langsam tödtendes Gift hinrichten ließe. Man zeigte das Gift vor, welches man zu dieser Absicht von Mailand gebracht hatte. Hört auf mit solchen Rath-

schlägen, sagte Karl mit Unwillen. Nichts bringt einem Fürsten mehr Schande, als mit Gift zu befehden: will ich, auch gerechten Tod, über jemand verhängen, und vollbringe es heimlich: so wird es zum Verbrechen *).

Dagegen schrieb der Kaiser an die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen mit großer Bitterkeit über die versuchte Flucht des Landgrafen, und drohte, alle diejenigen ernstlich zu strafen, welche Theil an derselben genommen hätten. Die beiden Fürsten sandten diesen kaiserlichen Brief an den jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen mit der Bedeutung, daß sie das Fürstenwort, welches sie seinem Vater gege-

*) Sepulveda. XXV. 38. 39.

gegeben, für entkräftet halten würden, wenn er von ähnlichem Beginnen nicht abließe. Aber Moriz fügte den geheimen Trost hinzu, daß er Land und Leute, Leib und Leben für die Entledigung Philipps wagen würde; doch es dann erst Zeit seyn möchte, sich einzustellen, wenn gewisser Leute Ungnade weniger zu fürchten wäre*).

Solche geheime Tröstung durfte dem evangelischen Deutschland nicht bekannt werden. Es äußerte ohne Unterbrechung die innigste Theilnahme an dem Schicksal der unglücklichen Fürsten, welche es auch in der Gefangenschaft als seine Schutzengel betrachtete. Aber Moriz von Sachsen, der als des Landgrafen Eidam und durch sein Fürstenwort, welches der kai-

*) Sleidan B. 22. K. 18.

serliche Hof nicht achtete, als Protestant und als einer der mächtigsten Reichsstände, die von Habsburg so sichtbar erdrückt werden sollten, mächtig ermahnt wurde, wider den Kaiser sich zu erheben, schien dennoch durch Begierde nach eigner Vergrößerung gänzlich gefesselt zu werden. Von ihr verblendet, wollte er, so ging das Gerücht, sogar die Vollziehung der Acht wider die christliche Stadt Magdeburg übernehmen, welche sich den höchsten Ruhm von allen schmalkaldischen Bundesverwandten erwerbe, und einzig noch als Damm gegen die wiederum einreissenden Pfaffenlehren stehe.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Ursache von Magdeburgs Ungehorsam gegen den Kaiser. Aufruf der Stadt an die evangelische Christenheit, und Anspielung der Prediger auf Moriz. Plötzlicher Ausbruch des Krieges wider Magdeburg durch Herzog Georg von Mecklenburg. Treffen bei Hildesleben, Septbr. 22 1550. Unglücklicher Ausgang desselben für die Magdeburger beschleunigt den Reichskrieg wider sie. Der Kurfürst von Sachsen, Feldhauptmann des Reichs. Lebhafter kleiner Krieg. Planmäßige Belagerung der Stadt. Gefangenschaft Georgs von Mecklenburg. Moriz besorgt wegen der Stimmung seiner eigenen Unterthanen. Garden des Herrn von Heydeck, die zum Entsatz der Stadt anrücken. Morizens Cäsarsschnelligkeit gewinnt oder zerstreuet sie. Langwierigkeit der Belagerung, vermehrt durch

lang ausgesponnene Verhandlungen. Endlich Vertrag und Uebergabe der Stadt. Nov. 4. 1550. Geist der Kapitulation.

Magdeburg war bald nach dem Falle des schmalkaldischen Bundes schon in die Reichsacht erklärt worden, weil sie durchaus keine Versöhnung mit dem Kaiser gesucht hatte *). Aber es entging ihr nicht, daß niemand unter den Reichsständen bereit war, wider die Geächteten zu ziehn, und ihr christlicher heroischer Sinn einen tiefen Eindruck auf die deutschen Gemüther machte. Die Flamme desselben stieg immer höher, und fand einen reichen Stoff in dem Interim und der dadurch veranlaßten Bewegung.

Die von Magdeburg ließen eine gemeine christliche Erinnerung ausgehn, wor-

*) Hortleder B. 4. Kap. 2. 3.

in sie die neubefohlne Religionsordnung eine menschliche Glosse wider Gottes Wort nannten, und sich auf die Urzeit des Christenthums beriefen, wo die Rechtgläubigen Leib und Leben wider die allmächtigsten Kaiser setzten, wenn diese sich unterstanden, wider Gott und sein Wort zu gebieten; wo die Kirchenväter die demüthige Antwort lehrten: halt zu gute, o Kaiser; du dräuest den Kerker, aber Gott die ewige Hölle. Auch sei es nicht erlaubt, die christliche Wahrheit in einem Winkel zu bekennen; sondern es müsse laut bei aufgethanen Fenstern geschehn. Sie wollten deshalb es nie glauben, daß ihre Mitchristen sich ihrer entschlagen, oder sie gar mit überziehen und bedrängen würden *).

*) Derer von Magdeburg Entschuldigung.

Je näher die Gefahr sich ihnen zeigte, desto lauter wurde ihr Ruf an die Christenheit, und sie sagten der Welt ohne Scheu, daß mit dem einbrechenden Kriege nicht blos sie und andere Christen gemeint wären, sondern daß man Tag und Nacht darauf sinne, die ganze göttliche Wahrheit und ihre Bekenner auszurotten *).

Mit besonders tapferem Sinne redeten noch die Prediger der Stadt zu der Christenheit in Deutschland, um darzuthun, daß ihre Lehre mit dem Augsburger Glaubensbekenntniß einhellig sei, welches durch das Mittelding, zu dem etliche Stände abgefallen, und durch papistische Ceremonien erdrückt werden solle. Auf solche

---

Bitt und gemeine Christliche Erinnerunge, J. 1549. b. Hortleder B. 4. K. 4.

*) Hortleder B. 4. K. 6.

Weise schmähe man lästerlich das Andenken Luthers, welcher, wiewohl gestorben, doch immerdar lebe, weil er die evangelische Welt aus der babylonischen Gefängniß erlöset habe. Mit diesem trieben alle diejenigen Buhlerei, welche dem Interim gehorsamten, und wie alle Hurer würden sie am jüngsten Tage verdammt werden.

Alle Gründe, wodurch Religion und Politik einen Widerstand gegen den Kaiser, welcher durch Ohrenbläserei wider die christliche Stadt verführt sei, rechtfertigen konnten, wurden von den Pfarrherrn mit umständlicher Klugheit entwickelt, und besonders stützten sie sich auf das sonderbare Recht und die Freiheit der Christen in Deutschland, wo die Obern und Untern sich einander verpflichtet wären, und

jene, sobald sie schuldig würden, auch diese ihrer Pflicht entledigt hätten *).

Mit schlauer Anspielung suchten die Pfarrherrn auch den Kurfürsten Moriz abzumahnen, daß er nicht seinen Arm zur Vollziehung der Reichsacht liehe, indem sie erzählten, wie unter Kaiser Maximian die Thebäer zu einem Kriegszuge von Hof aus beschieden worden. Als ihr Heerhaufe, unter Anführung des Helden Moriz, wohlgerüstet vor dem Kaiser erschienen sei, hätten sie vernommen, daß sie gegen die Christen ziehen sollten, als wider die Rebellen des römischen Reichs, wie sie einzig deshalb gescholten worden, weil sie den Götzen nicht opfern wollten. Da hätten die Thebäer des Befehls ihrer Heimath ge-

*) Sleidan B. 22. K. 2. Hortleder B. 4. K. 7.

dacht, daß sie dieselben vielmehr wider die unrechte Gewalt des Kaisers schützen und handhaben sollten. Sogleich wäre Moriz mit seinem Haufen aus dem Lager gewichen, und umzingelt von dem großen kaiserlichen Heer hätten sie alle ohne Ausnahme lieber den Märtyrertod erlitten, als durch ihr Schwert Märtyrer gemacht*).

Allein troz dieser Vermahnungen an die gemeine Christenheit und ihre Obrigkeiten, zeigte sich der Krieg schleunig an den Mauern Magdeburgs; denn Herzog Georg von Mecklenburg, ein brausender Jüngling, überfiel plötzlich das Stift, wo seine wilden Banden schrecklich hauseten. Man wußte nicht, ob er diesen Zug blos aus Fehdelust unternahm, indem er die

*) Hortleder B. 4. K. 7. S. 848. 49.

die Stadt und ihr Gebiet doch einmal als Beute der Reichsacht ansah; oder auf Anstiften der Domherrn, die mit der Stadt in harter Feindschaft standen; oder mit Rücksicht auf größere Kriegsrüstung gegen Magdeburg.

Von dem Wehklagen des Landvolks gerührt, beschlossen die Bürger der Stadt, wider den Feind zu ziehn, wiewohl der kriegserfahrne Graf Albrecht von Mansfeld, ein Freund des gestürzten Johann Friedrich und vom Kaiser seines Landes beraubt, welchem die Bürgerschaft vor allen andern Vertrauen schenkte, sie warnte, sich nicht mit den krieggewohnten Banden zu messen.

Die muthigsten Bürger zogen mit den Landesknechten, welche in der Stadt lagen, und drei Geschwadern Reiterei, und

Feldgeschütz hinaus. An sie schlossen sich gewaltige Schwärme von Bauern, die mit ihrer besten Wehr und Rüstwagen nach der Stadt beschieden waren. Diese rohe Menge, mit Stadtpöbel vermengt, gab dem Heerzuge ein unbehülfliches Ansehn, und brachte Gefahr.

Sie zogen zwei Meilen von Magdeburg nach Wollmirstädt, und am andern Morgen *) vor Tagesanbruch gegen den Feind im Dorf Hildesleben. Als Herzog von Mecklenburg seine versuchten Banden, die kaum den dritten Theil so stark, als jene Haufen waren, in Schlachtordnung stellte: sprach er zu ihnen: wenn wir siegen, so schont der Soldaten, fangt die Bürger, stoßt die Bauern nieder. Der

*) 1550. September 22.

Krieger muß die Krieger schonen; ein gutes Lösegeld kann der gefangene Bürger geben; der Bauern Schwarm muß erwürgt werden, denn er ist voll Ingrimm gegen die Soldaten.

Die waffengeübten Bürger bildeten mit den Kriegern das Vordertreffen, um des Feindes Wuth zu brechen: durch eine starke Wagenburg hofften sie der Roheit der Uebrigen zu Hülfe zu kommen. Allein ehe dieselbe vollendet war, griff der Mecklenburger sie an, schwenkte plötzlich seine Schlachtordnung, und fiel mit aller Gewalt auf die hintersten Haufen. Diese stürzten sogleich in die Flucht. Das Vordertreffen focht mannhaft, aber auf allen Seiten verlassen und entblößt, auch der Zahl nach dem siegenden Feinde nicht gewachsen, mußte es weichen. Das

Blutbad unter den Bauern war gräßlich: alles Geschütz und Gepäcke ging verloren*).

Georg von Mecklenburg war zu schwach, um seinen Sieg zu einer Unternehmung gegen die Stadt zu benutzen, und auf die Einwohner derselben hatte die Niederlage nur die Wirkung, daß ihr Haß gegen alle, welche sich das Interim gefallen ließen, noch wilder, ihre Sprache noch entflammter war. Aber dennoch wirkte dies Ereigniß dazu, daß die Gefahr, welche ihnen drohte, zum Herabstürzen bewegt wurde.

Der Kaiser empfand besondere Freude, als Fürst Georg ihm die Niederlage der Magdeburger meldete, und ihn nun zum

*) Vita Mauritii 1219. 30. Sleidan B. 22. K. 10. Hortleder B. 4. K. 8.

ernsten Kriege gegen die halsstarrige Stadt ermahnte. Eine gleiche Aufforderung ließ dieser an Moriz von Sachsen ergehn, auf welchen er vorzüglich bauete, theils aus Bewunderung gegen dessen Kriegserfahrenheit und standhaftes Gemüth, theils wegen der Empfindlichkeit, welche der Kurfürst über die heftigen Schmähungen der magdeburgischen Theologen wider ihn nicht verhehlt hatte *).

Mehrere Fürsten trieben nun offne Kriegsrüstung, unter ihnen die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Herzog Heinrich von Braunschweig. Sichtbar nahm man in mancher Gegend den Krieg weniger von der religiösen Seite, als wie

*) Sleidan B. 22. K. 125

zum Kampf der Fürsten gegen die Städte gehörig. Deshalb hatten sich auch viele vom Adel, dem die siegende Fürstenmacht eben so wenig als den Städten, genehm däuchte, und vorzüglich solche, welche dem gewaltig um sich greifenden Herzog Heinrich gram waren, in Magdeburg geworfen. Andre hingegen sahn die bevorstehende Fehde einzig als Religionssache an, und zogen dem Heer der verbündeten Fürsten in der Hoffnung zu, daß die Kriegsrüstung zum eigentlichen Zweck habe, die treu evangelische Stadt von dem verheerenden Feinde zu befreien *).

Auf Andringen des Kaisers beschlossen die Reichsstände sogar einen allgemeinen Krieg gegen Magdeburg auf Kosten des

*) Sleidan B. 22. K. 12.

Reichs, und schlugen Moriz von Sachsen zum Obersten dieses Krieges vor. Auch Karl äußerte, daß er keinen dazu mehr Geeigneten wüßte, und das aus mancherlei Ursachen.

Nichts mochte für Moriz erwünschter seyn. Er hatte schon die kriegerischen Banden Georgs von Mecklenburg an sich gezogen, und mit den verbündeten Fürsten sein Lager vor Magdeburg aufgeschlagen. Nun konnte er für die besondern Absichten, warum er die Waffen ergriffen haben mochte, als Feldhauptmann des Reichs kämpfen, welches zur Führung des Krieges monatlich sechszig tausend Gulden und zur Vergütung des bisherigen Aufwandes hunderttausend bestimmt hatte.

In

---

*) Sleidan B. 22. K. 14.

In dem lebhaften kleinen Kriege, der ein paar Monate gedauert hatte, war der Vortheil häufiger auf Seiten der Magdeburger gewesen, bis nun Moriz die Belagerung planmäßig anfing.

Der eigentliche kriegführende Theil Magdeburgs war die alte Stadt, denn die beiden Vorstädte, die Südenburg und die Neustadt, standen mehr unter dem Domkapitel, und wußten jetzt selbst nicht bestimmt, ob auch über sie der Krieg verhängt sei. In diesem ungewissen Zustande konnte man auch in der Altstadt sich nicht bestimmen, ob man die Vorstädte räumen und in Brand stecken sollte, damit sich der Feind nicht in ihnen festsetzte.

Auch die Neustädter Bürger hatten ihrer Sicherheit wegen die Waffen ergriffen, lebten aber sorglos, weil sie eigent-

lich nicht mit der Reichsacht belegt waren. Vorzüglich am Tage einer neuen Rathswahl überließen sie sich bei Gastungen dem Schlamp, und in der folgenden Nacht erstieg der Feind die Mauern, besetzte die Stadt fast ohne Widerstand *). Einige Bürger stürzten mit den Waffen aus den Häusern, und wurden sogleich niedergestoßen. Vergebens versuchte man nun noch von der Altstadt aus, die Neustadt einzuäschern. Moriz errichtete in ihr mehrere Basteien, um die Feste zu beschießen. Dagegen zögerten die Magdeburger nun nicht, die Südenburg in Brand zu stecken.

Indessen führten sie noch den kleinen Krieg mit besonderem Glücke fort. Ihre Reisi-

*) 28. Nov. 1550.

gen und Landesknechte hatten kaum eine große Zahl des feindlichen Adels mit ihren Knappen aufgehoben *), so zogen sie schon wieder zu einem neuen Fange. Georg von Mecklenburg, welcher die Reiterei im verbündeten Heer anführte, kam ihnen mit einem Geschwader entgegen. Er ritt lang hin und her, den Vortheil von Sonne und Wind zu gewinnen, und stürzte dann plötzlich auf die feindlichen Hackenschützen, die sich zu weit ins Feld gewagt hatten. Aber die Magdeburgischen Reisigen stürmten ihm plötzlich nach, und er gerieth zwischen zwei Feuer. Er ward ergriffen und nach Magdeburg geführt, wo man den Urheber des Krieges mit Tri-

*) 19. December.

umph gefangen sah *). Es hielt schwer, ihn vor dem zusammenlaufenden Volke zu schützen. Die Kinder, deren Väter, die Frauen, deren Männer in diesem Kriege gefallen, erhoben Geschrei wider ihn. Man vertraute ihn nicht den Soldaten an; Bürger bewachten ihn im Gefängniß **).

Das ganze Heer der Belagerer war über diesen Vorfall bestürzt, aber Moriz gelobte ihnen muthig, daß er nicht von der Stadt weichen wollte, bis er sie durch Sturm oder Uebergabe in seine Gewalt bekommen hätte, eine Verheißung, welche eben jetzt von den Umständen nicht begünstigt wurde.

Jeden Augenblick mußte der Kurfürst

*) Hortleder B. 4. K. 18. Sleidan B. 22. K. 19.

**) Vita Mauritii 1223.

besorgen, daß der Unwille gegen ihn in seinen Ländern, welcher durch seinen Krieg wider Magdeburg auf das stärkste angefacht wurde, in eine Empörung ausbreche. Er mußte sich daher sehr häufig aus dem Lager entfernen, um durch seine Gegenwart die Flamme zu unterdrücken. Aber auch sie konnte nicht die gefährlichsten Beispiele der Empörung verhindern. Bei Salza hatten sich auf seinen Befehl fünfhundert Reiter seiner Vasallen zusammengezogen, die er gen Magdeburg führen wollte. Aber sie verabscheueten diesen Krieg, und erklärten, ihr Lehnseid verbinde sie nicht, dem Fürsten zu einer Fehde außerhalb der Gränzen des Fürstenthums zu folgen. Nur fünf und zwanzig gehorchten ihm aus Furcht vor seinem

Zorne: die übrigen mußte er nach Hause ziehn lassen *).

Dieser bittere Unmuth seiner Unterthanen, welche laut redeten, daß mit Magdeburg die feste Burg Gottes fallen würde, und der Fürsten Heer das Banner des Irrglaubens trage, war um so mehr zu fürchten, je länger die Belagerung dauern mußte. Daß ein Sturm auf die Stadt glücken werde, war höchst unwahrscheinlich, und durfte kaum beschlossen werden. So zahlreich die Belagerer waren, mochten wenige geneigt seyn, sich einem Sturme zu opfern, denn es regte sich auch unter ihnen eine geheime Misbilligung dieses Krieges. Eben so wenig war zu hoffen, die Stadt durch Hungersnoth zur

*) Vita Mauritii 1224.

Uebergabe zu zwingen. Obgleich der größ-te Theil der Einwohner von Neustadt und Südenburg auch in die Altstadt aufgenom-men war, fehlte es nicht an Lebensmit-teln auf ein ganzes Jahr, und Zufuhr auf der Elbe konnte man nicht wehren. Am allerwenigsten konnte man von einem sinkenden Muthe der Vertheidiger der Stadt erwarten. Ihre starke Besatzung, die aus den geübtesten Kriegern bestand, wurde zum Theil von Häuptern gelenkt, die vom Kaiser geächtet waren; ihre Bürger rangen nach der Märtyrerkrone, und wur-den täglich von neuem durch die Predi-ger entflammt, die aus andern Gegenden Deutschlands verjagt worden, weil sie sich dem Interim widersetzten. Außerdem wa-ren von der Stadt Boten vorzüglich nach dem Norden und in die Seestädte ausge-

gangen, um ihren Entsatz durch fremde Hülfe zu bewirken. Zog diese wirklich heran: so gerieth das belagernde Heer zwischen zwei Feuer und ins Verderben.

Ein Unglück der Art mußte Moriz schon in der Ferne beschwören. Sobald er vernahm, daß sich unten im Lande Hadeln unter dem Freiherrn Hans von Heydeck einige Garden zusammenzögen, wahrscheinlich um zu Magdeburgs Entsatz heraufzuziehn, brach er mitten im ungestümsten Winter auf. Sieben Fähnlein Landesknechte und einen Theil der Reiterei nahm er mit aus dem Lager, und Heinrich von Braunschweig stieß auf dem Zuge zu ihm mit fünfhundert Pferden.

Hans von Heydeck, ein schwäbischer Ritter, war unter allen Gardenführern im Reich der berühmteste Kriegsmann,

und gefürchtet als ein schlauer Praktikant. Vom Kaiser geächtet, weil er im Kriege wider ihn der Krone Frankreich gedient hatte, durfte er, vogelfrei, das Oberland nicht betreten, denn Karls tödtlicher Haß hätte ihn, wenn er gefangen wäre, ohne Gnade dem Nachrichter überantwortet. In Bremen, wo ein gleicher Geist, wie in Magdeburg herrschte, lebte er eine Zeitlang, und begab sich dann nach dieser letzten Stadt. Hinlänglich von ihren Kräften und ihrer Lage überzeugt, glaubte er seine Gegenwart in ihr weniger heilsam, als seine Bemühung, ihr von außen Hülfe zu verschaffen. Die Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht war indeß auch in Niederdeutschland so groß, daß es ihm schwer wurde, die Seestädte nur zu einer Geldhülfe zu bringen, wovon sie auch den

Namen nicht haben wollt . In ihrer Nähe brachte Heydeck einige Garden zusammen, welche noch mehr anschwollen, so wie er nach dem Kriegsschauplatz hinaufzog. In Verden schlug er sein Hauptquartier auf und organisirte sein kleines Heer, das ungefähr sechstausend Köpfe zählte. Allein mit Cäsarsschnelligkeit überraschte ihn Moriz in diesem Geschäfte. Es war kaum glaublich, daß der Herr von Heydeck in einem Treffen Sieger bleiben werde, und die Aussicht, hinlänglichen Sold für seine Garden auftreiben zu können, war trübe; dennoch blieb es auffallend, daß es nur eines Gesprächs zwischen dem Kurfürsten und ihm bedurfte: und er trat als Hauptmann in die Dienste desselben, mit ihm ein großer Theil der Garden, deren Ueberrest sich zerstreute.

Auch beehrte ihn Moriz von diesem Tage an mit einem Vertrauen, das ihm selten abgewonnen wurde *).

Während der Abwesenheit des Kurfürsten geschah im Hauptlager keine besondere That, und ein aufrührerischer Geist lähmte die Kräfte des Heeres. Er hatte den Oberbefehl an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Lazarus von Swendi übergeben. Dieser letzte war ihm vom Kaiser zugeordnet worden, ein erfahrner Kriegsmann, aber in Deutschland verhaßt, weil er den Gardenführer, Freiherrn von Vogelsberg, der wie Heydeck, vom Kaiser geächtet war, an diesen verrathen haben sollte. Auf dem Blutge-

---

*) Hortleder B. 4. K. 18. S. 925. — K. 19. S. 973. 74. Sleidan B. 22. K. 30. 32. Vita Mauritii 1225.

rüste zu Augsburg hatte der Verurtheilte ihn als seinen Verräther angeklagt. So große Mühe sich Lazarus von Swendi gab, durch Schrift und Rede, durch muthige Thaten und biederes Benehmen jene Anklage von sich zu wälzen, regten sich Argwohn und Groll doch bei jeder Gelegenheit wider ihn im Lager vor Magdeburg. Als es am Solde fehlte, stürzte die aufrührerische Menge in sein Gezelt, und er konnte sich kaum durch die Flucht retten. Die Söldlinge nahmen seine und seines Staabs Sitze ein und verhießen, indem sie spottend sein Ansehn nachäfften, ihren Genossen erhöhten Sold. Ein allgemeiner Aufruhr hätte das Heer ergriffen, und, von dem wachsamen Feinde zum Ausfall benutzt, es leicht ins Verderben gebracht, wenn nicht Markgraf Albrecht

durch seine militairische Popularität und Beredsamkeit die Reiterei für die Ruhe und Ordnung gewonnen hatte. Auch ließ er die meisten Urheber der Rebellion zur Nachtzeit greifen, und in der Elbe ersäufen, oder aufhängen. Als der Morgen anbrach, und die Landesknechte diesen und jenen ihrer Genossen am Galgen erblickten, zagten sie heftig, und riefen den kaiserlichen Gesandten ruhig mit Ehrenbezeugungen zurück *).

Nach solcher Stimmung im Heer entstand lauter Jubel, als Moriz, über den Feind siegreich ohne Gefecht, mit solcher Verstärkung zurückkam, daß man zu den vier errichteten Lagern noch ein fünftes aufschlagen mußte **). Auf den größten

*) Vita Mauritii 1225. 26.

**) 25. Jan. 1551.

Theil des Heers machte es einen besonders guten Eindruck, daß der Kurfürst in Freundschaft mit Hans von Heydeck war, und in Magdeburg, wo dieser hoch gehalten wurde, faßte man gegen jenen einiges Vertrauen.

Auch begannen schon im folgenden Monat Verhandlungen zwischen dem Lager und der Stadt. Ein kaiserlicher Ehrenhold erschien, festlich mit goldenem Gewande geschmückt, auf welchem vorn und hinten der Reichsadler: drei Trompeter, ein Trommelschläger ritten vorauf. Er forderte sämmtliche Kriegsmänner und Besatzung aus der Festung ab, weil sie sonst Schelme gescholten, und nie wieder unter ehrliche Fähnlein aufgenommen werden sollten. Inzwischen er mit seiner Verunglimpfung abgewiesen wurde, hatte Mo-

riz in der Stille einen Trompeter an ein andres Thor gesandt, mit Briefen für die Stadt, und deutete schon dadurch an, daß ihn diese nicht für einerlei mit dem Kaiser halten solle *)

Nachdem die Bahn zu Unterhandlungen gebrochen war, gingen sie den Frühling und Sommer hindurch weiter. Mit besondrer Kunst leitete sie der Kurfürst, welcher sie offenbar nicht zu einem glücklichen Ziel beschleunigt, noch in ihnen einen gänzlichen Stillstand sehn wollte. In entfernten Gegenden seines Landes ließ er sich von Magdeburgs Unterhändlern aufsuchen, in den ersten Stunden der Frühe pflegte er mit diesem und jenem zu handeln; und wenn das Geschäft

*) Hortleder B. 4. K. 18. §. 12. K. 19. §. 250.

öffentlich getrieben wurde, so daß Mittheilungen desselben an Lazarus von Swendi unvermeidlich waren: so gab er den Abgeordneten der Stadt Winke, welche Haltung sie gegen denselben beobachten müßten. Auch er wolle, sagte er einmal den Gesandten, bei der Augsburgischen Konfession bleiben, und er halte gleich ihnen den Pabst für den Antichrist: aber sie müßten ihn nicht so gegen den kaiserlichen Kommissarius nennen, denn der könnte es nicht leiden *).

Während daß die Unterhandlungen fortgesponnen wurden, dauerte die Fehde auf das lebhafteste fort, und fast schien es ein tägliches Ergötzen zu werden, sich mit einander

*) Hortleder B. 4. K. 19. §. 253 — 59.

einander zu schlagen, wiewohl diese Scharmützel mit unter einer Feldschlacht zu vergleichen waren. Der Rath von Magdeburg mußte endlich mit Lebensstrafe die bedrohen, welche sich ohne Befehl des Obersten mit dem Feinde einließen. Der Feigste gewöhnte sich an den Tod, und jede Gefahr wurde mit Scherz und wilder Sitte und Gebet beseitigt. Als der St. Jakobsthurm so hart vom Feinde beschossen war, daß man die Spitze abnahm, er aber den Mittelstand nicht ertrug und auf die Gewölbe niederstürzte, hieß es: der hat das Interim auch nicht annehmen wollen. Die Hirten trieben ihr Vieh auf die Weiden, so mancher von ihnen erschossen wurde; die Gärten vor der Stadt wurden besäet, und die Mägde gingen zum Grasen mit dem frechen Scherz über ihre Reize, daß

sie ihre Ranzion bei sich trügen. Während der Donner des feindlichen Geschüzzes ward der Gottesdienst immer lauter gefeiert, und die Gemeinde blieb in ihrer Andacht, wenn die Bomben durch die Kirchenfenster flogen, und sahn schwärmerisch die Wunderhand Gottes, wenn das Eisen, von der Mauer zurückprallend, in ihrem Gedränge niemand verwundet hatte *).

Plötzlich war in diesem Leben ein Stillstand, als Moriz am Ende des August nach langer Abwesenheit ins Feld zurückkam: ein Waffenstillstand ward in den Lägern und in der Stadt ausgerufen.

Hans von Heydeck führte die Unterhandlung mit Verstand und Rechtlichkeit weiter, und binnen zwei Monate war der

---

*) Hortleder B. 4. K. 18. §. 15. -- K. 19. §. 211. 37 — 40.

Vertrag geschlossen. Es hieß zwar zu Anfang desselben, daß die von Magdeburg sich der kaiserlichen Majestät auf Gnade und Ungnade stracks ohne alles Geding ergeben, und dieselbe fußfällig durch Gesandten versöhnen sollten. Allein es ward sogleich hinzugefügt, daß die Ungnade die Stadt und ihre Freiheiten, irgend einen ihrer Einwohner oder gegenwärtiger Besatzung nicht treffen könne. Wegen der folgenden Ereignisse wurde der Fußfall leicht erlassen. Die von Magdeburg versprachen ferner, in kein Bündniß wider Oestreich und Burgund zu treten, dem Kammergericht und auch den jüngsten Reichsabschieden zu gehorchen, wiewohl bei diesen letzten hinzugefügt wurde, nur in weltlichen Sachen, daß also ihr Unmuth wider das Interim nicht verdammt

war. Eben so klang der Artikel, daß die Stadt ihre Festungswerke schleifen sollte, viel härter, als er war; denn es ließ sich voraussehn, daß das Reich seine Vollführung schlechterdings nicht gestatten werde. Als Karl der Fünfte dieselbe hartnäckig forderte, entgegneten ihm die Kurfürsten, daß zu dieser herrlichen Feste in widerwärtigen Zeiten, da etwan von Türken oder andern Potentaten ein Einfall in's heilige Reich geschehe, alle anstoßende Lande ihre Zuflucht nehmen könnten. Selbst die funfzig tausend Gülden, welche die Stadt zum Ersatz der Kriegskosten zahlen sollte, hat sie nicht einmal vollständig entrichtet *).

Nachdem die Besatzung der Stadt ent-

*) Hortleder B. 4. K. 19. §. 231 — 54.

lassen und diese von den beorderten Fähnlein des Lagers besetzt war, zog Moriz, dicht hinter ihm her Lazarus von Schwendi, mit zwei Schwadern Reiter stracks auf den Markt, wo die Bürgerschaft versammelt stand, von Landesknechten umringt. Sie war noch voll banger Erwartung. Als sie aber des Kurfürsten Freundlichkeit gewahrte, wie er mit unbedecktem Haupte jeder Rathsperson die Hand bot, stieg ihr Vertrauen. Bei Vorlesung der Kapitulation wuchs es noch mehr, als den Ausdruck, daß sich die Stadt nunmehr ergeben habe, der Syndikus Doktor Levin von Embden durch das feste Wort »vertragen, nicht ergeben,« zurechtwies, und Moriz sagte: »es ist vertragen, soll auch vertragen seyn und bleiben.« Mit aufgehobenem Finger beschwur die Bürgerschaft die Kapitulation. (Nov. 9.)

Die von Magdeburg waren voll Erstaunen über den großmüthigen Sinn des Fürsten, welcher wie der Antichrist von ihnen gehaßt und geschmäht war. Eine Fülle von Getreide ließ er für die ärmern Einwohner herbeischaffen, und die Besazzung besoldete er, ohne Zuthun des Raths und der Bürger. Keinem geschah auch nur das leiseste Unbild. Selbst die fremden Geistlichen in Magdeburg, welche ihn mit jedem Fluch und jeder Schmach beladen wollten, blieben unbestraft. Nur an den schmähsüchtigsten unter ihnen, der unerschöpflich an öffentlichen und heimlichen Schriften, Reimen und Gemälden, wider Moriz gewesen, kam die Weisung, die Stadt zu verlassen. Ich begehre sein Blut nicht, hatte der Kurfürst gesagt, aber er hat es so grob gemacht, wie es kein Bauer wider sich dulden darf.

So endete der Krieg wider Magdeburg, nachdem er ein Jahr und sieben Wochen gedauert. Die Stadt kam dadurch in großen Ruhm, so bei den Deutschen, wie im Auslande; denn sie allein hatte bis jetzt in Deutschland wider Kaiser Karl bewiesen, was Beständigkeit und tapfere Leute vermögen *).

---

*) Hortleder B. 4. K. 19. S. 980. 81. 86. 91.

Geschichte

der

Reformation in Deutschland

vom

Reichstage zu Nürnberg 1543

bis

zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Inhalt.

Lazarus von Schwendi voll Argwohn gegen Moriz. Bestätigung des Verdachtes, daß dieser Anschläge wider den Kaiser habe, durch die Nichtauflösung seines Heeres. Angstvolle Vorstellungen der geistlichen Kurfürsten deshalb an den Kaiser. Entwicklung der Ansicht desselben von Moriz und dem Gerüchte über ihn. Gründe für diese Ansicht. Die Seite, von welcher man das Betragen des Kurfürsten während des Magdeburgischen Krieges betrachten konnte. Seine ängstliche Zartheit gegen den Kaiser, vorzüglich in der Religionssache. Anschein, daß er nur durch Bitten des Landgrafen Philipp Freiheit zu bewirken suche und sein einziger möglicher Antrieb zu einem Ungehorsam gegen die kaiserliche Macht die Länderbegierde sei. Die Wittenbergischen Gottesgelehrten auf dem Wege nach Trient zur Kirchenversammlung; Moriz selbst

nach Insbruck zum Kaiser reitend. Aber seine plötzliche Rückkehr, und gänzliche Veränderung der Szene unmittelbar nach dem Landtage zu Torgau. Moriz im Felde wider den Kaiser. Größe seines Plans, und Umstände, wodurch er verborgen gehalten wurde. Besondre Gefahr für seine Enthüllung in der Verhandlung wegen eines nothwendigen Bündnisses mit Frankreich. Geist der öffentlichen Schriften der Bundesgenossen wider den Kaiser.

Vorzüglich die innige Verbindung zwischen Moriz und dem geächteten Hans von Heydeck mochte dem kaiserlichen Abgeordneten Lazarus von Schwendi einigen Argwohn erregt haben, daß der Kurfürst, wie schon hin und wieder ein leises Gerücht sagte, dem Kaiser nicht mehr aufrichtig ergeben sei, und einen geheimen Rathschlag wider denselben im Gemüth bewege. Daß er wirklich wegen des fortdauernden Gefängnisses des Landgrafen Phi-

lipp ein Unbild an dem sonst verehrten Herrscher zu rächen hatte, konnte auch Schwendi sich nicht leugnen, und fand darin eine Bestärkung seines Verdachtes. Fürst der Sachsen, sagte er gegen Moriz, man schaut, was geschehen soll; vollbringt es nicht, ich widerrathe es Euch mit Eifer. Moriz entgegnete lächelnd: was Ihr wähnet, wird der Kaiser nicht glauben; er hat ein Vertrauen zu uns, daß er solcher Sage nicht achtet. Allein der Geist, in welchem der Vertrag mit Magdeburg gestiftet wurde, diente nicht zur Beschwichtigung der Sage, und Lazarus von Schwendi, wiewohl er sich freundlichst dem Kurfürsten empfahl, reiste mit argwohnvoller Seele zum Kaiser.

Der Verdacht wider Moriz, als ob er Gewalt wider die kaiserliche Uebermacht

im Sinne habe, gewann neue Kraft, als er die besoldeten Banden, die er zur Belagerung Magdeburgs gebraucht hatte, nach dem Vertrag mit der Stadt nicht auseinander gehn, sondern in der Gegend von Northausen bei ihren Bannern bleiben ließ. Er gab den Grund an, daß er noch nicht im Stande wäre, ihnen den ganzen rückständigen Sold zu zahlen.

Diese Schaaren plünderten weit umher, und machten sogar einen fast gelungenen Versuch, sich der Feste Erfurt zu bemächtigen. Es hatte das Ansehn, als geschähe dies nicht wider des Kurfürsten Willen, denn an dem Besitz mehrer Festungen in jener Gegend schien ihm für seine künftigen Absichten zu liegen, wohin diese gehen mochten. Das Eichsfeld, dem Kurfürsten von Mainz gehörig, litt besonders

durch diese Streifzüge, und die von Köln und Trier fürchteten nicht nur gleiches Ungemach, sondern einstimmig schilderten sie alle drei dem Kaiser ihre Besorgniß wegen einer neuen gewaltigen Unternehmung der Protestanten. Sie wünschten daher die Kirchenversammlung zu Trient zu verlassen und ihre Heimath zu schüzzen. Allein Karl bot alles auf, sie zu beruhigen. Er wisse wohl, antwortete er ihnen, daß von neuen und heimlichen Hessischen Anschlägen eine Zeitlang ein großes Geschrei gewesen sei. Gehe auch hie und da einer mit gewaltthätiger Absicht um: so werde derselbe geringen Anhang finden, und selbst anstehn, sich auf ungewisse Hoffnung mit großer Gefahr zu beladen. Moriz thue so stattliche Zusage von seinen Diensten, daß Er sich zu ihm alles

Guten versehn müsse, wenn noch irgend Treue und Glauben in der Welt sei. Auch könne derselbe, ein Deutscher von Stamm und Herkommen, unmöglich mit so arglistigen Anschlägen umgehn. Ein Kriegsgesindel, über welches der Kurfürst Feldhauptmann gewesen, stehe freilich noch im Lager zusammen; aber einzig, weil es noch rückständigen Sold zu fordern habe, und dieser werde nächstens durch seine kaiserliche Bemühung bezahlt seyn, wiewohl die deutsche Nation dies nicht von ihm habe fordern können. Er halte dafür, daß jene Gerüchte von seinen Widersachern ersonnen wären, um das Konzilium zu stören. Auf jede herfliegende Rede einen großen Handel vorzunehmen, sei nicht verständig zu rathen, wiewohl auch kein Argwohn ganz zu vernachlässigen

gen sei. Wenn das Kriegsvolk nach Empfang seines Soldes noch zusammen gehalten werde: so geschehe dies offenbar mit besonderer, heimlicher Absicht. Sie werde ihm nicht entgehen. Mit großer Mühe und beträchtlichem Aufwand halte er sich fast an allen Orten kluge Leute, die alles Ding erspähen müßten. Wo ein Feuer aufschlage, werde er es sogleich löschen *).

Wiewohl der Kaiser jetzt mit der besondern Absicht sprach, die geistlichen Kurfürsten in Trient zurückzuhalten, leidet es doch keinen Zweifel, daß er seine innigste Ueberzeugung darlegte. Moriz hatte sich bisher gegen das Haus Oestreich sehr ergeben bezeigt, und war in einem wirk-

*) 2. Jan. 1552. Sleidan B. 22. K. 18.

lich freundschaftlichen Verhältniß mit König Ferdinand. Er besaß ferner zu viel Klugheit und Vorsicht, als daß er seine kaum empfangene Macht an einen verwegenen Streich wider den Stifter derselben wagen sollte. Karl brauchte, um ihn sogleich zu unterdrücken, ja nur den alten Kurfürsten Johann Friedrich freizulassen, dem bei seiner Erscheinung alles in seinem Lande wieder zujauchzen würde. Hierauf deutend pflegte er auf Anklagen gegen Moriz zu erwiedern, daß er einen Bären an der Kette führe, den er nur loszulassen brauche, um jenen Jüngling zu erwürgen. Ausserdem aber hatte dieser nichts gethan, wodurch sich der Kaiser zu einem Argwohn wider ihn berechtigt glaubte. Durch die Annahme der Stelle eines Feldhauptmanns wider Magdeburg hatte er sich gegen das

Reich und dessen Oberhaupt gefällig bezeigt. Daß die Belagerung sich in die Länge spielte, war eine Erscheinung, die man erwartet hatte. Karl wußte zu gut aus eigener Erfahrung, wie auch vor geringern Festen, als Magdeburg, das beste Kriegsglück sogar gänzlich scheitern konnte. Hans von Heydeck war freilich dem kaiserlichen Hofe verhaßt und von demselben geächtet; aber durfte man deshalb es dem sächsischen Fürsten verargen, wenn er ihn durch gütliche Verhandlung gewann, um eine militärische Macht, welche für die belagerte Stadt kämpfen sollte, wider dieselbe brauchen zu können. Dann wurde Heydeck freilich sein Vertrauter; allein nur durch ihn, der großen Anhang in Magdeburg hatte, war es möglich, die Bürger zur Uebergabe zu bereden. Un-

gewiß blieb es, ob die Stadt durch der Waffen Macht je bezwungen werden könnte, und Unterhandlungen mit ihr waren in jeder Hinsicht räthlich. Ihre Natur brachte es mit sich, daß sie oft abgebrochen wurden und ungemein lange währten. Endlich wurde der Vertrag mit Magdeburg so geschlossen, daß des Kaisers Absichten scheinbar erfüllt waren.

Während des magdeburgischen Krieges schien Moriz überdies noch deutlich zu verrathen, daß er große Scheu trage, gegen den kaiserlichen Hof irgend anzustoßen. Als die Eröffnung der Kirchenversammlung zu Trient bis zum ersten Tage des Herbstmonates (1551) verschoben wurde, und der Kaiser auf das heftigste in die evangelischen Reichsstände drang, daß sie ja endlich auch dahin kommen wollten,

wagten sie durchaus nicht, so groß ihre Zahl war, sich deshalb unter einander zu berathen. Sie gaben sich mit einem dumpfen Brüten dem Schicksal hin und wollten selbst die Gefahr, welche über sie einbrechen konnte, nicht einmal bestimmt erkennen: sie hatten keinen Grundsatz mehr, als des Kaisers Ungnade zu fürchten. Moriz von Sachsen ließ durch Melanchthon einen Inbegriff des Wesentlichen in der evangelischen Lehre entwerfen, um zur Zeit offenen Gebrauch davon zu machen; und schon dies däuchte ihm gewagt. Herzog Christoph von Würtemberg hatte eine ähnliche Darstellung aufrichten lassen, welche mit der sächsischen sehr zusammenstimmte; aber der Kurfürst bestand darauf, ein jeder mußte die seinige dem Kaiser besonders übergeben, damit dieser, wenn

mehrere Fürsten zusammenhandelten, nicht ein neues Bündniß wider sein Ansehn argwohne *).

Wie ernst er in des Kaisers Wunsch eingehe, die Evangelischen in Theilnahme an der Kirchenversammlung zu Trient zu sehn, schien auch aus der Aengstlichkeit zu erhellen, mit welcher er die Sicherheit der evangelischen Gottesgelehrten auf dem Konzilium unwandelbar zu machen suchte. Ihn dünke, schrieb er an Karl, das kaiserliche Geleite wohl heilig; aber zu Konstanz sei nach dem Grundsatze gehandelt, daß Ketzer nicht durch dasselbe vor der Strafe am Orte der Kirchenversammlung selbst geschützt werden könnten. Darum müßte den evangelischen Botschaftern

*) Sleidan B. 22. K. 37.

ein freies, sichres Geleit von dem ganzen Konzilium zugesprochen werden *).

Selbst die Erfüllung jenes Wunsches, mit welchem Moriz den Kaiser so oft bestürmte, schien er doch einzig von dem guten Willen desselben zu erwarten. Er sandte am Schluß des Jahrs 1551 noch einmal in Verbindung mit mehrern Fürsten an den Kaiser eine neue Botschaft, an welcher sogar der römische König Ferdinand Theil nahm, um die Erledigung des Landgrafen zu bewirken. Auch jetzt hatte freilich solches Anliegen keinen bestimmten Erfolg. Karl äußerte, daß er wegen dieses wichtigen Handels sich nächstens mit dem Kurfürsten von Sachsen besprechen wolle. Die Gesandten möchten

*) Sleidan B. 22. K. 39.

übrigens zu ihren Herren wieder anheimgehn, und denselben verheissen, daß es wahrhaftig klar werden sollte, wie viel der Fürsten Bitte bei ihm vermocht habe *).

Noch mehr wirkte, keinen Argwohn gegen Moriz im kaiserlichen Rath aufkommen zu lassen, daß er durch eine andre Handlung, in Zusammenhang mit seinem übrigen Betragen, zu verrathen schien, wie er wohl aus Länderbegierde, nicht aber aus edleren Rücksichten den Unwillen des Kaisers zu reizen wage. Die Grafschaft Katzenelnbogen war durch kaiserliches Urtheil dem hessischen Hause abgesprochen. Weil aber Moriz mit diesem in Erbeinigung stand, hielt er die Einwohner der Grafschaft an, ihm zu huldi-

*) Sleidan B. 23. K. 14.

gen. Allgemein glaubte man, eine solche Handlung müßte den Kaiser zu jählinger Rache rufen, und männiglich war man verwundert, wo das Beginnen des jungen Kurfürsten hinausstrebe. Allein am kaiserlichen Hofe war man gänzlich still darüber und seine Meinung deshalb blieb verdeckt. Gewiß fand man sich daselbst in der Ansicht bestärkt, daß sich Moriz mit seinem Gemüth nur in einem engen Kreise bewege und man der tiefen Plane, der hochstrebenden Klugheit lachen müsse, welche das Gerücht ihm zumesse: und der Kaiser selbst stimmte darin ein, so wenig er sonst eine geringe Meinung von dem sächsischen Helden hegte. Gehörte dieser doch auch zu den Deutschen, welche, wie Karl dem warnenden Herzog Alba entgegnete, so toll und voll wären, daß sie

zu solchen listigen Ränken nicht taugten. Eben so urtheilte Granvella und rieth, gegen den sächsischen Fürsten der Anklagen nicht zu erwähnen, um ihn nicht zur Arglist zu locken *).

Noch wirkte zu Zerstreuung des Argwohnes gegen Moriz im kaiserlichen Rathe, daß die Gesandte desselben zu Anfang des Jahrs 1552 auf der Kirchenversammlung zu Trient erschienen und mit dem größten Eifer über das Ungenügende der Formel handelten, in welcher die Väter den evangelischen Gottesgelehrten das Geleit geben wollten. Sie kamen freilich so wenig, wie andre protestantische Gesandte mit dieser Verhandlung ins Reine, übersandten aber die zuletzt verfaßte Formel

*) Sleidan B. 23. K. 2.

an ihren Hof zur Prüfung, und die sächsischen Gottesgelehrten, welche für die Kirchenversammlung erkoren waren, Melanchthon an ihrer Spitze, hatten sich, in Erwartung des Geleites, sogar schon bis Nürnberg begeben *). Ueberdies schrieb der Kurfürst seinen Gesandten in Trient, daß sie von den einmal gefoderten Punkten nicht verrücken sollten; denn er werde sofort zum Kaiser verreiten, und auch deshalb traulich mit demselben handeln.

Dies war es endlich, was am kaiserlichen Hofe besonders allen Argwohn gegen Moriz niederschlug. Schon in dem Schreiben an die Kurfürsten hatte der Kaiser die nahe Reise des Angeklagten zu seinem Hofe als einen Hauptbeweis von der Un-

---

*) Sleidan B. 23. K. 24.

schuld desselben gebraucht. Fanden sich nun noch überzeugende Spuren von dem Gegentheil: so konnte man ihn nur fest halten und auch ihn gefangen umherführen. Dann war die reichsständische Macht gewiß gänzlich gebrochen, und das Klirren der Ketten der drei größten evangelischen Fürsten schreckte gewiß jede That wider die kaiserliche Uebermacht zurück.

Wirklich ließ Moriz einen Theil seiner Räthe und seines Hofes bis nach Landshut voraufgehn, damit sie ihm von dort aus Herberge zu Insbruck bestellten, wohin sich der Kaiser von Augsburg begeben hatte, der Kirchenversammlung nahe zu seyn. Er selbst brach freilich gleichfalls auf, aber nach einigen Tagereisen wandte er sich plötzlich, und rief seine Gottesgelehrten von Nürnberg, und seinen Hof

von Landshut zurück. Viele Verwarnungen, die er unterwegs erhalten, gab er als Grund an: ein freundliches Schreiben sollte ihn bei dem Kaiser entschuldigen.

Selbst diese Schritte entschieden noch nicht über die Wahrheit oder Richtigkeit der Anklage gegen Moriz; denn sie konnten von der Furcht und dem Argwohn herrühren, welche er aus den Gerüchten geschöpft hatte, die wider ihn im Schwunge waren. Sogar schien der Landtag, welchen er zu Torgau eröffnete, auf einmal jedes Gerücht von seinen kriegerischen Planen niederzuschlagen; denn die sächsischen Landstände vernahmen die Erklärung ihres Fürsten, daß sein heiliges Wort ihn bald ins Gefängniß zu den jungen hessischen Vettern triebe, weil alle Mühe, deren Vater zu befreien, nichts gefruchtet.

Indeß habe er mit seinem theuren Bruder August sich schon freundlich berathen, wie derselbe während seines Abwesens Land und Leute schützen sollte. Auch erließ Moriz noch von diesem Landtage ein Schreiben an den Kaiser, worin er noch einmal um die Erledigung des Landgrafen flehte. Aber zugleich verlangte er auf das nachdrücklichste eine freie, allgemeine Kirchenversammlung, welcher auch der Pabst als Parthie in der großen Angelegenheit der Glaubensverbesserung unterworfen sei. Wenn ihm in diesem zwiefachen Verlangen gewillfahrt werde: so wolle er Leib und Gut zum Besten des Kaisers zusetzen, welchen er nicht weniger als seinen leiblichen Vater von Herzen liebe.

Also handelte Moriz noch zu Anfang des Monates März (1552) und in der

Mitte desselben war er schon weit im Felde vorgerückt, um durch Gewalt der Waffen seine Bitten bei dem Kaiser geltend zu machen, und jene deutsche Freiheit, jenen evangelischen Glauben zu retten, welche verrathen zu haben, er so laut und so gehässig seit dem Ruin des schmalkaldischen Bundes, angeklagt worden. Indem ganz Deutschland verzagt, faßt er mit einer Kühnheit, deren nur der höchste Verstand fähig ist, seinen Entschluß, den Schrecklichen zu überfallen, und nahe am Ziel seiner Herrschsucht zu zwingen, es aufzugeben. Den mächtigsten Monarchen der Erde befehdet er mit der geringen Kraft eines Landes, welches ebenderselbe ihm kaum geschenkt hatte. Allein der Feind selbst giebt ihm ein Heer zu diesem Kriege von dem Augenblick an, da er ihn zum

Feldhauptmann des Reichs wider Magdeburg ernannte. Jedes, was er nun vollbringt, um wider den Kaiser groß und glücklich aufzutreten, bekommt den Anstrich, als geschähe es zur Vollbringung des kaiserlichen Willens. Selbst die geächteten Widersacher desselben, wie den Herrn von Heydeck, darf er, von diesem Schein begünstigt, ohne Beleidigung des Reichshauptes an sich ziehn. Und mit Innigkeit schließen sie sich an ihn, indem er von seinen wahren Absichten etwas durchschimmern läßt. Ohne Zweifel gewann er eben dadurch sogleich den Herrn von Heydeck mit seinen Garden, und bewirkte er eben dadurch die Uebergabe Magdeburgs. Sie war ein Heerd der bittersten Feinde des Kaisers, und der Haß gegen diesen, den er im Grunde liebte, trat nun unter seine

Fah-

Fahnen. Außerdem gab ihm diese Stadt einen sichren Zufluchtsort in ihren Vesten, wenn er vor dem Uebermächtigen das Feld räumen mußte. Die lange Belagerung derselben, die weit ausgesponnene Unterhandlung mit ihr verschafften ihm Zeit, um alle Vorbereitung reifen zu lassen, und den günstigsten Augenblick zur Ausführung abzuwarten. So lange der Kaiser in Augsburg verweilte, war es unräthlich, ihn anzugreifen; denn zu den geharnischten Reichstägen hatte er immer ein beträchtliches Kriegsvolk in dortiger Gegend zusammengezogen. Aber als er nach Inspruck gegangen war, wo er, von aller militärischen Macht entblößt, nur auf die Kirchenversammlung seine Gedanken gerichtet hatte, konnte die Ueberraschung großen Vortheil über ihn gewähren.

Selbst um diesen sicher zu gewinnen, mußte man dem Kaiser einen weit mächtigern Feind, als welcher ihn unmittelbar bedrohte, in der Ferne zeigen, und dies war nicht möglich, als durch einen Bund des Kurfürsten mit Frankreich, in welcher Macht, wenn ein unerwartetes Unglück seinem so schlau berechneten und verhüllten Entwurfe Hohn sprach, er überhaupt nur Rettung finden konnte.

Nichts aber war mißlicher, als eine Unterhandlung mit dem französischen Hofe. Jede Verbindung zwischen ihm und deutschen Ständen wurde mit einer Lauersamkeit, der nichts entgehn konnte, von dem Kaiser und seinen geheimen Geschäftsträgern bewacht, und alle Gerüchte, welche gegen Moriz umgingen, hätten vor Karl dem Fünften Wahrscheinlichkeit gefunden,

wäre ihm ein Zusammenhang zwischen demselben und Frankreich sichtbar geworden. Durch mehrere Zwischenhändler, vielseitig mußte aber die Verhandlung gepflogen werden, welche eine so wichtige Verbindung, als jetzt mit Frankreich erfordert wurde, zu Stande bringen sollte. Dennoch hatte Moriz auch sie glücklich bewirkt, ohne daß der vielgewandte, alles überlistende Kaiser gegen seinen Schüler argwöhnisch geworden.

Es waren nicht blos alle vorher angegebene Gründe, wodurch dieser in Sicherheit erhalten wurde; sondern zuletzt entschied wol dieser Umstand. Karl sagt in seinem Schreiben an die geistlichen Kurfürsten, daß er mit großen Kosten allenthalben geheime Männer unterhalte, welche ihm vielseitig berichteten; und Moriz wußte

recht gut, daß dergleichen mehrere unter seinen Räthen waren. Deshalb vertraute er seine Absichten nicht nur blos Fremden, und besonders solchen, welche Haß gegen den Kaiser beseelte; sondern er suchte eben jene besoldeten Verräther so zu täuschen, daß sie durch ungegründeten Bericht den kaiserlichen Hof selbst verführten. Mit dem jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem ältesten Prinzen des gefangenen Philipp, hatte er deshalb besondere Abrede genommen. Als derselbe zu ihm geeilt war, um den Erfolg der letzten großen Gesandtschaft zur Befreiung seines Vaters zu erfahren, erhielt er eine Antwort vom Kurfürsten, aus welcher man schließen mußte, daß dieser sich gänzlich in den Willen des Kaisers ergeben habe. Wilhelm legte dagegen in seine scheinbare Er-

wiederung eine gewisse Entrüstung, die vermuthen ließ, als werde er allenfalls auch wider Einstimmung des Kurfürsten und von kindlicher Liebe getrieben die Gewalt der Waffen versuchen. Eine ähnliche Verstellung ward geübet, wenn ein französischer Unterhändler nach Sachsen kam. Moriz wählte alsdann zur Theilnahme an der Unterredung eben diejenigen seiner Räthe, von welchen er überzeugt war, daß sie sogleich einen Bericht über dieselbe an den kaiserlichen Hof sandten *).

Wenn dieser Umstand überhaupt den vollkommensten Aufschluß über die Täuschung giebt, worin der kaiserliche Hof beispiellos erhalten wurde, so erklärt er besonders, wie die vielfachen Verhandlungen des Kur-

---

*) Sleidan B. 23. K. 15.

fürsten mit Frankreich verschleiert bleiben konnten. Durch Sebastian Schärtlin scheinen sie sich angesponnen zu haben. Seitdem er als Feldhauptmann der oberländischen Städte dem Kaiser unterlag, weil der schmalkaldische Bund so wenig widerstand, war er von der Reichsacht verfolgt worden, und alle Verwendungen waren bei Karl dem Fünften fruchtlos geblieben, so daß er den Bann mit blutigem Haß wiederholt erneuerte. Für Schärtlin blieb nun nichts übrig, als daß er sich aufs engste mit dem französischen Hofe verband, welcher ihm große Achtung bezeigte. Gegen ihn konnte König Heinrich nicht den Wunsch verbergen, daß er Vertrauen bei den Fürsten und Ständen deutscher Nation finden, und dieselben sich mit ihm wegen eines beharrlichen Krieges wider den Kai-

ser vergleichen möchten; denn nur dadurch werde er wiedergewinnen, was ihm dieser entrissen hätte. Auf der andern Seite wurde Schärtlin von mehrern Fürsten vielfältig ersucht, daß er den König zu einem Bunde mit ihnen rathen solle, dessen Absicht sei, der Gefangenschaft Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen zu erledigen, das Interim aus dem Reich zu vertreiben, und der Ueberlast zu wehren, mit welcher Karl der Fünfte es überzogen. So thaten beide Partheien zu gleicher Zeit dieselbe Eröffnung und trafen in Schärtlin zusammen. Er behielt auch hinfort die Unterhandlung in Händen, obgleich der Bischof Johannes Fraxineus von Bayonne als französischer Gesandter unmittelbar in Sachsen handelte und der Brandenburger, Markgraf Albrecht von

Kulmbach, an den Hof Heinrichs des Zweiten gesandt wurde. Unter einem fremden Namen, als Schärtlins Hauptmann, lebte er daselbst. Beide handelten geheim, in vielen Nächten, mit dem König und den vertrauten Großen. Endlich am 2ten Februar 1552 haben der König von sein selbst, und Markgraf Albrecht wegen deutscher Nation, auf dem schönen Schloß Chambord bei Blois, den Bund geschworen *): Beide wol ohne Rückhalt in ihrem Innern, weil jener nur durch denselben gewann, und dieser mit Freude sein Element, den Krieg wieder aufgethan sah, in welchem er durch Abentheuer noch ein großes Glück zu erbeuten hoffte. Aber die deutsche Nation und deshalb auch der tiefschauende

*) Schärtlins Leben S. 193—96.

Moriz hätten sich dieses Bundes nicht freuen können, wann sie eine strenge Erfüllung seiner Artikel von den politischen Fügungen erwartet hätten. Daß die verbündeten Fürsten dem König einräumten, er solle die alten Reichsstädte, wo die deutsche Sprache nicht geredet ward, Toul, Verdun und Cambrai besetzen, und als Vikar des heiligen Reichs inne behalten, war unbedeutend gegen ihre Zusicherung, bei einer künftigen Kaiserwahl den Beherrscher der Franzosen vor allen andern zu wählen. Moriz gedachte aber ohne Zweifel nur, den König für seinen Zweck zu benutzen, so wie dieser ihn brauchen wollte, und aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt, war der Bund für jenen sehr günstig. Zu den drei ersten Monaten des Krieges sollte der französische Hof ihm

zweimal hundert und vierzig tausend Thaler zahlen, zu jedem der folgenden sechszig tausend. Ohne seine Beistimmung sollte Heinrich nicht Frieden und selbst nicht einen Waffenstillstand mit dem Kaiser schliessen. Besonders aber rechneten die Fürsten bei diesem Bunde auf das Vertrauen, welches die Kunde, daß sie im Verein mit dem mächtigen Frankreich losschlugen, in den furchtsamern evangelischen Ständen, und auf die Bestürzung, welche sie bei der kaiserlichen Parthei erregen mußte *).

Schon am folgenden Tage nach geschloßnem Bündnisse verfaßte der französische Hof die merkwürdige Sendschrift, wodurch der Geist des Bundes gegen die Zeit, da der Krieg wider den Kaiser aus-

*) Du Mont T. IV. P. III.

brechen sollte, in Deutschland und in deutscher Sprache verkündet wurde. Ein Hut zwischen zwei Dolchen war als Zeichen der Freiheit an der Spitze desselben, und mit dem prächtigen Gruße »Freiheit« begann der König seine Anrede an die Fürsten und Stände deutscher Nation. Er gedenkt der schweren, geheimen Klagen, die wegen der Ueberlast des Kaisers an ihn gelangt seien. Weil Deutschland eine Vorburg für die ganze Christenheit sei, so dürfe Frankreich dessen Freiheit nicht zu Grabe gehn lassen. Sie aber und die in Deutschland aufstrebende Mittelmacht sind am französischen Hofe gleichlautend. Was er in seinem Reiche mit Sorgfalt und Glück unterdrückt hatte, nimmt er im benachbarten in Schutz, und das königliche Ansehn, welches sich dagegen waffnet,

nennt er Tyrannei. Heinrich bahnt sich dadurch den Weg zur gehässigsten persönlichen Anklage wider Karl den Fünften, voll Wuth besonders über die kaiserliche Abmahnung vom französischen Solde. Der Oberst Sebastian von Vogelsberg hatte mit zwei andern Hauptleuten wegen seiner Nichtachtung dieses Befehls auf dem Blutgerüst zu Augsburg sterben müssen. Durch seine Bluthunde, sagt der König vom Kaiser, hat er redliche Männer ins Garn gelockt, um sie nach grausamster Peinigung mit dem schmählichsten Tode hinrichten zu lassen. Er selbst stand, als Sebastian Vogelsberg, unser treuer Diener, ermordet wurde, nicht fern von der Blutbank zu Augsburg, damit er seine Augen mit deutschem Blut füllen könnte.«

Nach vielen Betheuerungen, daß er

die Kriegsrüstung einzig aus edlem königlichen Gemüth für die deutsche Freiheit unternehme, hält der allerchristliche König es für nöthig, der katholischen Geistlichkeit in Deutschland die Versicherung zu geben, daß sie nicht von ihm bedrängt werden, aber dagegen verheissen solle, nach Wiederherstellung der Freiheit ohne Leidenschaft und Eigennutz auf Verein in der Religion zu trachten *).

Kurfürst Moriz ließ keine besondre Sendschrift an die deutsche Nation ergehn. Durch sein Schreiben an den Kaiser vom Landtage zu Torgau hatte er bestimmt dargethan, was er verlangte, nemlich Befreiung des Landgrafen Philipp und eine wahrhaftig freie Kirchenversammlung. Auch

*) Hortleder B. 5. K. 3.

wäre es zu auffallend und gehässig gewesen, wenn er in seiner Sendschrift nicht mit der allgemeinen Stimme auch die Erledigung Johann Friedrichs von Sachsen gefodert hätte, welche er mehr fürchten, als wünschen mußte. Endlich durfte er nicht mit so freiem Gemüth und so laut, wie die mit ihm verbündeten Fürsten, die Ueberlast rügen, womit der Kaiser die Reichsverfassung drückte; denn eben durch Gewaltthätigkeit desselben war er selbst groß geworden.

Desto kräftiger und lauter redete Markgraf Albrecht von Kulmbach. Seine Voreltern, begann er mit Recht, hätten Gut und Blut ruhmvoll für deutscher Nation Wohlfahrt und Freiheit gewaget; er wolle ihnen gleichen. Mit glühendem Zorne spricht er über Karls langgesuchte eigen-

willige Monarchie in Deutschland. Ihrentwegen wolle kein freies Konzilium gedeihen, um den Zwiespalt der deutschen Kirche zu heben; denn die zertrennten Stände im Reich könnten leichter unter das Joch gebracht werden. Um sie gänzlich aufzurichten, handle der Kaiser, als wäre sie schon vollendet. Durch übermäßige Schatzungen werde die Nation ausgesaugt, um die Kraft zum Widerstande zu verlieren; der Reichstag sei verderbt; ein arglistiger Ausländer, wie Granvella, führe das heilige Reichssiegel; mit Fürstenthümern und Räthen der Reichsstädte schalte die Willkühr des Hofes, und fremdes Kriegsvolk, welches über die Deutschen gelegt sei, vergifte und schände die theure Nation. Wer von den Fürsten treu für die kaiserliche Glorie das Schwert

gezogen, werde mit Spott von den Fremdlingen dafür gelohnt. So habe der verlogne hispanische Erzbube, Don Louis D'Avilla, in seiner Geschichte des schmalkaldischen Krieges, unter des Kaisers Begnadigung, die treusten Anhänger desselben unrühmlich behandelt, und die deutsche Nation, die edelste, fürnehmste, als irgend eine barbarische, angesehn, welcher alle ehrliche, mannhafte, adeliche Tugend unbekannt wäre.

Ganz im Gegensatze zum Versprechen des französischen Königs gegen die deutschen Prälaten, thut Albrecht seine Hoffnung kund, daß das hochwichtige Werk, wofür sie jetzt die Waffen ergriffen hätten, dahin reichen werde, die übermäßige Gewalt der Geistlichen zu brechen; denn die Bischöfe und Prälaten im Reich wären die besondre Ursache der obwaltenden

Prak-

Praktiken der Unterdrückung. Ihm selbst waren die Bischöfe in Franken besonders gehässig, und sich durch Schmälerung seiner Nachbarn zu vergrößern, war ihm der vorzüglichste Antrieb zum Zuge in's Feld wider den Kaiser *).

Nur das fromme kindliche Gemüth redete aus der Sendschrift des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen; er führte keinen andern Grund an, warum er die Waffen wider das Reichsoberhaupt ergriffen habe, als die Gefangenschaft seines Vaters. Mit ungemeiner Klarheit zeigte er, daß die meisten Artikel des Vertrages, welchen derselbe mit dem Kaiser geschlossen hatte, durchaus von keinem andern, als einem freien Landgrafen von Hessen,

*) Hortleder B. 5. K. 5.

erfüllt werden könnten, und deshalb die Freiheit desselben nur durch Betrug in Gefahr gebracht wäre. Trostlos sei er lange in der Welt dagestanden, und habe gesehn, wie in der kaiserlichen Ungnade sein Vater und ihr Fürstenhaus vergehe. Endlich habe er etlichen einheimischen und christlichen Potentaten solche Gewalt geklaget, und sie hätten sich seiner hohen Noth erbarmet *).

Auffallend ist es, daß unter den Vorwürfen, welche jetzt dem Kaiser so reichlich gemacht wurden, daß vorzüglich in der Sendschrift des Markgrafen Albrecht, welcher als entrüsteter deutscher Fürst wider denselben redete, so gänzlich nicht seiner Absicht, den Infant Philipp auf den

*) Hortleder B. 5. K. 10.

deutschen Thron zu bringen, erwähnt worden. Berüchtigt war sie genug, und selbst im katholischen Deutschland hätte es vortheilhaft gewirkt, wenn der Waffenruf der verbündeten Fürsten besonders wider sie erschollen wäre. Vielleicht sprach der deutsche, für das Rechtliche so zarte Sinn, nur deshalb nicht in lautem Vorwurf darüber, weil Karl seinen Wunsch nur insgeheim vor die Kurfürsten gebracht, und dem öffentlichen Urtheile noch nicht preisgegeben hatte.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Vergeblicher Versuch der sächsischen Landstände und Melanchtons, den Kurfürsten vom Kriege wider den Kaiser abzuhalten. Einziges Heil für ihn in der schnellsten Ausführung. Ganze Macht der verbündeten Fürsten vereint zu Rotenburg an der Tauber. Meisterhafter Plan, reissend bis nach Augsburg vorzudringen. Umstände, wodurch es ihnen leicht wird, sich desselben zu bemächtigen. Abschaffung des vom Kaiser daselbst eingeführten Regimentes und der Religion nach dem Interim. Inzwischen Versuche des römischen Königs, Unterhandlungen zum Frieden einzuleiten. Moriz reist zu denselben nach Linz, mit Bewilligung seiner Bundesgenossen. Schilderung der bedrängten Lage des Kaisers und deshalb Hoffnung zum Frieden. Vorläufiger Vertrag zu Linz aufgerichtet (1. Mai 1552). Überblick der Lage des

Kurfürsten und seiner Bundesgenossen zu dieser Zeit. Eindruck der Nachricht von Friedensverhandlungen auf den König von Frankreich. Zusammenziehung kaiserlicher Truppen im Tyrolergebirge. Überwältigung der Ehrenberger Klause durch die Fürsten. Gründe, warum Moriz den Kaiser nicht zum Gefangnen wollte. Vertrag zu Passau. Geist und Ausführung desselben.

Vergebens hatten die Landstände des Kurfürsten Moriz noch alles aufgeboten, ihn vom Zuge wider den Kaiser zurückzuhalten, indem dadurch, statt der Freiheit des Landgrafen, Verschickung desselben in auswärtige Nation, oder anderweitige Beschwerung des Gefangnen veranlaßt würde: indem ferner die Erhebung wider sein Oberhaupt, in Verbindung mit geächteten Männern und fremden Potentaten, ihren Fürsten in gleichen Abgrund wie seine gefangnen Vettern stürzen könnte; indem

endlich, wenn ihm das Glück wohlwolle und der Kaiser gar vertrieben werde, mehr, als von diesem, die Aufrichtung einer Alleinherrschaft und Verfolgung der christlichen Religion, vom französischen König zu fürchten wäre. Eben so wirkungslos war Moriz noch von dem geliebten Philipp Melanchthon mit besondrer Rührung gewarnt worden, wie Gott gemeiniglich seine Regel halte, diejenigen zu stürzen, welche gegen die Obrigkeit aufsässig; wie oft die ganze Macht Europa's, Frankreich, Venedig, und zum Theil Hispania und Deutschland sich unterstanden, diesen Kaiser zu dämpfen, und Gott ihm wunderbar Sieg verliehn hätte; wie zuletzt vom französischen Hofe die deutschen Fürsten immer aufgeopfert worden, und König Franz dem Kaiser die Briefe zuge-

stellt hätte, welche ihm Johann Friedrich und der Landgraf eines Verständnisses halber geschrieben *).

Nahe an der Ausführung eines tiefgehegten Planes konnte Moriz durch solche Vorstellungen nicht zurückgehalten werden; aber es entging ihm nicht, daß nur die schnellste That sie entkräften mochte, und darum konnte es ihn zu keinem Zaudern bewegen, als auch König Ferdinand wegen eines Vertrages zu handeln begehrte, der ihn vom Zuge zurückhalten sollte.

Nachdem sich der Kurfürst, welcher allein fast zwanzigtausend Mann Fußvolk und fünftausend Reiter stark war, **) mit der Kriegsmacht des jungen Landgrafen

---

*) Hortleder B. 5. K. 1. 2.

**) Vita Mauritii. 1229.

Wilhelm von Hessen vereinigt hatte, bei welcher der französische Gesandte Fraxineus, zogen die Häupter, unter die auch Herzog Albrecht von Mecklenburg gehörte, schleunigst auf Schweinfurt. Hier eröffnete Moriz dem hessischen Fürsten, welchen Antrag zum Frieden ihm der König Ferdinand dargeboten habe, der sich auch von einer Gewalt vernehmen lasse, für den Kaiser wegen Erledigung des Landgrafen zu unterhandeln. Man redete darüber in Gegenwart des französischen Botschafters, hemmte aber nicht im geringsten den Kriegszug. Zu Rotenburg an der Tauber stieß auch Markgraf Albrecht zu ihnen mit zweitausend Reitern und zehntausend Landesknechten. *) Auf Dona-

*) Sepulveda l. XXVII. §. 22.

werth strömte ihre vereinte Macht. In allen Städten, welche sie durchzogen, entließen sie den Rath, welchen Karl gesetzt hatte, und bestellten einen neuen: sie foderten von der Bürgerschaft Geld und Geschütz. Mit reißendem Zuge stürzten sie dann auf Augsburg, welches dem Kaiser noch zur Vorburg dienen mochte. Es lagen daselbst freilich nur vier Fähnlein desselben, aber diese Stadt zu organisiren hatte er vorzüglich Sorge getragen, und der gegenwärtige Rath war ihm gänzlich ergeben. Auch zeigte sich dieser dem Antrage der verbündeten Fürsten, daß man sie in die Stadt aufnehmen solle, bestimmt entgegen. Indessen hatte der Herold, welcher das Schreiben der Fürsten an den Senat überbrachte, Abschriften davon unter die Bürger verbreitet, welche sich we-

nig geneigt bewiesen, das Ungemach einer Belagerung zu ertragen, und Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge wünschten. Als nun plötzlich, nach dem heftigsten Zuge auch die letzte Nacht hindurch, in der Frühe des ersten Aprils die Fürsten sich vor den Thoren zeigten, eilte der Rath, sich über die Bedingungen der Uebergabe der Stadt mit ihnen zu vertragen, und schon am folgenden Tage mußte die kaiserliche Besatzung zum Thore hinausziehn, zogen evangelische Haufen in dasselbe Thor ein, unter Anführung des geächteten Hans von Heydeck. Nachdem auch Moriz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg in die Stadt gekommen waren, wurden mit großem Beifall des Volkes sämmtliche vom Kaiser getroffne Einrichtungen wieder abgeschafft, und die

Zünfte erhielten ihre alte Gewalt im Regimente. Die Wiederberufung der rein evangelischen Prediger verlangten die Fürsten sehr ernsthaft; und jene eilten bald froh aus der Verbannung herbei, indem die Lehrer des Interim entfernt wurden *).

Am ersten Tage des März berathschlagte Moriz noch mit seinen Landständen zu Torgau über Erhaltung des Friedens; seine eignen Unterthanen glaubten nicht, daß er zum Kriege gänzlich entschlossen und gerüstet sei: und einen Monat später war schon Augsburg in seiner Gewalt, so daß dem Kaiser im südlichen Deutschland kein fester Punkt blieb, sich eine Macht zu sammeln. Mehrere Reichsstädte, die noch zu

*) Annales Augstburgenses. ap. Mencken. t. I. p. 1866 sqq.

furchtsam waren, durch einen neuen Abfall seinen schwer empfundenen Zorn wieder zu reizen, hatte das verbündete Heer ihm abgeschnitten, indem es zu jenem letzten Punkt hineilte. Auch sie in ihre Macht zu bringen, überließ jetzt Moriz vorzüglich dem Markgrafen Albrecht, damit bei längerer Dauer des Krieges in ihrem Rücken keine Gefahr drohe: er dagegen wollte den Vortheil ihrer gegenwärtigen Lage noch unmittelbar gegen Karl verfolgen.

Mit Zustimmung seiner Bundesgenossen und des französischen Gesandten zog er inzwischen nach Linz in Oestreich, um dort zu vernehmen, welche Bedingungen eines Vertrages ihm jetzt der römische König im Namen seines Bruders vorhalten werde.

Für den Kaiser war ein Augenblick ge-

kommen, welcher das Werk des Glückes und der Sorgen seines Lebens zu vernichten drohte: Deutschland, Frankreich und der Pabst hatten Hoffnung, sich jetzt für jeden Verlust, jede Demüthigung zu rächen, welche sie von ihm erlitten hatten. König Heinrich bemächtigte sich der Städte Toul, Verdun, welche zum deutschen Reich gehörten, auch Metz fiel durch schlaue Künste in seine Hand, und mit gewaltigem Zuge durch Lothringen bedrohte er den Elsaß. Das Heer der Verbündeten bestand aus erlesenen Kriegern, unter vortrefflichen Feldherren, und sobald die Betäubung schwand, mit welcher das evangelische Deutschland noch die neue Kriegsflamme ansah, konnte es nicht fehlen, daß die Bundesmacht täglich ungemein wuchs. Aber gegen alle Schrecken der Zukunft

besaß Karl Hülfe in seinen Staaten und seinem Gemüthe; und schon hatte er bei dem ersten Gerüchte vom Aufbruch des Feindes an Don Philipp schnelle Botschaft gesandt, daß er eiligst ein spanisches Heer und Geld an ihn abordnen sollte; schon hatte er die übrigen deutschen Fürsten für sich aufgerufen, daß sie das Kriegsfeuer schleunigst beschwören möchten *). Nur dem gegenwärtigen Augenblicke, der ihn so hart bedrängte, konnte er keinen Widerstand leisten, und von dem Geiste, worin Moriz handelte, schien einzig sein Schicksal bestimmt werden zu müssen, und eben darum hegte man große Erwartung von der Handlung zu Linz zwischen dem römischen König und dem Kurfürsten von

*) Sepulveda l. XXVII. 18.

Sachsen, zu welcher auch noch besondre kaiserliche Gesandte gekommen waren.

Moriz sprach, um den nothwendigen Inhalt eines Vertrages darzulegen, von Erledigung des Landgrafen, von Vergleichung der streitigen Glaubenslehren, von rechtschaffener Anrichtung des allgemeinen Wohls im heiligen Reich, vom Frieden mit seinem Bundesgenossen, dem König von Frankreich, und endlich von Begnadigung derer, welche der Kaiser in die Acht gethan hätte. Es werde, entgegnete der römische König, seinem Bruder nicht zuwider seyn, daß der Landgraf die Gefangenschaft verlasse, wenn man alsobald von der Kriegsrüstung abstehe. Ueber die Religion, das Wohl des Reichs, könne auf dem nächsten Reichstage zur Genüge gehandelt werden. Wenn die Geächteten

sich dem Gedinge des Kaisers bequemten: so würde ihnen dessen Gnade nicht entstehn. Aber hoch beschwerlich sei es seinem Bruder, daß der König von Frankreich, der Urheber dieses greulichen Zwiespaltes in die Handlung gezogen werden solle: doch möge der Kurfürst anfragen, in wie fern derselbe in das Friedensgeschäft eintreten werde.

Nachdem man wegen einer neuen Tagsatzung zu Passau am Pfingstfeste überein gekommen war, suchte Ferdinand den Kurfürsten von Sachsen zu bewegen, daß er für sich und im Namen der mit ihm verbundenen Häupter einen Waffenstillstand eingehe, der schon vom eilften Mai an beginnen solle. Allein Moriz entgegnete, daß er dies ohne Wissen seiner Gefährten nicht dürfe, und versprach nur, sie zur

Er-

Erfüllung dieses Wunsches zu ermahnen. Er sah vorher, daß eine solche Aufforderung, besonders bei dem französischen Gesandten nichts wirken werde, und eben so wenig konnte er selbst sie ernstlich meinen; denn warum sollte er mitten im Glücke die Waffen ruhn lassen und dem überraschten Feinde Zeit vergönnen, seine ungeheuren Kräfte zu sammeln. Wenigstens mußte derselbe noch vorher so bedrängt werden, daß er gar keine Rettung mehr sah, als im Frieden *).

Inzwischen war der König von Frankreich in den Elsaß eingedrungen. Als Beschützer der unterdrückten deutschen Freiheit hoffte er allenthalben im Reich eine

*) Hortleder B. 5. K. 11. Sleidan B. 24. K. 8. Sepulveda l. XXVII. §. 21. 22.

günstige Aufnahme zu finden; doch Straßburg traute wenig seinen Schmeichelworten, und hatte sich früh genug zur furchtbarsten Gegenwehr bereitet, wenn die Franzosen Versuche machen sollten, sich einzudrängen. Auch gelang es dem Markgrafen Albrecht nicht, Ulm und Nürnberg dahin zu bringen, daß sie als Bundesstädte sich behandeln ließen. Von der ersten Stadt hatten die Fürsten sogleich drei Tonnen Goldes, Geschütz, Munition und Proviant verlangt, dann gar Aufnahme einer Besatzung aus ihren Heeren. Lieber setzte sie sich selbst der Belagerung aus, und ihr Gebiet der Verheerung. Die von Nürnberg hatten geeilet, bei Annäherung der Fürsten sogleich hunderttausend Gülden zu zahlen, und schmeichelten sich, damit jede Foderung abgekauft zu haben, wie ih-

nen auch Brief und Siegel der Verbünde-
ten gelobte. Allein für Markgraf Albrecht,
mit welchem sie ohnehin des nachbarli-
chen Streites genug hatten, war es we-
gen seiner besondern Beziehung zu verfüh-
risch, die Gewalt des Bundes wider die-
se Stadt zu richten. Er begann daher
eine gewaltige Fehde wider sie, unter dem
Vorwande, weil sie eine Tagsatzung der
oberländischen Städte, die Moriz nach
Augsburg ausgeschrieben, nicht beschickte,
wiewohl sie besonders eingeladen war,
und ihre kleinern hier versammelten Schwe-
stern sich zu einer Beihilfe an Geld ver-
standen, die sechs Römermonate betragen
sollte. Im Ganzen ergab sich, daß die
Stände weniger rasch zu einer öffentlichen
Erklärung für den Bund, und weniger
bereitwillig zur Unterstützung desselben wa-

ren, als er erwartet hatte. Dagegen erfolgte die französische Zahlung für die ersten drei Monate des Krieges, und durch Einnahme der Länder des vom Kaiser verdrängten Pfalzgrafen Otto Heinrich, welcher zu dem Bunde trat, vermehrten sich seine Kräfte.

So war die Lage der Dinge, als Moriz von Linz zurückkam, und die Punkte, welche dort verhandelt waren, ruchtbar wurden. Er berichtete sie sogleich dem König von Frankreich, auf welchen sie den nachtheiligsten Eindruck machten. Kaum hatten, indem er bis nach Weissenburg vorgedrungen war, die ansehnlichsten Reichsstände jener Gegenden ihn ermahnt, es ihrer Pflicht und Ehre zu gute zu halten, wenn sie nicht in Einigung mit ihm träten, und ihn ersucht, da er sich einen

Retter Deutschlands nenne, nicht weiter vorzurücken, um es nicht zu verderben. Desto geneigter war er, wider Moriz großen Argwohn zu schöpfen und die Hoffnung sinken zu lassen, daß er die deutschen Stände seinen Absichten gemäß leiten werde. Als jetzt auch die Nachricht kam, daß aus den kaiserlichen Niederlanden ein Heer von dreißigtausend Fußvolk und sechstausend Reitern anrücke, war sein Abzug aus Deutschland entschieden. Durch seinen Fleiß und tapfern Beistand, rühmte er sich, werde nun die deutsche Nation aus dem Jammer, dem sie erlegen sei, wieder hervorkommen, und sie solle sich hüten, ihre Freiheit nicht schändlich einzubüßen. Wenn Deutschland ihn wieder rufe, werde er keinen Aufwand und keine

Gefahr für dessen Wohl scheuen. *) An Moriz aber, der ihn um die Bedingungen gefraget, unter welchen auch er Frieden mit dem Kaiser schließen wolle, schrieb er zurück, daß es nicht Sitte der Könige Frankreichs sei, Frieden bei dem Feinde zu suchen, besonders nicht bei diesem; doch wolle er einem Vereine nicht widerstreiten, wenn dadurch etwas für der Deutschen Heil, und nicht wider seine Würde, vollbracht werden könnte **)

Unterdessen hatte der Kaiser die kleine Frist, welche er doch durch die Verhandlungen zu Linz gewann, eifrig benutzt, um Truppen im Gebirge zusammen zu ziehn

*) Sleidan B. 24. K. 6. 7. 10—13. Schärtlins Leben. 202.

**) Sepulveda l. XXVII. §. 26.

und wenigstens alle Pässe zu besetzen, welche nach Insbruck führten, damit er dort nicht überrascht werde. Moriz zog daher, nachdem er ins Lager zurückgekehrt war, und Heerschau gehalten hatte, gegen das Gebirge: mit ihm waren der junge Landgraf von Hessen und Herzog Albrecht von Mecklenburg. Durch einzelne Gefangne, welche er machte, erfuhr er, daß der Feind sein eigentliches Lager bei dem kleinen Orte Reuten halte. Sogleich ließ er die nächsten engen Pässe angreifen, und warf die Posten in denselben zurück. Die Flüchtigen verbreiteten Schrecken im Lager und die Fürsten folgten ihnen, um dieses anzugreifen. Gänzlich auseinander gesprengt, wurde der Feind größtentheils niedergehauen, in den Lech gedrängt oder gefangen. (Mai 18). Allein damit hatten

die Fürsten noch wenig gewonnen, wenn nicht die Ehrenberger Klause erstürmt wurde. Die Vestung unter dem Schlosse war reich mit schwerem Geschütze versehn: die Burg mit ihren Werken, auf einem jähen Berge, spottete eines jeden Angrif-fes. Allein der fürstliche Jüngling Georg von Mecklenburg, welchen die Ergebung Magdeburgs seiner Freiheit und seinem fröhlichen Geschäfte, dem Kriege wieder geschenkt hatte, traf auf einen Mann, der sich zum Führer auf einem geheimen en-gen Pfade nach der Burg hinauf anbot. Der Fürst drang in Moriz, ihm zu einem Wagestück auf diesem Wege eine Schaar Hackenschützen anzuvertrauen. Unbemerkt kamen sie den geheimen Steig am jähen Berge hinauf: die ganze Besatzung ach-tete nur auf die Angriffe, welche der Kur-

fürst an mehreren Punkten machen ließ. Plötzlich schien ein feindliches Feuer aus den Wolken hervorzubrechen: auf der Höhe begann der Mecklenburger ein ungestümes Gefecht, nachdem er verschiedene Posten besetzt hatte, um den Fürsten das Eindringen zu erleichtern. Ein Theil der Besatzung dachte sogleich daran, sich durch die Flucht zu retten und vier Fähnlein entkamen in der Verwirrung; die übrigen neun mußten sich mit den Vesten ergeben. Das feindliche Schwert hatte die Deutschen unter denselben geschont: die Italiäner und Spanier wurden fast alle niedergehauen (Mai 19.) *).

Nach Eroberung der Ehrenberger Klause befahl Moriz raschen Fortzug; allein

*) Vita Mauritii 1231. Sleidan B. 24. K. 14.

die Landesknechte im Regiment des Obersten von Reifenberg weigerten sich weiter zu ziehn, wenn ihnen nicht ein Sturmsold gezahlt würde. Der Kurfürst fand diese Foderung frech, und ließ den greiffen, der am lautesten um den Sturmsold schrie. Sogleich umzingelte ihn die aufrührische Menge mit vorgehaltenen Spießen, und viele schossen nach ihm aus dem Handrohre. Sein rasches Roß und sein Glück entführten ihn der vielfachen Todesgefahr; aber durch die Aufrührer war ein Aufenthalt im Zuge verursacht, ohne welchen der Kaiser wol in Insbruck hätte überrascht werden können. Wenn er gleich durch die Fähnlein, die aus der Ehrenberger Klause entkamen, den Verlust derselben vielleicht noch etwas früher erfahren mochte, als mit gewaltigem Fortzuge das Fußvolk des

Kurfürsten in Insbruck eintreffen konnte: so war er durch Podagra doch zu sehr gefesselt, um von Augenblicken besondern Gewinn zur Flucht zu ziehen. Auf jeden Fall hätte Reiterei, die sogleich, wie die Ehrenberger Vesten erstürmt waren, nach Insbruck geflogen wäre, ihn überfallen und nach Zerstreuung seiner schwachen kriegerischen Bedeckung gefangen nehmen können. Wahrscheinlich aber vermied Moriz absichtlich ein solches Unglück des Kaisers, um nicht selbst in die schwierigste Lage zu kommen. Ohne seine Bundesgenossen hätte er nicht über das Schicksal Karls entscheiden können. Gewiß hätte der wilde Markgraf Albrecht, welcher durch bürgerlichen Krieg sich selbst eine Macht erbauen, und schon deswegen die kaiserliche Gewalt durchaus geschmälert sehn

wollte, die Gefangenschaft des Reichshauptes gern zu diesem Zwecke benutzt: gewiß hätte gern König Heinrich von ihr Vortheile der Art gewonnen, wie vom Gefängniß seines Vaters Franz einst eben dieser Karl ungroßmüthig gezogen hatte. Allein Moriz liebte im Ganzen die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Deutschland, wodurch auch seine noch junge Macht Bestand hatte; er kannte zu gut den Seegen, welchen der Friede mit sich brachte, als daß er die wilden Gedanken Albrechts begünstigen konnte, und besaß ein zu deutsches Gemüth, um dem französischen Hofe gänzlich den Kaiser aufzuopfern, welchem er überdies Dankbarkeit schuldig war. Für seine Absichten konnte er das Gefängniß des Reichshauptes gar nicht benutzen: vielleicht wäre es ein Hinderniß gewesen,

mit dem Kaiser einen bündigen Vertrag zu errichten, welchem die Freiheit beider Theile nicht entstehn durfte. Durch die Demüthigung Karls, der schmählig vor ihm fliehen mußte, glaubte er die Fesseln des Landgrafen Philipp genug gerächt zu haben, und ausserdem begnügte er sich mit dem wesentlichen Vortheile, durch Eroberung der Ehrenberger Klause es unmöglich gemacht zu haben, daß sich in diesen unwegsamen Gegenden ein feindliches Heer bildete, welchem sich alle Hilfsvölker aus Italien und Spanien anschließen konnten.

An demselben Tage, als die Ehrenberger Klause fiel, kam die Nachricht davon, noch ein paar Stunden vor Anbruch des Abends, nach Insbruck. So unerwartet und schreckend sie für den Kaiser war, vernahm sie der gefangene Johann Friedrich

gewiß noch mit größerer Bewegung des Gemüthes.

In dieser Stadt hatte er eine lange Zeit seiner Gefangenschaft verlebt, immer bewacht von vier und zwanzig Spaniern, welche mit Trommel und Pfeife aufzogen, den Tag über vor seinem Saale standen, und zur Nacht auf Bänken und Polstern desselben mit ihrer Rüstung vor der Kammer lagen. Doch herber, als der gestörte Schlaf, war es dem gefangenen Fürsten, daß sie alle neugierige Wanderer gegen ein Trinkgeld einließen, ihn zu beschauen. Dagegen ergötzte ihn eine Schaar armer Leute, die täglich vor seinen Fenstern sich sammelten und welchen er kleine Münze hinabstreute; oder der berühmte Maler, der alte Lukas Kranach, der ihm stets neue Bilder malen mußte; oder das Lesen in

deutschen und französischen Geschichtsbüchern, und, zur frühen Andacht, in der Bibel oder Luthers Schriften. Diese Einförmigkeit des Lebens ward unangenehm unterbrochen, wenn er dem Kaiser auf Reisen folgen mußte; denn wiewohl er fürstlich in einer sechsspännigen Kutsche fuhr: so umgaben sie doch seine Wachen mit langem Feuerrohr und langen Spießen. Auch schreckte ihn dann mehr seine Besorgniß, daß man ihn zu fremden Nationen führen möchte. Sie war so stark, daß derselbe Fürst, welcher lieber gestorben wäre, als dem Interim des Kaisers gehorsam geworden, keine ungestüme Bitte für seine Erledigung guthieß, um nur das furchtbare Haupt nicht zu schrecken.

Endlich im Monat Mai 1552 verkündeten mancherlei Zeichen die Hoffnung sei-

ner Freiheit, und freudig legte er wieder seine goldenen Ketten und Ringe an. In derselben Stunde, als die Nachricht vom Fall der Ehrenberger Klause den Kaiser bestürmte, ließ er den gefangnen Fürsten rufen. Noch umgaben die vier und zwanzig Spanier den Wagen desselben; doch nur mit entblößten Degen. Im Garten hinter dem Pallaste redeten mit einander geheim Karl und Johann Friedrich, und von eben diesem, auf dessen Ruin er den wundervollen jungen Fürsten der Sachsen erhoben hatte, verlangte nun der Kaiser zu hören, durch welche Mittel derselbe gedämpft werden könnte.

Unmittelbar nach diesem Gespräch brachen Karl und sein Bruder Ferdinand von Insbruck auf, und noch an demselben Abend verkündete Granvella dem gefange-

nen

nen Fürsten die Erledigung aus seiner gefänglichen Haft, doch nicht seine Freiheit; denn er mußte mit Handschlag geloben, dem kaiserlichen Hofe bis auf weitere Verfügung nachzufolgen. So offenbar verdankte er nur dem gegenwärtigen Drange den erhaltenen Grad der Freiheit. Noch späterhin, da der Friede nahe war, verweigerte der Kaiser ihm trotz seiner dringenden Bitten die gänzliche Erledigung: er lüftete ihm jetzt nur die Fesseln, damit Moriz sie ihm nicht ganz abnähme. Eben dieses Gefühl verbitterte auch Johann Friedrichs Freude, und nie wollte er sich selbst gestehn, daß im Grunde der verhaßte Moriz sein Retter gewesen. Sogar in seinem spätern Berichte an seine Landstände, wie seine Erledigung geschehen sei, erwähnt er des Falles der Ehrenberger Klause nicht,

sondern stellt es dar, als ob seine Erlösung an eben diesem Tage nur eine Gabe des Himmels und der kaiserlichen Gnade gewesen sei, welche er sich durch seinen treuen Gehorsam erworben habe *).

An jenem Abend der Flucht des Kaisers war die spanische Wache noch mit Trommel und Pfeifen in Johann Friedrichs Herberge aufgezogen; doch in der Morgendämmerung still aus einander gegangen. In der folgenden Nacht brach der halb freie Fürst auf; und schon der Anblick, daß keine Spanier seinen Wagen umgaben, wirkte so auf ihn, daß er mit heiligem Gesange und dem vollen Gefühle der Freiheit die Morgensonne begrüßte. Mit Mühe erreichte er den kaiserlichen

*) Hortleder B. 3. K. 87. 88.

Hof; denn die königlichen Brüder flohen eiligst auch zur Nachtzeit. Ferdinand verließ bald den Kaiser und wandte sich hinein in Deutschland, um zum Friedensgeschäft in Passau gegenwärtig zu seyn. Karl strebte rastlos durch die Gebirge sieben und dreißig Meilen bis nach Villach in Kärnthen. Wiewohl auf den engen Pfaden ihm keine feindliche Macht folgen konnte, ließ er doch auf dem ganzen Wege die Brücken hinter sich abwerfen und die unwegsamsten Pässe durch Wachen von seiner Garde besetzen *).

Als Moriz in Insbruck eingerückt war, gab er den ernsten Befehl, daß keiner sich unterfangen solle, das Gut des römischen Königs anzutasten, oder in der

*) Hortleder l. c. Vita Mauritii 1231. 32.

Stadt, welche diesem gehörte, zu plündern; aber die Bürger sollten keine Schonung finden, welche irgend etwas vom Gute des Kaisers und seiner Spanier bei sich verhehlten. Dieses gab er gänzlich seinem Heer zur Beute. Die deutschen Landesknechte schmückten sich mit den prächtigen spanischen Kleidern, und nannten sich einander Don mit spottender Verehrung.

Der Kurfürst schiffte sich sogleich zu Insbruck ein, um nach Passau zu fahren, inzwischen sein Lager in die Gegend der Ehrenberger Klause gänzlich zurückverlegt wurde. Aller Kurfürsten und mehrer Fürsten Gesandte waren zu der Tagsatzung des Friedens gekommen, persönlich, der Herzog Albrecht von Baiern und der Bischof von Eichstädt. Am ersten Tage des Brachmonates trug Moriz, mit Berufung

auf die Verhandlung zu Linz, die Beschwerden deutscher Nation vor, kräftiger, als es je geschehn, weil jetzt die entscheidenden Augenblicke gekommen waren. Ueber den Einfluß der Ausländer auf die deutschen Angelegenheiten, den Druck, womit die Reichstäge belastet wären, die schlechte Verwaltung der Justiz, und viele andre Gegenstände, wurden die oft vernommenen Klagen geführt. Mit einem schneidenden Schmerze redete der Kurfürst über besondre Angriffe gegen die Ehre deutscher Nation. Auch er erwähnte jetzt des Geschichtbuches von Avila, und der großen Schmach, daß man das Geschütz deutscher Stände, als solcher, die schon eigene Leute geworden, in das Ausland brächte, einer Schmach, die man mit so sonderlichem Ehrgeiz über das edle Vaterland zu brin-

gen suchte, daß etliche Spanier für ihr eigenes Geld Geschütz hätten gießen, und mit den Wappen deutscher Fürsten schmük-ken lassen, um damit wie mit einer Beute zu pralen. Durch diese Anspielung traf er den Herzog von Alba, welcher beschul-digt wurde, daß er zwölf Stück Feldge-schütz mit dem hessischen Wappen zu Ins-bruck habe gießen lassen, die aber jetzt in die Hände des jungen Landgrafen Wil-helm gefallen waren. Endlich drückte sich Moriz mit besondrer Gewalt über die Schmälerung aus, welche man planmäßig dem Ansehn der Kurfürsten zufügte, die doch in der goldenen Bulle die Säulen des Reichs genannt würden; und sogar er-wähnte er der Absicht des Kaisers, die Wahlfreiheit zu untergraben und die Erb-folge einzuführen. An ihn vorzüglich wa-

ren die geheimen Anträge desselben über diesen Punkt gelangt; allein er war fern, ihrer zu gedenken, und berief sich nur auf das gemeine Geschrei, welches deshalb ausgegangen wäre *).

Sowohl der ganze Rath der Unterhändler, als besonders der römische König und sein Sohn, Erzherzog Maximilian, fanden es billig, daß solchen Beschwerden abgeholfen und die alte Hoheit des Reichs wieder hergestellt werde: sie fühlten selbst zu deutsch, um das Vaterland vom übermüthigen Ausländer regiert sehn zu wollen. Indeß waren sie der Meinung, daß die meisten der vorgebrachten Punkte auf einen allgemeinen Reichstag gehörten, und man dem Kaiser mit einer Uebereinkunft

*) Hortleder B. 5. K. 13.

wegen derselben nicht vorgreiffen dürfte, wodurch man ihn nur erbittern würde. Allein Moriz drang lebhaft in die beiden östreichischen Fürsten, daß sie sogleich über die Beschwerden der Nation nach den Reichsordnungen eine bestimmte Entscheidung geben sollten; und glaubte dies um so eher verlangen zu dürfen, da er jetzt, ohne Rücksicht auf des Kaisers bedrängte Lage, seine Foderungen nicht höher gespannt hatte, als vor dem Glücke seiner Waffen. Ausser der Verbesserung der Reichsverwaltung verlangte er besonders die Erledigung des Landgrafen, und heiligen Religionsfrieden, bis man sich wegen einer allgemeinen Religionsordnung verglichen hätte.

Karl zeigte sich sogleich bei weitem nicht so nachgiebig, als sein Bruder, und

stellte durch seine Gesandten zu Passau den Foderungen des Kurfürsten große Schwierigkeiten entgegen. Er verlangte sogar noch Ersatz für diejenigen Stände, welche wegen ihrer Treue gegen ihn von den verbündeten Fürsten Ungemach erlitten hätten. Er wollte nicht nachgiebig seyn, um nicht so gedemüthigt zu erscheinen, wie er wirklich war, und die Schmach seiner Flucht sollte durch Stolz gedeckt werden, so sehr sein Bruder und Neffe zum Frieden riethen. Nach mannigfaltiger Verhandlung kam man daher zu Passau nicht weiter, als daß der Kaiser am dritten des Heumonates eine entscheidende Antwort geben, und bis dahin Waffenstillstand seyn sollte.

Moriz hatte inzwischen sein Lager noch tiefer zurückgehn lassen, und fand es bei seiner

Heimkehr vor der bischöflichen Stadt Eichstädt, wo besonders Wilhelm von Hessen des Erfolgs der Handlungen mit Sehnsucht harrte. Er berichtete, wie wenig bis jetzt erreicht war, und ließ das Heer noch weiter hinab bis nach Rotenburg an der Tauber rücken, indem er selbst wieder nach Passau eilte. Mit Unmuth vernahm er hier die Eröffnung des römischen Königs in der Friedensversammlung, daß der Kaiser zwar eine Antwort gesendet habe, doch in die meisten vorgetragenen Punkte nicht willigen wolle. Er selbst fühle treu gegen die deutsche Nation und wolle eilends nach Villach verreiten, mit der festen Hoffnung, durch seine Rede den Bruder zu gewinnen. Acht Tage würden sich darüber verziehn, und der Kurfürst solle sich über solche Verlängerung der Waffenruhe nicht beschweren.

Allein dieser weigerte sich dessen sogleich, und wie heftig Ferdinand in ihn dringen mochte, blieb er unbeugsam. Er rief den ganzen Rath der Friedensmittler zusammen. Sie hätten nun, sprach er, einen vollen Monat lang allen Handlungen beigewohnt, und würden ihm ein stattliches Zeugniß geben, daß er keine Mühe gescheut habe, Frieden aufzurichten. Sie möchten nun deutscher Nation allgemeine Sache weiter fördern. Er könne nicht mehr nachgeben, und schon sei er durch die Zögerung in Verdacht bei seinen Bundesverwandten gerathen.

Mit freudiger Rührung versicherten die Fürsten und Botschafter, daß in seiner Rede Wahrheit sei, und baten den römischen König, daß er endlich im Namen des Kaisers den Schluß des Geschäftes

vollbringen möchte. Allein Ferdinand entgegnete, daß er dazu keine Gewalt habe; denn sonst würde er sich der Mühe überheben, zu seinem Bruder zu reiten.

Eben jetzt traf eine Antwort des Kaisers auf ein Schreiben der Friedensvermittler ein, welche den Kurfürsten in seinem Entschlusse bestärken mußte. Sie verrieth die ganze Bitterkeit in Karls Seele. Es wäre nicht nöthig, sagte er, daß man ihm den Frieden so hoch anrühme, dessen er sich seit Anfang seiner Regierung sehr beflissen hätte; solche Weise zu reden sollten sie lieber bei denen gebrauchen, die gegenwärtiger Unruhe Anfänger heißen müßten. Dies fodere er sogar von ihnen, kraft der Pflichten, womit sie ihm und dem Reich verwandt wären.

An demselben Tage, da Ferdinand nach Villach abreiste, zog Moriz nach seinem Lager; und wiewohl er überzeugt war, daß bald eine Botschaft des römischen Königs mit der endlichen Einwilligung des Kaisers bei ihm eintreffen werde, beschloß er sogleich wieder mit den Waffen thätig zu seyn.

Sein Zug ging jetzt gegen Frankfurt am Main, welche Stadt eine starke kaiserliche Besatzung aufgenommen hatte. Durch die Einnahme der Stadt Augsburg und der Tyrolerpässe hatte er dem Kaiser den Punkt geraubt, wo er seine Macht aus Italien und Spanien an sich ziehn konnte: eben so wenig durfte er ihn im Besitze Frankfurts lassen, wohin sich die Hilfe aus den Niederlanden sammeln mochte. Ueberdies schreckte die Besatzung das nahe Land Hessen.

Markgraf Albrecht, der unterdessen in Franken, vorzüglich gegen Nürnberg schrecklich gehauset hatte, ohne Rücksicht auf die Fürsprache seiner Bundesgenossen, indem er seinen besondern Planen nachging, stieß auf diesem Zuge wieder zu dem verbündeten Heere.

Mit der größten Lebhaftigkeit begann Moriz die Belagerung, und unter ihm der rastlose, ewig muthige Herzog Georg von Mecklenburg. Aber auch jetzt ging er zu jugendlich in die Gefahren. Eines Tages stand er nahe den Wällen der Stadt, und eine Kugel von denselben riß ihm den einen Fuß ab. Die Aerzte versicherten bald, daß keine Hoffnung sei, den Jüngling zu retten, und der besonnene Moriz, von so tapferem Gemüthe, zerfloß in Thränen. Nachdem er sich gefaßt hatte, sagte er

mit einem schönen Herzen zu dem sterbenden Jünglinge: daß deine gewaltige Tugend uns so früh vergehn soll, schmerzt mich ungemein, aber noch mehr, daß ich sehe, wie viel du für mich geschaffen, und ich dir noch nichts vergolten habe. Fürst Georg erwiederte: was du begonnen hast, vollbringe es, und lasse die Feinde nicht los, welche solches Unglück über mich brachten *).

Allein dieser Wunsch des sterbenden Fürsten konnte nicht erfüllt werden. In das Lager kam der vertraute Rath des römischen Königs, der böhmische Kanzler Burggraf Heinrich von Meissen, um den Kurfürsten zu bewegen, den Frieden in der Gestalt anzunehmen, welcher sich der

*) Vita Mauritii 1234. 35.

Kaiser auch wol fügen werde. Offenbar fand sich Moriz nicht mehr ganz in der günstigen Lage, wie beim Anfang der Verhandlungen zu Linz. Schon regten sich allenthalben die ungeheuern Kräfte der Staaten Karls, um zu seiner Rettung nach Deutschland zu strömen. Auf den König von Frankreich konnte er viel weniger rechnen, denn er hatte denselben durch die dargelegte Neigung zum Frieden entfernt. Selbst Markgraf Albrecht war dadurch erbittert, und hatte Mistrauen gegen seinen alten Jugendfreund gefaßt. Ausserdem waren viele von den Reichsständen gegen den Kurfürsten von Sachsen ergrimmt, weil auch er, wie in den Besitzungen des Deutschmeisters, Plünderungen immer mehr zulassen mußte, um sein Heer zu unterhalten. Ferner ward für

ihn

ihn in Hinsicht auf seine eigenen Länder die Gefahr drohend; denn schon hatte Johann Friedrich auf Andringen des Kaisers bei den Friedensvermittlern in Passau anfragen müssen, welche Hilfe er sich von ihnen versprechen könne, wenn Moriz geächtet würde, und nun er in sein Kurfürstenthum wieder einziehn sollte? Endlich kannte der junge Held das Heldengemüth Karls, welchen keine Entkräftung durch vielfache Krankheit und ein frühes Alter genug beugen konnte, um ihn dem Verlangen eines durch ihn mächtig gewordenen Jünglings unbedingt zu unterwerfen, zumal ohne ausgesponnene Verhandlungen, da er sein ganzes Leben hindurch sich als Meister in der Kunst zu unterhandeln gezeigt hatte. »Wenn es ihm, schrieb der Kaiser an die Friedensversammlung zu

Passau, bei dieser Sache erlaubt wäre, allein auf sich Bedacht zu nehmen: so habe er noch Entschluß und Kraft genug, seinen Scepter und seine Person mit einem freien beständigen Gemüth daran zu wagen. Doch ihn bewege der Gedanke, welches Unheil dem Reich aus diesem Kriege erwachsen werde.« Eben diese Art, wie sich Karl gegen sich selbst entschuldigte, so weit gewichen zu seyn, verrieth auch, daß er sich zu dem äußersten Wagnisse zusammenraffen werde, wenn man von seinem Stolze noch schmerzlichere Opfer heische. Dann blieb für Moriz nichts übrig, als vernichtet zu werden, oder den Kaiser, wie viele hofften und wahrscheinlich fanden, von seinem Thron, und den deutschen Gauen zu vertreiben *). Allein

*) Schärtlins Leben 203.

es ließ sich durchaus nicht einsehn, was alsdann aus Deutschland werden sollte, und so kühn Moriz war, berechnete er doch gern die Gefahren, in welche er sich begab: seine Kühnheit floß zum Theil aus dieser Berechnung.

So genehmigte er nach langem Schwanken die Friedenspunkte, welche der böhmische Kanzler ins Lager gebracht hatte, und Ferdinand wußte dem Kaiser gleichfalls seine Genehmigung abzudrängen. Darauf wurde zu Passau am zweiten Tage des Augustmonates ein Vertrag aufgerichtet.

Durch ihn erreichte Moriz zuerst die Freiheit des Landgrafen Philipp. Binnen zehn Tage, in welcher Zeit die verbündeten Fürsten ihr Kriegsvolk auflösen mußten, sollte derselbe nach Rheinfels ge-

führt, und daselbst ohne Lösegelder freigestellt werden. Der zu Halle geschloßnen Kapitulation sollte er von neuem unverbrüchliche Treue geloben; doch erlaubte der Kaiser die Bevestigung der Stadt Kassel. Sogar entkleidete dieser sein Urtheil, welches dem nassauischen Hause wider das hessische die Grafschaft Katzenellenbogen zugesprochen hatte, von der Rechtskraft, und verhieß, durch den Austrag unpartheiischer Fürsten diesen Streit beenden zu lassen. Eben so wurden diejenigen, welche wegen ihres Kriegsdienstes wider den Kaiser geächtet waren, unter ihnen auch Hans von Heydeck und Sebastian Schärtlin, vom Banne gelöset, unter Bedingungen, die von der Billigkeit eingegeben waren. Wo sonst im Reiche sich ein Land, eine Stadt, oder Einzelne

fanden, die vom Kaiser oder von der katholischen Parthie bedrängt wurden, dieser Vertrag umschloß sie mit schützender Vorsicht.

Was solche Punkte anbetraf: so hatte Moriz sein Werk glorreich vollbracht; allein so theuer sie ihm waren, mußte er sich selbst gestehn, daß sie nicht das Wesen eines Friedens ausmachten, wie er ihn schließen sollte. Freiheit des Reichs und der Religion schien ihm durch die passauer Handlung nicht gänzlich gesichert, und darum hatte er lange gewankt, ihr seine Genehmigung zu geben.

In Hinsicht auf die Religion wurde ausgemacht, das binnen sechs Monate ein Reichstag gehalten werden sollte, ob man durch eine allgemeine christliche, oder besondre deutsche Kirchenversammlung, oder durch irgend ein andres Mittel, die Spal-

tung heben könne. Bis dahin sollten weder die Verwandte der augsburger Konfession ihres Glaubens wegen irgend beschwert, noch die Stände, so der alten Religion anhängig, von ihnen irgend beeinträchtigt werden. Allein nirgends war in dem Vertrage selbst gesagt, was werden sollte, wenn kein friedlicher Verein auf dem anberaumten Reichstage vermittelt werden könnte. In Nebenpunkten, wegen welcher der römische König und der ganze Rath der Stände zu Passau übereinkamen, hieß es freilich, daß jener Friedestand in der Religion bis zur endlichen Vergleichung bei Kräften bleiben sollte, wenn auch in der nächsten Reichsversammlung keine Eintracht gestiftet würde. Aber diesem Nebenvergleiche versagte der Kaiser seine förmliche Genehmigung.

Was die Beschwerden der Nation über Schmälerung ihrer Hoheit und Verletzung der Reichsverfassung anbetrifft: so verwies der Passauervertrag auch sie auf den Reichstag, weil sie zum Theil zum Erstenmal von der kaiserlichen Majestät vernommen würden, und sich diese zuvor hinlänglich unterrichten mögte, die übrigen aber so hochwichtig wären, daß die Berathung ihrentwegen eine geraume Zeit umfassen müßte. Nur gab der Kaiser die heiligste Verheissung, daß er alles, was sein Verhältniß gegen die Stände betreffe, nicht nur nach der Gebühr messen, sondern auch den gemeinen Nutzen weit dem seinigen vorsetzen werde.

An das Kammergericht sollte sogleich die Nachricht von diesem Friedestande gelangen, und ihm auf das strengste befoh-

len werden, auch den Partheien der augs-burgischen Konfession, ohne Aufschub und irgend eine Beschwerde, Recht zu sprechen. Aber die wesentliche Foderung einer völlig gleichen Besetzung dieses Gerichtshofes mit Richtern aus beiden Religionspartheien wurde gleichfalls an die Reichsversammlung verwiesen, denn nur in ihr, wo die Kammergerichtsordnung mit Hilfe des Kaisers aufgerichtet sei, könne sie Veränderungen erleiden.

Wenn dieses Verweisen der wesentlichsten Foderungen auf einen andern Zeitpunkt den Kurfürsten von Sachsen lange schwankend erhielt, ehe er sich dem Vertrage zu Passau fügte: so war es doch mit Umständen verbunden, wodurch die Besorgniß gemildert wurde. Nach sechs Monaten sollte sich schon offenbaren, ob

alles erreicht werde, was Moriz gefodert, und wirklich hatte es das Ansehn, als suche der Kaiser nur seiner Ehre wegen noch diese Frist, ehe er sich gänzlich ergeben wollte. Zum Erstenmal war wenigstens den Verwandten der augsburger Konfession ein Friedestand in der Religion, ohne alle hinterlistige Klausel, gesichert; und zeigte es sich nach einem halben Jahre, daß man ihnen denselben wieder rauben wollte: so war es dann noch Zeit genug, die Waffen von neuem zu ergreifen; denn der Kaiser wurde zu tief in den Krieg mit Frankreich verwickelt und von der andern Seite drängten die Türken zu hart, als daß er die verbündeten Fürsten an neuer Rüstung hätte hindern können. Ausserdem sah Moriz wohl ein, daß die Verhandlungen zu Passau, wenn sie alles

ausgleichen sollten, sich ungebührlich lange verziehn, und weit über die bestimmten sechs Monate hinaus dehnen würden, und eben so, daß einige der vorgebrachten Punkte wirklich nur auf einem vollkommenen Reichstage gesetzlich ausgemacht werden dürften. Endlich waren die Verheissungen, welche König Ferdinand und Erzherzog Maximilian gaben, von einem solchen Gehalt, daß sie fast statt der kaiserlichen Genehmigung aller Foderungen des Kurfürsten von Sachsen gelten konnten. Beide übernahmen auch, wie alle zu Passau versammelte Reichsstände, für sich und ihre Nachkommen, für Land und Kapitel, die Sicherung des gestifteten Vertrages, so daß sie mit gesammter Kraft wider denjenigen ziehn wollten, welcher irgend eine Beschwerung wider den=

selben vornähme. Ferdinand und Maximilian wurden sogar vom Kaiser auf solche Fälle, wo von Erfüllung des passauer Friedens die Rede sei, aller Pflichten und der Verwandtschaft gegen ihn entlassen, damit sie ungescheut wider ihn die Waffen richten könnten, wenn er diese Vergleichung nicht halten sollte *).

In der Urkunde selbst war des gefangenen Johann Friedrich von Sachsen gar nicht erwähnt worden, wol aber bei den Unterhandlungen. Oft hatte er während derselben die kaiserliche Majestät an ihre Verheissungen erinnert, daß er vollkommen frei zu seinem Heerde sollte heimkehren dürfen, die gegenwärtige Fehde möchte zu Passau vertragen werden, oder nicht.

*) Hortleder B. 5. K. 14.

Aber stets war ihm geantwortet, der Kaiser könnte sich seines endlichen Gemüthes nicht erklären, bis er gründlich erführe, ob er mit Moriz Krieg oder Frieden haben werde. Wirklich war dieser letzte beinahe seit einem Monate geschlossen, und schon war der kaiserliche Hof wieder zu Augsburg, ehe der alte Fürst wieder von seiner Freiheit hörte; aber zugleich offenbarte sich der Grund dieser Zögerung. Karl wollte abwarten, ob Moriz auch dem Frieden nachkomme, und erst als dieses offenbar wurde, erfüllte auch er eine geheime Bedingung der Unterhandlungen zu Passau. Er erzwang nämlich von Johann Friedrich eine neue Bestätigung der Kapitulation, wodurch derselbe seinen Sturz und die Erhebung seines Vetters genehmigt hatte, und welche zu bekräfti-

gen, nun seine Söhne auch noch angehalten werden sollten. Für den biedern Fürsten war es herbe, seinen alten Schwur von neuem bestärken zu müssen; aber viel herber war ihm die Zumuthung, daß er versprechen sollte, dem endlichen Religionsfrieden, auf welchen der passauer Vertrag verwies, sich gleichfalls zu unterwerfen. Was sein Gewissen, sein ewiges Heil anbetreffe, darüber verpflichte er sich nicht auf künftige Vergleichung. Man erhielt von ihm nur die Zusage, daß er hinfort der Religion wegen in kein Bündniß mehr treten, und des päbstlichen Glaubens wegen niemand mit der That beschweren wollte. Ein solches Versprechen, sagte er, sei ihm leicht; denn zur Beschützung der Religion sich mit irgend jemand wieder zu vereinigen, sei er weit entfernt, nach-

dem er gefunden, welche besondre Dinge die meisten darunter suchten.

Jetzt endlich wurde Johann Friedrich ganz entlassen, und ihm entstand nicht die Achtung des Kaisers, welcher nach seinem weitgreiffenden Geiste, und in aller Politik der Erde erfahren, die seltsame Treue und muthige Begränzung des Fürsten, der für des Himmels Zukunft alles Irdische preisgab, mit einer gewissen neugierigen Bewunderung betrachtet hatte. Des Herzogs Heimkehr war ein Triumphzug, denn niemand verkannte es, daß er allein mit ganz reiner Frömmigkeit für den evangelischen Glauben alles gethan und gelitten hatte. Wenn er Städten, wie Nürnberg, nahte, strömte ihm das Volk jauchzend entgegen, und empfing ihn mit Jubel, mit Thränen der Wehmuth und Freude.

Als er aber in sein Land gekommen war, begleitete ihn bis nach Weimar der laute Gesang: Herr Gott, dich loben wir *)!

Viel geringere Theilnahme erweckte die Befreiung des Landgrafen Philipp, denn seine Frömmigkeit und seine Absichten lagen nie so rein vor den Augen des Volkes. Nachdem er schon für frei erklärt worden, und seinem Lande zuzog, ward er plötzlich zu Mastrich wieder in gefängliche Haft der Spanier gegeben, welche ihn fünf Jahre hindurch bewacht hatten. Es geschah auf Befehl der Regentin der Niederlande, nachdem sie gehöret, daß von dem Heere des Kurfürsten Moriz das Regiment des Obersten von Reiffenberg dem Markgrafen Albrecht zugezogen sei, wel-

*) Hortleder B. 3. K. 87. 88.

cher in den passauer Frieden nicht eingeschlossen seyn, und in Verbindung mit Frankreich den Krieg fortsetzen wollte. Allein der Friede war dadurch keinesweges gebrochen, indem jenes Regiment wider den Willen der verbündeten Fürsten gehandelt hatte. Ueberdies dachte der Kaiser schon daran, wie er den Markgrafen mit seinem Heere in seine Dienste ziehn wollte, und befahl daher, daß Landgraf Philipp in der Heimkehr nicht aufgehalten werden müßte *).

Ueberhaupt fügte sich Karl mit Sorgfalt dem Frieden zu Passau. In Augsburg, wo er das Interim mit Heftigkeit eingeführt hatte, und gegen welche Stadt er wegen ihres Betragens im letzten Kriege erbit-

*) Sleidan B. 24. K. 39.

erbittert seyn mußte, erlaubte er den freien Gottesdienst nach dem Geiste der Augsburger Konfession. Das Regiment der Zünfte schaffte er freilich dort ab und stellte seinen Magistrat wieder her; allein dies war nicht wider den Frieden. Vergebens hatten die verbündeten Fürsten wiederholt gefodert, daß jenes Regiment, welches sie in den Reichsstädten angeordnet, in Kraft bleiben sollte: immer war des Kaisers Antwort, so lange noch Athem in ihm sei, werde er nicht dulden, daß ein andrer, als er, mit der Obrigkeit in den freien Städten schalte. Im Vertrag hieß es daher nur, daß dieselben bei ihren alten Freiheiten bleiben sollten *).

Mit besonderm Wohlgefallen sah der

*) Annales Augsburgenses p. 1872. sqq.

Kaiser die Reichsstädte Ulm und Straßburg, welche ihm so standhaft wider die Fürsten und den französischen Hof anhingen, und eilte zum Kriege wider diesen letzten, wie mit einem ungeschwächten Jugendfeuer. Die alte Feindschaft war heftiger, wie jemals, aufgelodert; denn die Demüthigungen, welche er von Moriz erlitten hatte, rechnete er dem König von Frankreich an, und wollte durch Rache an demselben seine Schmach tilgen.

Inzwischen führte der Kurfürst von Sachsen, verlassen von dem jungen Landgrafen, der mit seinen Schaaren nach Hessen zog, und vom Reiffenbergischen Regimente, welches ihm seit dem Aufruhre bei der Ehrenberger Klause verhaßt war, seine Kriegsmacht nach Donawerth hinauf, und schiffte sie dort auf der Donau ein,

hinab nach Hungarn, wo er die Gewalt des Türken brechen sollte. Gern unternahm er diesen Zug, theils aus Freundschaft für König Ferdinand, theils indem er nur durch ihn noch einen Vorwand bekam, sein Heer zusammenzuhalten. Es war sein fester Entschluß, sein großes Werk für deutsche Freiheit und evangelischen Glauben ganz zu vollenden, und, wenn es seyn mußte, noch ferner durch der Waffen Macht: darum blieb er gern in Kriegsrüstung. Daß er sein glorreiches Ziel nicht ganz erreichte, wurde vornehmlich die Schuld seines alten Freundes, des Markgrafen Albrecht *).

---

*) Sleidan B. 24. K. 36.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Parallele zwischen Moriz und Albrecht von Brandenburg. Ihre Freundschaft. Grund in ihrem Innern, warum diese schwand. Ursache davon in ihrer äussern Lage. Albrechts Plan zur Vergrößerung seiner Macht. Der Passauerfriede dafür ein Hinderniß und ihm verhaßt. Albrecht im Solde des Kaisers. Sein Unmuth über dessen schwankendes Betragen in seinen Fehden mit seinen Nachbarn in Franken. Seine kriegerischen Absichten auch nach dem Frieden zwischen dem Kaiser und Frankreich. Grund, warum sich Moriz denselben entgegensetzte. Krieg zwischen ihm und dem Markgrafen. Einfall des letzten in Thüringen. Vergeblicher Versuch zur Vermittelung durch den Kurfürsten von Brandenburg. Treffen bei Sievertshausen. Sieg und Tod des Kurfürsten von Sachsen. Folgen. Albrechts weiteres Schicksal.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Deutschlands laut über den jungen Moriz von Sachsen redeten, gedachte man eben so häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zusammen. Die Lust des Friedens und des Krieges Ungemach ertrugen sie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwischen ihnen gemeinschaftlich; bei Zechgelagen, selbst auf den Gängen der Wollust fand sich selten der eine ohne den andern; auf Einem Lager haben sie oft zusammen geschlafen. Von seinen reichern Einkünften zahlte Moriz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß sein Freund von seinen ungeheuren Schulden gedrückt

würde. Gern äusserte er seinen Glauben, daß der Markgraf ihm stets eine feste Mauer wider seine Feinde seyn werde. Vereint fochten sie für Oestreich und stürzten den schmalkaldischen Bund: als Moriz wider den Kaiser losschlug, um Retter der deutschen Fürstenfreiheit zu werden, stürmte Albrecht wider Oestreich mit ähnlicher Gesinnung.

Die Freundschaft der beiden Fürsten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weise das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch besondre Stärke fiel die Gestalt des sächsischen Fürsten auf; aber kräftig fügten sich seine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaaß, und nur über seiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen,

wie er mit gedrängter Kraft jeden Moment ein Ziel zu ergreiffen schien. Seine Stimme tönte nicht laut, aber bestimmt und gemessen. Besonnene Kraft, die stets zusammengehalten, rasch zur Ausführung ging, und nie zurückzuschreiten brauchte, war durch sein Aeusseres angekündigt, und war durchaus sein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Posten wieder aufgeben müssen: tief verbarg er die umfassendsten Plane, und ließ er sie blicken, so war die glückliche Ausführung derselben sicher: seiner Ueberzeugung, seines Entschlusses gewiß, verstand er die Kunst, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erschöpfend waren seine Antworten: seine Frage der Art, daß

auch der Schwankende bestimmt ihr entgegnen mußte *).

Wenn Moriz das Bild einer besonnenen, zusammengehaltenen Heldenkraft darbot: so erblickte man in Albrecht eine schwelgende, die sich laut ankündigte und im Rausch verzehrte. An Gestalt war er nicht größer als der Sachsenfürst; aber ungewöhnlich war die Stärke seiner Muskeln und die Breite seiner Brust. Gewaltig hallte seine Stimme die kriegerischen Reihen hinab. Sein Haupthaar ließ er gern lang wachsen, damit es rückwärts wehend sein stürmendes Ansehn vermehrte. Mit einem gewissen Wahnsinn stürzte er sich in Schwelgerei der Liebe und des Weines und der Schlacht Gefah-

---

*) Vergl. Theil I. S. 330 u. f. w.

ren. Den Tod scheute er nicht, und achtete es dennoch keine Schmach, im Kampf zu weichen, oder die Absicht zu verändern. Gerechtigkeit im menschlichen Geschlecht war ihm ein Nichts, und er spottete der Lehre vom Himmel. Es fehlte ihm nicht an wissenschaftlicher Bildung, von welcher Moriz durch seine Erziehung nicht den leisesten Anschein gewann; aber Gelehrte und ihre Pflanzschulen, welche dieser hegte, hielt jener geringe. Auch besaß Albrecht die feinsten Sitten eines Ritters, und ward deshalb an Kaiser Karls Hofe von allen Nationen bewundert; doch auch sie opferte er dem Verkehr mit dem deutschen Adel. Das ganze Leben verlor endlich früh für ihn die Bedeutung, und in den Augenblicken, wo er dies selbst tief empfand, wurde ihm jede Zukunft gleich-

gültig. »Ich will meine Seele, pflegte er dann zu sagen, zu einem Wettstreite zwischen Gott und dem Teufel legen, und wer von beiden der stärkste ist, sie an sich zu reissen, mag mit ihr nach Willkühr schalten *).«

Die jugendlichen Neigungen, wodurch zwei so verschiedene Naturen, wie Moriz und Albrecht, an einander gefesselt wurden, verloren von ihrer Kraft, als beide Helden in das männliche Alter traten. Sie wurden nun erst gewahr, wie weit sie ursprünglich von einander entfernt waren. Eben so wurde die Macht zerrissen, mit welcher ihr Streben nach Einem Ziele sie verband, als der sächsische Fürst glaubte,

*) Arnoldi vita Mauritii ap. Mencken t. II. p. 1250 sqq.

dasselbe durch den Passauervertrag fast erreicht zu haben. Leichter wäre auch Albrecht dieser Meinung gewesen, hätte er seine besondern Absichten so gut, wie sein Gefährte, erreicht gesehn. Moriz hatte sich in den allgemeinen Stürmen mit dem Kurfürstenthum Sachsen eine Macht errungen, welche ihm auch in friedlichen Zeiten das größte Ansehn sicherte. Albrecht hingegen hatte durch alle Fehden mit seinen Nachbarn in Franken seine geringen Besitzungen wenig vergrössert, und selbst diese waren ein ungewisses Gut geworden, da die Bischöfe und Städte jener Gegenden ihn als ihren tödtlichsten Feind haßten. Vorzüglich auf dem Ruin von jenen sich am Main und Rhein eine beträchtliche Macht zu schaffen, war sein Plan, insofern etwas planmäßiges in sein wildes Leben paßte.

Ihn auszuführen, mußte er zahlreiche Truppen unterhalten, und diese zu besolden, sich mit stetem Raub auf seine Feinde werfen. Es schmeichelte ihm daneben, durch seine Plünderungen andre in einen solchen Zustand zu versetzen, daß er ihnen zurufen konnte: ihr sollt mir gleich werden, sollt auch nichts besitzen *)!

Der passauer Friede, in welchen auch er eingeschlossen war, stand deshalb offenbar seinen Planen entgegen. Schon während des Zuges der verbündeten Fürsten, zeigte er durch seine Unternehmungen, daß er eine schnelle Beseitigung der Fehde mit Karl dem Fünften gar nicht wünschte, sondern sie zur Befriedigung seiner Leidenschaften und besondern Absichten

*) Sleidan B. 25. K. 3.

brauchen wollte. Die Nachricht von dem Vertrage zu Passau reizte ihn daher zum unbändigen Zorn. Er nannte ihn eine Verrätherei an der deutschen Nation und weigerte sich schlechterdings, sein Kriegsvolk zu entlassen, sondern bot alles auf, dem Kurfürsten seine Schaaren abspenstig zu machen, als er sie aus dem Lager vor Frankfurt abführte, um die Türken aus Ungarn zu schlagen *).

Zuerst warf sich Albrecht auf Mainz und Speier unter den furchtbarsten Plünderungen. In der letzten Stadt drohte er sogar dem Dom sein bleiernes Dach zu nehmen. Mit einem gewaltigen Zuge zu Roß und funfzig Fähnlein Landesknechte schlug er endlich sein Lager in Lothringen

*) Hortleder B. 6. K. 6. Gleidan B. 24. K. 34.

auf. Da man entscheidende Schläge in dem Kriege zwischen Kaiser Karl dem Fünften und König Heinrich dem Zweiten von Frankreich erwartete: so konnte es nicht fehlen, daß der Markgraf mit solcher Waffenmacht von beiden Partheien gesucht wurde. In Irrung mit dem französischen Hofe wegen des Soldes, machte er seinen Frieden mit dem Kaiser, welcher nun alle die harten Verträge, wozu Albrecht seine Nachbarn in Franken seiner Vergrößerung wegen gezwungen, gern bekräftigte, wiewol er sie kurz vorher vernichtet hatte *).

Indem sich der Markgraf tapfer für den Kaiser in Lothringen schlug, war Moriz im Kriege für den römischen König

*) Sleidan B. 24. K. 41. 43.

Ferdinand das Schrecken der Türken. Von ihm, dem Fürsten in der schwarzen Rüstung, redeten sie, als von einem Verderben, welches ihnen das Geschick längst gedroht habe *).

So ruhmvoll Moriz wider den Feind der Christenheit focht, wurde seine Rückkehr nach Deutschland schon durch die Gerüchte beschleunigt, welche über die neue Freundschaft zwischen dem Kaiser und Albrecht von Brandenburg umgingen. Geheim waren ihre Unterredungen; sorgfältig forschte Karl nach dem Zusammenhange des letzten Krieges, in welchem der Kurfürst von Sachsen so glorreich gegen ihn erschienen war, und viele äusserten die Meinung, daß, zum Verderben des jungen

*) Arnoldi vita Mauritii. 1238.

Helden, sich sein alter, trautester Genosse und jener Kaiser besprochen hätten, von welchem er einst vor allen Deutschen hochgehalten war, und welchen er verehrte *).

Nach einer höchst unglücklichen Belagerung von Metz zog Karl in die Niederlande und der Markgraf blieb mit seinen Regimentern im kaiserlichen Solde zu Trier. Vorzüglich durch Seuchen und die Härte des Winters (1552. 53) schmolzen seine Krieger zusammen: was sich zerstreute, beschied er auf das Frühjahr wieder zu seinen Fahnen. Wenn dies mit Hinsicht auf tiefere Plane geschah: so konnte er die Lage seiner fränkischen Besitzungen als Antrieb zu kriegerischem Beginnen vorschützen. Das Kammergericht nahm

*) Vita Mauritii p. 1240.

nahm sich der bedrängten Bischöfe an, und vergebens suchte Albrecht der Handlung desselben Einhalt zu thun, indem er lauttobend die kaiserliche Bestätigung der Verträge mit seinen Nachbarn vorhielt. Karl selbst entgegnete ihm, daß er als Kaiser allen Partheien Recht widerfahren lasse, und auf die neue Klage der Bischöfe in Franken hören müsse, so unwillkommen ihm dieselbe sei. Er rathe herzlich zu einem friedlichen Vergleiche.

Von einer Zusammenkunft, welche zu diesem Zwecke in Heidelberg gehalten wurde, stürmte Albrecht wild hinweg, weil er schlechterdings nicht vom Buchstaben der erpreßten Verträge weichen wollte. Mit dem anbrechenden Lenz zogen die Fähnlein und Geschwader zu seinen Panieren.

Seine Bewegungen wurden mit kum-

mervollem Argwohn von Moriz verfolgt. Nachdem auch zwischen dem Kaiser und dem französischen Hofe der Friede geschlossen war, schien endlich der Zeitpunkt gekommen zu seyn, wo eine neue Welt in dem verwüsteten Deutschland aufblühen könnte. Mit großer Weisheit begann schon der junge Kurfürst von Sachsen diese Schöpfung in seinen Ländern. Sein Durst nach kriegerischem Ruhm war befriedigt. Im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters fühlte er jetzt, daß Kriege nur geführt werden müssen, um des Friedens Segen möglich zu machen, und oft gab er mit edlem Eifer die Verheissung, daß er heilbringend ersetzen wolle, was die innern Bewegungen von dem Mark seines Volkes verzehrt hätten. Aber ehe

diese Zeit kommen konnte, mußte der hadernde Ungestüm des Markgrafen gedämpft werden. Das gemeine Wohl deutscher Nation heischte dies, besonders aber des Kurfürsten und seiner Länder Rettung. Plötzlich mochte sich gegen ihn der wilde Albrecht mit Krieg wenden, von seinem eignen erbitterten Gemüth, und vielleicht vom kaiserlichen Hof getrieben.

Moriz sandte ein Schreiben an seinen ehmaligen Freund, dessen Absichten zu erforschen; aber sein Bote ward erst in enge Verwahrung gebracht und dann mit einer Antwort voll Schmachreden entlassen. Selbst in der langen Urkunde, womit Albrecht seine Fehde gegen die fränkischen Bischöfe und Nürnberg eröffnete (März 27. 1553), konnte er des letzten Zuges

wider den Kaiser nicht ohne tiefe Bitterkeit gegen Moriz gedenken *).

Da eilte dieser, mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, der viel Kriegsvolk an sich gezogen hatte, einen Bund zur Hülfe der Bischöfe und der Stadt Nürnberg zu schließen. Er wollte das Feuer löschen, ehe es ihn ergriff, und Deutschlands Retter wider fehdelustige Fürsten, wie gegen die kaiserliche Uebermacht werden.

Die beiden Fürsten sandten eine solche Kriegsmacht nach Franken, daß der Markgraf dort allenthalben weichen mußte. Allein plötzlich raffte er seine Reiterei zusammen und fiel in Thüringen ein. Das Schrecken breitete sich von hier schnell

---

*) Hortleder B. 6. K. 2. Vita Mauritii. 1241. 42.

nach dem Kurfürstenthum, und vor allen zitterte Leipzig. Es war ohne Besatzung und lag wehrlos da, weil es seine neuen Befestigungswerke noch nicht vollendet hatte.

Moriz war zu Dresden, als ihm Albrechts Einfall in Thüringen gemeldet wurde. Ist er verwüstend? fragte er den Boten; und auf die Antwort, daß man von keiner Verheerung vernommen habe, sagte er heftig: und beschädigt er mir Einen Bauer, so soll er wahrlich dafür büßen.

Mit einem Geschwader von vierhundert Reitern, die gewöhnlich seine Person umgaben, flog der Kurfürst nach Leipzig. Aber hier vernahm er, daß der Markgraf seinen Zug nach Niedersachsen wende, wo er einen mächtigen Zufluß an Kriegsvölkern erwarten konnte. Herzog Heinrich

lag in Zwiespalt mit seinen Städten und seinem Adel. In seinem Lande waren viele hurtig zu seinem Verderben.

Sogleich rief Moriz sein Heer aus Franken ab und zog Kriegsvolk im Lande zusammen. Schwache Besatzungen ließ er in den vornehmsten Städten von Meissen zurück, indem er nach Niedersachsen eilte. Auch Herzog Heinrich hatte die Truppen, welche sein hochgesinnter Sohn Philipp, voll Weisheit und gelehrter Kunde, in Franken anführte, schleunigst zurückgerufen. Als sich die gesammte Macht der beiden verbündeten Fürsten vereinigt hatte, bezogen sie ein Lager bei Osterode. Ihre Reiterei belief sich auf fünftausend; an Fußvolk waren sie schwächer, als Albrecht, welcher bei Braunschweig funfzig Fähnlein desselben zusammengezogen hatte, und viertausend Reiter zählte.

Am ersten des Heumonates sandte Moriz seinen Fehdebrief an denselben, in welchem zugleich der römische König redete. Für das gemeine Vaterland sollte gefochten werden, wiewol der Kurfürst auch seine besondern Beschwerden anführte. Die Zeit seines Lebens hindurch, sagte er, sei von ihm dem Markgrafen keine billige Ursache zur Unfreundschaft gegeben, sondern er habe demselben allerlei freundliche Gutthat erzeigt. Dieser gedenke dagegen seiner nur mit ehrenrührigen Worten und beschuldige ihn der Verrätherei an der deutschen Nation. In allen seinen Handlungen offenbare er gegen ihn das feindseligste Gemüth *).

Wie dieser Fehdebrief in Albrechts La-

*) Hortleder B. 6. K. 6.

ger gebracht wurde, waren Gesandte des Kurfürsten von Brandenburg daselbst anwesend, um den Frieden zu vermitteln. Er las den Seinigen das Schreiben vor, hielt es in die Höhe und rief: ob sie es mit ihm wagen wollten? Als sie ihm zusagten, rief er den Boten, der es überbracht hatte, und sprach: Dreimal hat dein Herr seinen Glauben gebrochen und unredlich gehandelt, zum Viertenmal thut er nun desgleichen. Er mag kommen: so will ich sehn, was er könne. Sagt ihm das wiederum von meinetwegen.

Als er dem Knaben dem Gebrauch nach etliche Gulden geschenkt hatte, und ihn so wegreiten ließ, sprachen die Gesandten: vermögen wir denn nichts zum Frieden? und er entgegnete, nein, und bat sie wieder hinzureiten.

Da Albrecht durchaus nicht jenen Geist besaß, der eine Masse von Menschen lange zusammenhalten kann, und es ihm an Mitteln fehlte, seine Truppen auf längere Zeit zu besolden: so wäre Moriz des Sieges über ihn wohl am sichersten gewesen, wenn er eine Schlacht vermieden, und durch weises Zaudern das feindliche Heer aufgelöset hätte. Allein er fürchtete zu sehr, daß ihm der Markgraf entkommen, und mit seiner eigenthümlichen rasenden Schnelligkeit sich auf Meissen lagern und es verderben möchte. Es war selbst zu besorgen, daß die Einwohner, noch voll Anhänglichkeit für ihren alten Fürsten, den nun wieder freien Johann Friedrich, trotzig auf die Gegenwart des Feindes, und um seine Wuth zu mildern, sich wider Moriz auflehnen möchten. Bei dem Kaiser fan-

den sie dann ohne Zweifel alle Unterstützung, und vieles sprach für die Vermuthung, daß Albrecht zu einem Zuge in das Kurfürstenthum selbst durch kaiserliche Hülfe gestärkt werde. Wenigstens stießen an dem Tage, da er sich in Bewegung setzte, noch drei Geschwader niederländischer Reiter zu ihm, ohne daß man bestimmt wußte, von wem sie kamen.

Moriz hatte aus dem Lager von Osterode seine Züge so gethan, daß er den Feind immer mehr von Thüringen abschnitt, und ihn bis nach Hannover hinauf gedrängt. Hier schien sich derselbe in die Landwehr lagern zu wollen, wandte sich aber plötzlich gen Peine, um dem Kurfürsten den Vorzug in seine Lande abzugewinnen. Er mußte an einem Holze, längs Fürthen und einem Damm, auf ei-

nen engen Paß ziehen. Den ganzen Vormittag des neunten Julius zog der Kurfürst neben ihm auf der andern Seite des Holzes und erreichte früher die Enge. Als Albrecht sah, daß die Feinde über den Damm gegangen waren, nahm er eine günstige Stellung am Holz und zeigte sich zum Schlagen bereit, denn er war schon in Schlachtordnung einhergezogen. Moriz bildete seine Reiterei zur Schlachtordnung, und ließ das leichte Geschütz aufpflanzen. Er hatte, um den Vorzug zu bekommen, das Fußvolk mit dem schweren Geschütz hinter sich gelassen: durch ein leichtes Scharmützel beschäftigte er den Feind, um es allmählig nach sich ziehn zu können. Sein Geist waltete mit seiner ganzen Kraft, wiewohl er zu Vertrauten redete, als werde er einem nahen Schicksal erlie-

gen. Wie ein böses Vorzeichen nahm es das Heer, daß die Wirbelwinde, die sich erhoben, das Zelt des Feldherrn ergriffen und fortschleuderten.

Mit dem Donner der Feldschlangen begann die Schlacht ohne besondere Wirkung auf beiden Seiten. Hart drängten sich dann die Vorwarten gegen einander, daß sie sich das Weiße in den Augen sahen: das Gefecht war blutig.

Fünf Fähnlein der markgräflichen Reiterei trafen darauf mit Gewalt auf den linken Flügel, wo drei Fähnlein größtentheils meißnischer Reiter hielten. Unritterlich wichen diese zurück, und vergebens schrie Moriz wüthend, daß sie aufhören sollten zu weichen. Doch am heftigsten entbrannte der Kampf, als die gewaltigen Haufen der schweren Reiterei, wo die

Fahnen der Heere wehten und die Feldherren fochten, auf einander stießen. Die Markgräflichen hatten sich verabredet, ungesäumt da einzudringen, wo die Fahnen waren. Auch sanken sogleich mehrere der Fahnenträger, unter ihnen Fürst Friedrich von Lüneburg, welcher die Fahne der Leibwache des Kurfürsten trug. Da flohn haufenweise die Reiter der verbündeten Fürsten. Aber Moriz hatte an einem engen Orte, zwischen zwei Sümpfen, wohin eigentlich der Ausweg der Flucht, eine Schwader unter Johann von Wulfen gestellt. So wie dieser unter den Fliehenden einen vom Adel erblickte, den er kannte, rief er ihn bei Namen auf, daß er Halt machen, und von seinem verruchten Beginnen ablassen und seinen Fürsten nicht verrathen sollte. Indem die Flüchtigen

sich zur Gegenwehr wandten, schlug der Ritter mit seinem Geschwader auf die verfolgenden Feinde. Von allen Seiten angegriffen fielen die Verfolger, und kaum noch flüchtig, stand plötzlich die Schlachtordnung des Kurfürsten wieder geschlossen. Die schwere Reiterei in ihren gewaltigen Haufen war so hart auf einander gedrungen, daß sie die langen Spiesse wegen der Enge des Raumes wegwerfen mußten, und nur die Büchsen gebrauchen konnten. Inzwischen war auch das ganze Fußvolk des Kurfürsten herangezogen, und that, von Reiterei unterstützt, den lebhaftesten Angriff auf das markgräfliche. Dieses wich, und stand wieder; von neuem angegriffen, floh es mit mehr Unordnung. Dem fürchterlichsten Gemetzel entzog es sich nur durch den einbrechenden Abend und die Schlupfwinkel des Holzes.

Ein ähnliches Geschick durchbrach endlich den gewaltigen Reiterhaufen des Markgrafen. Moriz ritt auf und nieder unter seinen Schaaren und ermahnte sie zu der letzten Anstrengung, um den vollkommensten Sieg zu erringen, ehe der Tag sich gänzlich neigte.

Mit betäubtem Schmerz handelte gleich tapfer der alte Herzog Heinrich von Braunschweig. Noch hatte die Schlacht nicht lange gewüthet, als zu ihm die Kunde kam, sein hochgesinnter Sohn Philipp sei gefallen. Er faßte sich und sprach: gut, so muß man den Jungen das Gelbe vom Schnabel wischen. Von neuem kam ein Trauerbote: sein ältester Prinz Karl Viktor sei getödtet. Er trocknete sich die Augen, und sagte: das ist zu viel. Von neuem stürzte er sich in die Schlacht, bis

ihn die fürchterliche Kunde ergriff: Kurfürst Moriz sei gefallen!

Indem der Held die gewonnene Schlacht vollendete, traf ihn eine Kugel von hinten und zerriß seine Geweide. Man half ihn vom Pferde; er lehnte sich schwach an einen Weidenbaum. Von hier ermunterte er seine Krieger, den Sieg hart zu verfolgen. Herzog Heinrich von Braunschweig flog herbei. Bei diesem Anblick vergaß er des Falls seiner Söhne. Er wollte tröstend zu dem verwundeten Helden reden: da kam die Nachricht, Markgraf Albrecht sei gefangen. Und ist dieses wahr, rief Heinrich, so gelobe ich mit dem theuersten Eide, daß er an diese Weide aufgeknüpft werden soll; denn wahrlich ist es seine Tollheit, daß heute so viele tapfre Fürsten und Ritter ins Gras beissen.

Moriz ward ins Lager getragen, von unbändigem Schmerz gequält. Die Markgräflichen hatten die Sitte, zu der Kugel ein Stück Speck zu laden: in den Wunden der Getroffnen brannte deshalb ein höllisches Feuer.

Uneingedenk seiner Schmerzen, lebte der Fürst nur in seiner gewonnenen Schlacht. Vierzehn Fahnen der feindlichen Reiterei, vier und funfzig des Fußvolkes wurden an sein Lager gebracht und schmückten es als Trophäen eines Krieges, den Vaterlandsliebe und gerechte Vorsicht unternahmen. Fünftausend Gefangne wurden herbeigeführt. Die Ritter von bekanntem Geschlecht unter ihnen überwies er an jenen und diesen der Seinigen: den übrigen durfte kein Leid widerfahren: sie mußten nur schwören, binnen vier Monate

nicht in neuen Sold zu gehn, und wurden dann freigelassen.

Noch in dieser Nacht sandte er einen Bericht über seinen Sieg an den Bischof von Würzburg, weil die schleunige Kunde von demselben für Franken von großer Bedeutung seyn mußte. Rührend betheuert er, daß er aus sonderlichem Eifer für den Frieden des heiligen Reichs gekämpft habe, damit ein Stand neben dem andern ruhiglich wohnen, und nicht einer von dem andern jämmerlich verschlungen werden sollte. Er fühle eine verderbliche Schwäche, und habe sich der Allmacht und Gnade Gottes hingegeben.

Am folgenden Tage sandte er die Kunde seines Sieges und seines nahen Todes an seinen Bruder August, welcher sich bei seinem Schwiegervater, dem dänischen Kö-

nig, aufhielt. Er empfahl das Geschick seiner Tochter, seines einzigen Kindes, seiner Gemahlin, seines Landes.

Keine Klage entschlüpfte ihm, daß ihn von seinen heilbringenden Werken der Tod so früh abrief: nichts zeugt mehr von seiner großen Seele. Auch starb er mit dem ganzen frommen Vertrauen eines Christen. (Julius 11. 1553).

Seine Leiche ward nach Freiberg gebracht, wo er seinem letzten Willen gemäß zwischen seinem Vater und seinem frühverstorbenen Sohne ruhen sollte. Selbst der Haß gegen ihn, welcher in seinen Ländern lebte, weil er durch den Sturz seines biedern Stammvetters Johann Friedrich groß geworden, fühlte sich beim Anblick des Leichenzuges versöhnt. Die vielen Siegesfahnen seiner letzten Schlacht

wurden voraufgetragen. Sie waren in dem heissen Kampfe mit Blut bedeckt, und schauervoll ergriff jedes deutsche Gemüth der Gedanke, daß auch Sein Blut daran klebte, welches er für das gemeine Vaterland versprützt hatte.

Wahrhaftig, sagte der offene Johann Friedrich, der Kaiser wird über den Tod Morizens größere Freude tragen, als über den Boten vom herrlichsten Siege. Ich habe die beste Ursache, ihm gram zu seyn, aber er war ein ungemeiner und hochwunderbarer Mann.

Dennoch verstanden seine Zeitgenossen nicht seinen ganzen Werth zu schätzen. Hätte der dreißigjährige Krieg durch irgend etwas dem deutschen Vaterlande, der menschlichen Entwicklung erspart werden können: so wäre es durch eine lange Re-

gierung dieses Geistes voll großer Plane und rascher Vollziehung, dieses wahrhaftig deutschen Gemüthes gewesen *).

Markgraf Albrecht soll bei Sievertshausen von einem feindlichen Reiter gefangen gewesen, aber losgelassen seyn, weil derselbe einst unter ihm gedient hatte. Schwer verwundet war er in Begleitung eines einzigen Buben vom Schlachtfelde entflohn, anfänglich nach Hannover, dann nach Braunschweig, in welcher Stadt, wegen ihres tödtlichen Hasses wider Herzog Heinrich, er seine zerstreuten Völker sammeln, und sich zur Fortsetzung des Krieges rüsten konnte.

Aber nie hat ihm seit dem Tage bei

---

*) Hortleder B. 6. K. 7—10. Vita Mauritii 1245. sqq.

Sievertshausen das Glück wieder gelächelt. Zweimal ward er von Heinrich dem Braunschweiger geschlagen. Stets in Verbindung mit dem französischen Hofe, um Deutschlands Frieden zu stören, und seine zügellosen Leidenschaften zu befriedigen, ward er von der Reichsacht verfolgt. Nachdem seine Veste Plassenburg gefallen war, mußte er aus seinem Lande fliehn. Am Hofe Heinrichs des Zweiten entstand ihm nicht des Königs Freigebigkeit; aber alles ließ seinen Stolz drückend empfinden, daß man ihm mehr der eigenen Großmuth wegen gab, als aus Achtung für seine Verdienste und in Erwartungen von denselben. Dies Gefühl trieb ihn vom französischen Hofe hinweg. Er ging nach Deutschland zu seinem Schwager Friedrich, Pfalzgrafen am Rhein.

Schwermuth bezeichnete jetzt seine Geberden; sein lebendiger Witz, seine glückliche Beredsamkeit schienen erloschen. Er ängstigte sich mit religiösen Vorstellungen. Als er mit Moriz zum Zuge vor Magdeburg gerüstet war, welches dem kaiserlichen Ansehn und dem Interim trotzte, und sein Hofprediger diesen Zug einen Frevel wider die gottselige Stadt nannte, ergriff er ihn und sagte: Pfaffe, wenn ich zum Teufel fahre, mußt du mit. Er machte ihn zum Feldprediger und hielt ihn hart. Jetzt aber gestand er in Gesellschaft befreundeter Fürsten, wie er glaube, daß wegen des Zuges vor Magdeburg des Himmels Rache sie treffe; denn fast alle Häupter, die vor demselben lagen, wären schon in den Tod geneigt.

Dasselbe Schicksal war auch ihm nahe.

Eine schwere Krankheit befiel ihn auf dem Schlosse zu Pforzheim. Am siebenten Jenner des Jahrs 1557 sprach er: heute will ich sterben, wie ein verjagter deutscher Fürst und frommer Christ. In einem Sessel erwartete er den Tod mit tapferem Gemüthe. Wenig mochte ihn des Predigers Trost behagen, daß er nicht in den Gefahren der Schlacht, die er so heftig suchte, sondern ruhig auf dem Lager sein Leben ende. Zweimal wie in der Schlacht streckte er den nervigten Arm aus, und schlug dann beide Fäuste gegen einander, und senkte das Haupt, vom Tode überwunden (Jenner 8. 1557; alt 35 Jahr) *).

---

*) Vita Mauritii 1247. 50. 55. 56. Sleidan B. 25. K. 34. u. f. Hortleder B. 6. K. 29. 30.

Geschichte
der
Reformation in Deutschland
vom
Reichstage zu Nürnberg 1543
bis
zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Inhalt.

Anberaumter Reichstag. Ursachen der langen Verzögerung desselben. Lage des Kurfürsten August in Sachsen. Sein Verhältniß zu dem gebornen Kurfürsten Johann Friedrich. Tod dieses letzten, und gebeugter Sinn seines Gefährten des Landgrafen Philipp. Besorgnisse, warum die Stände nicht aus der Heimath auf den Reichstag ziehn wollen, vermehrt durch Nachrichten aus England, selbst durch des römischen Königs Befehle gegen die neue Lehre. Endliche Eröffnung des Reichstages zu Augsburg im Hornung 1555. Charakteristischer Zug der fast allgemeinen Ansicht auf dem Reichstage. Hoffnung auf einen beständigen Frieden auch ohne wesentlichen Religionsvergleich. Dennoch Gefahr, daß alle Handlung zerrissen werde. Der geistliche Vorbehalt. Charakter des Reichsabschiedes. Einfluß Karls des Fünften auf diesen Reichstag. Blick auf den Schluß seines Lebens.

Als Moriz den Vertrag zu Passau schloß, hoffte er auf den Reichstag, welcher binnen sechs Monate gehalten werden sollte, um seine Arbeit für die Freiheit des Reichs und der evangelischen Religion zu krönen. Auch ward derselbe im Mai des folgenden Jahrs durch Ausschreiben des Kaisers, wiewol dieser noch in den Krieg mit Frankreich verwickelt war, auf den August angekündigt. Doch in der Zwischenzeit wurde der junge sächsische Held vom Tod überrascht, und mit ihm fehlte es den Protestanten an einem leitenden Geiste.

Zwar versprachen die großen Eigenschaften seines Bruders August, welcher in dem Kurfürstenthum folgte, daß die evangelische Parthei an ihm wieder ein fähiges Haupt erhalten werde. Allein sich

sogleich als ein solches zu zeigen, ward er durch seine Lage in Sachsen selbst verhindert.

Ehe er aus Dänemark vom Hofe des Königs seines Schwiegervaters heimkehren konnte, waren die vornehmsten Räthe des Landes schon durch Johann Friedrich von Sachsen angegangen, daß ihm die Kur sammt allen Landschaften, welche ihm entzogen worden, eingeräumt werden möge. So leicht der christliche Fürst sich in die Fügungen des Schicksals ergab, und so unglücklich er als eines der Häupter der Stände gewesen war, that es ihm doch sehr wehe, sich jetzt nur einen Herzog von Sachsen nennen zu dürfen, und er verrieth seinen ganzen Schmerz, indem er so gern den gebornen Kurfürsten hinzusetzte.

An den ersten Landtag, welchen August hielt, richtete Johann Friedrich sein wiederholtes Gesuch in einer heftigen Sprache, welche seine Landstände unterstützten. Auch hatte er einen seiner Söhne zum Kaiser in die Niederlande gesandt, um bei diesem die Wiederherstellung seines ehemaligen Glücks zu bewirken. Gesandte zu ähnlichem Zwecke waren an König Ferdinand und den dänischen Hof abgegangen. Allein August erwiederte mit Festigkeit, daß er bei dem letzten Vertrage, welchen der Kaiser während der Gefangenschaft des Herzogs aufgerichtet habe, beharren, indessen nicht weitere gütliche Handlung abschlagen wolle *).

Auch entspannen sich Unterhandlungen,

*) Sleidan B. 25. K. 12.

welche besonders unter der Leitung von Abgeordneten des Königs von Dänemark langwierig wurden, und wesentlich keine Veränderung in dem neuen Verhältniß der sächsischen Linien hervorbrachten. Wenn August ohne männliche Leibeserben abschiede, dann erst sollten die Kur und das Amt eines Erzmarschalls auf die andre Linie zurückfallen. Dagegen versprach er, daß Johann Friedrich auch von ihm mit dem Titel eines gebornen Kurfürsten begrüßt werden sollte, welcher aber sich nicht von ihm auf seine Söhne fortpflanzen dürfte. Alle Urkunden und Papiere, die Kur betreffend, sollten in das Briefgewölbe des Schlosses zu Wittenberg gebracht werden, wozu man beiderseits die Schlüssel haben wollte *).

---

*) Hortleder B. 3. K. 88.

Die Bitterkeit, womit Johann Friedrich ununterbrochen seines Verlustes gedachte, verbunden mit den Folgen seiner langen Gefangenschaft, untergrub seine Gesundheit, und selbst diesen Vertrag mit August unterzeichnete er mit sterbender Hand. Ihr habt die Feinde nicht weit, sagte er zu seinen drei Söhnen, sie sitzen euch an der Seiten, die wegen jüngsterlangten Sieges muthig geworden, und es nicht lassen werden, zu versuchen, wie sie euch um Land und Leute bringen. Keines bessern habt ihr euch zu ihnen zu versehn. Darum lasset euch nicht trennen, und halte einer dem andern was zu Gute.

Seiner treuen Gemahlin Tod vermehrte die Schwäche, welche ihn tödtlich übermannte. Als er seinem Geheimschreiber wegen ihres Begräbnisses Befehl ertheilt

theilt hatte, rief er ihn zurück und sagte: Lieber, laß mir auch neben ihr Raum, ich will bald folgen. In einer Sänfte begleitete er die Leiche in die Kirche, und bereitete dann sich selbst zum Tode. Als die Luft eines Tages ihn frisch durch das Fenster anwehte, dünkte das Leben ihn noch wieder lieblich. Die Luft bekommt mir wohl, sagte er: wenn ich nur wandern könnte! Auch entwöhnte er sich bis zu den letzten Stunden nicht von seinen kleinen täglichen Ergötzungen, und ein Spiel mit seinen Kammerjunkern um einen Dreiling, wechselte mit christlichen Todesbetrachtungen zwischen ihm und dem eifrigen Gottesgelehrten Amsdorff. Er starb ohne Furcht vor dem Tode, wie es seinem christlichen Muth geziemte *). 1554. März 3.

*) Hortleder B. 5. K. 88—92.

Obgleich Johann Friedrich in der Kraft des männlichen Alters starb, hatte er so gänzlich allen Standpunkt in der Welt verloren, daß der Tod keineswegs zu früh zu ihm gekommen war. Sein Gefährte in seinen großen Unternehmungen, Landgraf Philipp von Hessen, litt freilich nicht an einer gleichen Erschöpfung der Lebenskraft; aber jener Sinn, welcher ihn einst so wild an die Spitze der Protestanten getrieben hatte, war gänzlich verrauscht. Er lebte jetzt im Geist eines Hausvaters, und war betrübt, allenthalben auf seinen Besitzungen Spuren zu treffen, wie sehr sie, während seiner Entfernung im Kriege und bei politischen Händeln, und während seiner Gefangenschaft, sich verschlechtert hatten.

Wenn die alten Häupter der Prote-

stanten gänzlich erloschen waren, wenn Kurfürst August durch seine anfänglich schwankende Lage verhindert wurde, das Werk seines großen Bruders für Freiheit des deutschen Reichs und der evangelischen Religion zu vollenden: so waren in den übrigen protestantischen Fürstenhäusern nirgends Macht und Muth so beisammen, daß ein Antrieb aus ihrer Mitte die Hoffnungen, welche zu Passau aufgeblüht waren, reifen konnte.

Allein zu solchem Zweck hätte auch das kräftigste Haupt der Protestanten ganz andrer Umstände bedurft, als jetzt in Deutschland walteten. Die wilden Fehden, welche Markgraf Albrecht von Brandenburg fortführte, erhielten mehrere Stände in allen Spannungen des Krieges, fast alle in ängstlicher Erwartung, indem

das Betragen des Kaisers bei denselben sehr zweideutig war, und man befürchtete, er werde nun diese Bewegungen brauchen wollen, seine alten Plane zur Unterjochung des deutschen Vaterlandes auszuführen. Ein allgemeiner Brand schien dann aus dieser Flamme entstehn zu müssen. Keiner wollte die Heimath verlassen, um bei einbrechender Gefahr selbst Hüter seyn zu können.

Dieser Zustand der Furcht wurde noch ängstlicher durch die schreckliche Kunde, welche aus England nach dem festen Lande kam. Maria hatte dort angefangen, ihren so beschränkten als grausamen Sinn, wider die evangelische Lehre wüthen zu lassen. Dies wurde für Deutschland um so bedeutender, da sie die beiden Punkte, ihre Vermählung mit dem Infanten Phi-

lipp, und daß dem Pabste die höchste Gewalt in der Kirche wieder eingeräumt werden müsse, gewöhnlich in Verbindung mit einander der englischen Nation vortrug. Auch betrachtete man in Deutschland die Flamme der Scheiterhaufen, auf welchen die würdigsten Männer der Evangelischen, bald nach Vermählung des fanatischen königlichen Paars, in England den Märtyrertod fanden, als sei sie auch dem deutschen Volke angezündet. Wenigstens wurde die Religionsfreiheit desselben von jeder Vermehrung der Macht des Infanten bedrohet. Nach dem Tode des Kurfürsten Moriz mochte dem Kaiser sein Plan, Deutschland und Spanien auf immer zusammenzuketten, leichter als unter allen bisherigen Verhältnissen gelingen.

Auch derjenige, von welchem man wol

bisweilen wider die schreckendsten Absichten seines kaiserlichen Bruders, wenigstens mildernde Hülfe hoffte, der römische König Ferdinand zeigte sich immer mehr als einen sehr standhaften Gegner der evangelischen Neuerungen. Die östreichischen Landstände hatten ihn um die Freiheit ersucht, das Abendmal ganz empfahen zu dürfen, nicht blos unter Einer Gestalt. Allein er entgegnete ihnen, daß diese Neuerung aus einem schlechten Wahn gefaßt wäre. Seine Unterthanen sollten bei der alten wahren Religion, im Gehorsam der allgemeinen Kirche bleiben, weil sie ausserhalb derselben nicht selig werden könnten.

Durch solche Begebenheiten und Erscheinungen der damaligen Welt wurden die evangelischen Reichsstände so scheu ge-

macht, daß sie es nicht wagten, auf Vollendung der großen Arbeit des getödteten Moriz zu dringen, dessen Werth sie übrigens jetzt mehr empfanden, da seine Absichten entwickelter dalagen, und sein früher Tod den Haß wider ihn versöhnt hatte.

Der Reichstag, welcher im August 1553 gehalten werden sollte, wurde erst bis zum Weinmonate, dann bis zum Jenner 1554 verschoben; aber auch da kam er nicht zu Stande, wiewol der Kaiser einige Räthe und den Kardinal Otto Bischof von Augsburg zu der Handlung auf demselben verordnet, und König Ferdinand ihn emsig betrieben hatte. Die Fürsten entschuldigten sich, auf seine Ladung zu kommen, weil jetzt in Deutschland ein unordentliches und wildes Wesen vorhanden sei *).

*) Sleidan B. 25. K. 18. 33.

Auf den April wurde nun die Reichsversammlung wieder anberaumt; aber auch Ferdinand war den Sommer über gezwungen, in seinen Erblanden zu bleiben, welche von den Türken bedroht wurden. Doch traf er zwei Tage vor dem Schlusse des Jahrs wirklich in Augsburg ein, um den Reichstag zu eröffnen. Allein er fand keinen der Reichsstände daselbst, noch irgend eine Botschaft von ihnen. Er sandte Briefe und selbst seine vertrauten Räthe im Reich umher, daß die Fürsten doch erscheinen wollten, um von höchstwichtigen Sachen zu handeln. Er hätte mit großer Ungelegenheit sein Land verlassen, um mit ihnen des Heils deutscher Nation zu gedenken. Daher möchten sie selbst kommen, und nicht durch Gesandte handeln. So wollte es die Großwichtig-

keit der Sachen. Von seinem Bruder, dem Kaiser hätte er vollmächtige Gewalt zur Handlung empfangen, und er würde sie nicht länger, als vonnöthen aufhalten.

Sparsam trafen Gesandte von einigen Ständen ein, und zwei Monate verflossen, ehe der Reichstag beinahe vollständig versammelt war: auch war keiner von den Kurfürsten persönlich gegenwärtig, nur wenige von den Fürsten waren es. Sobald indessen die kursächsische Gesandschaft angelangt war, eröffnete König Ferdinand die Versammlung.

Kurfürst August entschuldigte, daß er nicht persönlich erschien, auch jetzt noch mit dem unruhigen Wesen in Sachsen; aber sein erster Antrag an den römischen König bewies, daß er dessen ungeachtet einen wesentlichen Vortheil für seine Par-

thie durch den bevorstehenden Reichstag erreichen wollte. Es sei wenig Hoffnung, erklärte er, zu einer Milderung der Gemüther in Deutschland. Sein Bruder Moriz habe vor etlichen Jahren ein Mitteldiug in den Kirchen und ihren Gebräuchen angeordnet. Aber dies Gebot habe wenig statthafte Wirkung bewiesen, und sei durch vieler Leute Schriften ganz schmählich angezogen worden, daß er sich nun in große Gefahr begeben müßte, wenn er jenes Mittelding wieder aufrichten wollte. Man müsse nun dahin trachten, schnell einen Frieden zuwege zu bringen, welcher die Religion und die geistlichen Güter mit begriffe. Wenn diese Angelegenheit auf einen andern Reichstag verschoben werden sollte; so sei es ungewiß, ob das Volk diesen zweifelhaften Zustand länger dulden

werde. Selbst Leute von geringem Stande und Ansehn würden unter dem Vorwande der Gefahr für die Religion in mancher Gegend den Aufruhr anstiften können. Vor allem bitte daher der Kurfürst, des Antrags seines Bruders Moriz zu Passau eingedenk zu seyn, daß ungeachtet vergeblicher Mühe, den Zwiespalt in der Glaubensmeinung zu vergleichen, der Frieden unverbrüchlich bestehn sollte, bis ein Verein in der Religion zu Stande gebracht werden könnte. Wiewol der Kaiser sich dieses Geding damals nicht habe gefallen lassen, aus dem Grunde, weil es als allgemeine Angelegenheit auf den Reichstag gehöre: so habe der römische König doch kein Mißfallen an demselben bezeigt und ausdrücklich hinzugefügt, daß er allen Fleiß daran setzen werde, ihm die

Bekräftigung des Reichstages zu verschaffen. Darin müsse das Hauptgeschäft sogleich bei Eröffnung der Berathschlagungen bestehn, ohne deren glücklichen Erfolg keine Gewalt in Deutschland seyn werde, um den Türken hinlänglich Widerstand zu leisten.

Mit diesem besondern Vortrag der kursächsischen Gesandten an König Ferdinand athmet die Rede, womit dieser den Tag darauf, am fünften des Hornung, (1555) die Reichsversammlung begann, durchaus denselben Geist, wiewohl er in ihr weniger bestimmt ausgesprochen ist.

Von dem langwierigen Zwiespalt in der Religion, hieß es, müßte man zuerst handeln, denn er sei alles Jammers Quell und Anfang. Eine allgemeine Kirchenversammlung wäre eigentlich die Behörde, vor

welcher der Streit geschlichtet werden müßte: warum die Versuche mit ihr mislungen wären, wisse mancher. Eines Nationalkonziliums hätte man auch oft gedacht, als sollte es besonders zur Ausgleichung dienlich seyn. Name und Form desselben lägen im Dunkeln: er könnte noch nichts darauf bauen. Gütliche Religionsgespräche hätten freilich bis jetzt wenig gefruchtet; aber doch hätte sich ergeben, daß die vornehmsten Punkte wol verglichen wären, wenn nicht beide Partheien zu sehr auf ihren eigenen Nutzen gesehn hätten. Sollte man nochmals Gefallen an denselben finden: so werde es an seinem treuen Fleiß gar nicht fehlen, wiewol sein Bruder, der Kaiser, über diesen Punkt eine ganz verschiedene Meinung hege.

Bestimmt äußerte Ferdinand auf sol-

che Weise nicht, daß er dem Passauer Nebenvertrag nun volle Kraft verschaffen werde; aber indem er selbst verzweifelte, die Glaubenssache bald beigelegt zu sehn, und die Schuld davon beiden Theilen zumaß; indem er unmittelbar an seinen Vortrag über die Religion sein Bedenken wegen Befestigung des Landfriedens knüpfte, und die kursächsischen Gesandten ihn so nachdrücklich an die Handlung zu Passau erinnert hatten: konnte man aus seinen Eröffnungen sicher abnehmen, daß er Frieden zwischen den Religionspartheien wolle, auch ohne daß die Glaubensstreitigkeiten selbst ausgeglichen würden *).

Als die Berathschlagungen dem Vortrag des römischen Königs gemäß angefangen waren, wirkte auf sie ein doppelter Umstand sehr günstig.

*) Sleidan B. 25. K. 46. B. 26. K. 2.

Der Kurfürst August von Sachsen und Joachim von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, die Söhne des verstorbenen Johann Friedrich von Sachsen, und andre Fürsten jener Gegend kamen zu Naumburg an der Saale zusammen (6 März 1555) und beschlossen, daß sie bei der Augsburgischen Konfession beständiglich beharren wollten. Sie benachrichtigten davon den Kaiser und seinen Bruder, mit dem Beifügen, daß sie von dem gegenwärtigen Reichstage wenigstens einen solchen Frieden erwarteten, welcher die Riligion gegen alle Gewalt und Gefahr sicher stellte.

Dieses feste, männliche Zusammentreten kündigte an, wie wenig der nicht bestätigte Passauer Nebenvertrag vom kaiserlichen Hofe hintenangesetzt werden dürfte, wenn er Ruhe und Hülfe von der evangelischen Parthei heischte.

Zugleich verschwand in Augsburg ein Hinderniß, welches die Handlung in diesem Geiste, zu hemmen drohte. Vom päbstlichen Hofe war ein Kardinal auf den Reichstag geschickt, um alles aufzubieten, daß die Deutschen in den Schooß der römischen Kirche zurückgeschickt würden. Ihn unterstützte einer von des Kaisers Bevollmächtigten, der Kardinal Otto, Bischof von Augsburg. Dieser suchte den Fürstenrath in Gährung zu bringen, und wollte die Gedanken an einen fortdauernden Frieden ohne einen Vergleich über die Glaubenslehren schlechterdings nicht gestatten. Allein indem er schon den übrigen Bischöfen einen gleichen Eifer einhauchte, kam die Nachricht, daß der Pabst gestorben sei. Der Legat reisete sogleich ab, und der Bischof von Augsburg säumte nicht,

ihm zu folgen, um zur neuen Pabstwahl einzutreffen. Doch hinterließ er ein Schreiben an den Fürstenrath, worin er seine frühern Protestationen wiederholte, und besonders kund that, daß er keineswegs gesonnen wäre, irgend einen Anschlag gut zu heissen, wodurch der alten Religion und der Würde des päbstlichen Stuhls irgend eine Verkleinerung erwachsen könnte *).

Nach seiner Abreise handelte der Fürstenrath rasch über das Bedenken, welches ihm von seinem Ausschusse vorgelegt war, zumal da Ferdinand die einmal in Flammen gesetzten Bischöfe sehr ernst anwies, durch ihre unnützen Grübeleien nicht die evangelische Parthei zu größerer Schär-

---

*) Annales Augstburgenses p. 1877 etc. Sleidan B. 26. K. 5.

fe zu reizen. Das kurfürstliche Bedenken war schon früher vollendet.

Darauf drangen alle drei Räthe der Reichsversammlung, daß ein beständiger Friede auch ohne Verein über die Glaubenslehren selbst errichtet werden müsse, und so war der ganze Reichstag über den Hauptpunkt einig, welcher zu Passau noch schwankend geblieben. Im kurfürstlichen Bedenken war das Jahr 1547 als Norm für den Besitz geistlicher Güter und der Zehenden angenommen: im fürstlichen die Zeit des Passauer Vertrages. Wenn in eben diesem Zeitpunkt eine geistliche Gerichtsbarkeit der katholischen Bischöfe in Ländern der Augsburgischen Konfessionsverwandten statt gefunden hätte, nur dann sollte sie ferner gelten.

Ueberhaupt war das fürstliche Gutach-

ten bestimmter, und brachte die Schwierigkeit und Gefahr mehr unter die Augen, als das kurfürstliche. In diesem war gesagt, daß kein Reichsstand den andern oder die Unterthanen desselben mit Gewalt und List zum Uebertritt zu seiner Religion bewegen oder bei demselben beschützen sollte. Wirklich setzte es also dabei voraus, daß freiwillig sowol die Stände der Augsburger Konfession, zur römischen Kirche zurückkehren, als die katholischen sich zum evangelischen Glauben bekennen dürften. Allein das fürstliche Gutachten enthielt dieses bestimmt ausgesprochen. Nur heischten die Katholiken einen auffallenden Zusatz, nemlich, daß man für die weltlichen Reichsstände der katholischen Religion die Freistellung wollte, sich zur neuen Lehre wenden zu dürfen. Verschloß man

denn damit die Aussicht, daß auch die geistlichen katholischen Reichsstände, so viele von ihnen wollten, zur evangelischen Parthei künftig übertreten könnten?

Hier war der Punkt, wo plötzlich alle Friedenshoffnung zu zerreissen drohte. Sobald die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt war, erhoben sich auch die geistlichen Kurfürsten, und die ganze weltliche Parthei der Katholiken behauptete mit der geistlichen, daß ein Bischof oder Abt, wenn er der alten Kirche öffentlich untreu werde, sogleich dadurch seine bisherige Würde verliere, und ein andrer an seine Stelle geordnet werden müsse.

Dagegen beharrten die Protestanten des Fürstenrathes bei der Foderung, daß es jeglichen geistlichen oder weltlichen Kurfürsten, Fürsten, Ständen, Obrigkeiten,

bis auf christliche und friedliche Vergleichung der Religion frei stehn solle, sich sammt ihren Unterthanen in die alte Religion, oder Augsburgische Konfession zu künftiger Zeit zu begeben.

Wenn den geistlichen Ständen, sagte die katholische Parthei, es zugelassen seyn sollte, die Augsburgische Konfession nach Gefallen anzunehmen, so läge darin nicht nur eine Wurzel gänzlicher Zerreissung vieler tapferen hohen und andrer Stifte im Reich, sondern auch ein Saame unaufhörlicher Zwietracht. Leichte möchte es unter den Ständen noch solche Gemüther geben, die dem Beispiel des Herzogs von Preussen nachfolgten, und die Stifte entweder eigenthümlich an sich ziehn oder doch so berupfen würden, daß wenig übrig bliebe. Nun aber sprächen die Protestan-

ten sogar von allen geistlichen Ständen, von welchen doch viele im Lande katholischer Fürsten und unter ihrem Schutz und Schirm sich befänden. Dürften solche Prälaten nach Gefallen die Kutte von sich werfen und sich verheirathen: so sähen die katholischen Reichsstände in der Mitte ihrer Unterthanen die Fahne des Ungehorsams aufgepflanzt, welcher um so mehr um sich greiffen könnte, da man selbst für alle Obrigkeiten jene gehässige Freiheit fodre. In den Erblanden des römischen Königs und andrer katholischer Fürsten gebe es Ritterschaft genug, welche von ihnen ihre Güter zu Lehn trage, aber doch obrigkeitliche Rechte ausübe. Dieser Adel sollte nun nach Gefallen Aenderungen in Religionssachen vornehmen? ohne Einwilligung seiner Lehnsherrn? Solche Dinge

wären selbst bei der Handlung zu Passau nicht verlangt, wo die Büchsen, Spieße und Hellebarden, so zu sagen, vor der Thüre gestanden. Sie zweckten schlechterdings dahin ab, den innern Frieden allenthalben zu zerstören, welchen die Protestanten freilich überhaupt schienen in die Acht erklären zu wollen; denn sie verlangten ja sogar, daß die Unterthanen beider Religionstheile ihres Gewissens und Bekenntnisses halber von ihren Obrigkeiten frei gelassen werden sollten. Dadurch wäre der Aufruhr selbst in Schutz genommen, und ausserdem wüßten die Katholischen es nicht in ihrem Gewissen zu verantworten, wenn sie nicht das Heil ihrer Unterthanen in dem Glauben, welchen sie für den rechten annähmen, zu pflanzen suchen sollten.

Die Verwandten des Augsburger Glaubensbekenntnisses erinnerten dagegen: Wenn der Gegentheil besorge, daß mit der Freiheit der geistlichen Stände, zur protestantischen Parthei überzutreten, den Bisthümern und Stiften Gefahr drohe, weltlich zu werden, und von der Kirche abgerissen, den Fürsten erblich zuzufallen: so wolle man von ihrer Seite gern die Versicherung stellen, daß von dem Gute der Stifte, in welchen die Religion geändert würde, nichts entwendet, und nach dem Tode oder anderm Abschiede des Prälaten so Wahl als Verwaltung den Kapiteln ungestört bleiben sollten. Nimmermehr aber dürfte man dem Verlangen weichen, daß die Geistlichen, welche evangelisch würden, darum ihre Würden und Einkünfte verlieren müßten. Das hiesse, von ihnen

verlangen, daß sie wider ihre Religions-verwandten feindlich handeln, daß sie ihre eigene Sache mit großer Schmach selbst verdammen, daß sie bekennen möchten, ihre Lehre vom Glauben wäre der Kirchengüter nicht würdig, und was von denselben bisher für ihre Religion verwandt worden, wäre wie ein Raub zu betrachten. Solche Schande wolle man ihnen aufbürden, die aus der heiligen Schrift beweisen könnten, daß der Gegentheil das Kirchengut mit Gotteslästerung mißbrauche, die nur aus Liebe zum Frieden es zuliessen, daß derselbe bei seinen Gesetzen und Gebräuchen, bei seiner Haabe bleiben dürfte. Nimmermehr würden sie eine Schranke aufrichten, über welche der Mensch nicht zu ihrer Kirche, nicht zur ewigen Seligkeit gelangen könnte. Wäre

doch kein Jude noch Türke, in welchem sich einigermaßen ein Gemüth regte, und der nicht alle Welt zu seiner Religion bringen möchte. Darum wollten sie auch Freiheit des öffentlichen Glaubensbekenntnisses für die mittelbaren Stände, für die Ritterschaft, und nicht nur für die Reichsstädte, sondern auch für die Hanse und die andern Städte, ja auch für die Unterthanen beider Religionstheile, für das Volk überhaupt.«

Von beiden Partheien wurde nun mit desto mehr Bitterkeit gestritten, je weniger sie sich bestimmt die Grundsätze dachten, über welche sie im Streit lagen, und je mehr sie deshalb sich einander mißverstehn mußten.

Offenbar stützten die Protestanten auf zwei Grundsätze, nach welchen sie selbst

bisher nicht hinlänglich gehandelt hatten, zuletzt ihre Foderungen an die Katholiken. Sie dachten sich nemlich, Freiheit des Glaubens, der Gewissen, solle der deutschen Nation werden, sie möchte der alten Religion oder dem Augsburgischen Glaubensbekenntniß anhangen; aber zwischen diesen beiden Partheien müßte schlechterdings die vollkommenste Gleichheit der Rechte im Reich herrschen. Welche politische Schwierigkeiten und Folgen damit verbunden seyn möchten, es wäre Christenpflicht, jener Gewissensfreiheit jede Rücksicht zum Opfer zu bringen.

Die Katholiken hingegen, wenn sie sich bestimmte Rechenschaft über sich selbst abgelegt hätten, würden in einer politischen Furcht die Hauptquelle ihrer Beweise gefunden haben. Jene völlige Gleichstellung

der Protestanten mit ihnen, selbst die Gewissensfreiheit der Unterthanen hätten sie vielleicht zugegeben, wenn sie nicht hätten fürchten müssen, daß alsdann die evangelische Religion in der Reichsverwaltung die herrschende, und unter der deutschen Nation die allgemeine, werden möchte. Die Protestanten, dachten sie, können von einer Gleichheit und Religionsfreiheit beider Theile leicht reden. Welchen Antrieb würden die Reichsstände unter ihnen haben, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren? müßten sie dann nicht an diese so manchen Raub zurückgeben, wodurch sie sich bereichert haben? und zeigt ihnen die Rückkehr dagegen irgend einen Gewinn? Eben so läßt sich erwarten, daß das katholische Volk, wenn es durch keine Fessel gehindert wird, allenthalben in lich-

ten Haufen zu der protestantischen Lehre strömen werde. Schon das Neue an sich reizt das menschliche, vorzüglich das rohere Gemüth; überdies arbeiten viele Verführungsmittel für die neue Lehre; und erwachte auch endlich ein Theil des Volkes aus dem Zauber, und sehnte sich nach seinem alten Glauben zurück: so fände es wahrscheinlich seine alten Gotteshäuser, wenn auch nicht in Trümmern, doch verödet.

So richtig allerdings diese Ansicht der Katholiken war, verdienten doch die Gründe der Protestanten eine größere Achtung. Wiewol sie die Duldung in der Religion nur auf die alte Kirche und die Verwandten der Augsburgischen Konfession beschränkten, wiewol sie auf unverantwortliche Weise während des Reichstages wie-

der Protestanten mit ihnen, selbst die Gewissensfreiheit der Unterthanen hätten sie vielleicht zugegeben, wenn sie nicht hätten fürchten müssen, daß alsdann die evangelische Religion in der Reichsverwaltung die herrschende, und unter der deutschen Nation die allgemeine, werden möchte. Die Protestanten, dachten sie, können von einer Gleichheit und Religionsfreiheit beider Theile leicht reden. Welchen Antrieb würden die Reichsstände unter ihnen haben, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren? müßten sie dann nicht an diese so manchen Raub zurückgeben, wodurch sie sich bereichert haben? und zeigt ihnen die Rückkehr dagegen irgend einen Gewinn? Eben so läßt sich erwarten, daß das katholische Volk, wenn es durch keine Fessel gehindert wird, allenthalben in lich-

ten Haufen zu der protestantischen Lehre strömen werde. Schon das Neue an sich reizt das menschliche, vorzüglich das rohere Gemüth; überdies arbeiten viele Verführungsmittel für die neue Lehre; und erwachte auch endlich ein Theil des Volkes aus dem Zauber, und sehnte sich nach seinem alten Glauben zurück: so fände es wahrscheinlich seine alten Gotteshäuser, wenn auch nicht in Trümmern, doch verödet.

So richtig allerdings diese Ansicht der Katholiken war, verdienten doch die Gründe der Protestanten eine größere Achtung. Wiewol sie die Duldung in der Religion nur auf die alte Kirche und die Verwandten der Augsburgischen Konfession beschränkten, wiewol sie auf unverantwortliche Weise während des Reichstages wie-

Vermittler zu Augsburg gemacht, und verzweifelte an einem friedlichen Verein. Er äuserte daher, daß sein Weg in die Heimath sehr kurz und leicht sei, und meldete durch einen besondern Abgeordneten den angesehnsten und näheren Reichsständen, daß er nach so vieler fruchtlosen Mühe, und bei solcher Trennung der Gemüther, gerathen finde, die Religionsangelegenheit auf einen neuen Reichstag zu verschieben. Allein von allen Seiten kam die Antwort, daß es nicht wohl gethan seyn werde, jetzt vor aufgerichtetem Frieden auseinander zu gehn, da man sich wechselseitig doch mehr als jemals genähert habe. Zugleich regte sich wieder der Argwohn der Protestanten, daß der Kaiser im Grunde gar keinen Religionsfrieden wolle.

Der römische König begann seine Unterhandlungen mit neuem Eifer; aber auch er wich nimmermehr von dem Vorbehalt in der Religionsfreiheit, nach welchem die geistlichen Stände durch den Uebertritt zur evangelischen Lehre ihre Würden und Einkünfte verloren. Da erklärten endlich die Protestanten, daß sie ihm, jenseit der geschehenen Bitte und Verwendung, hierin keine Form und kein Maaß zu setzen wüßten. Wenn er daher kraft der ihm vom Kaiser verliehenen Vollmacht den geistlichen Vorbehalt in die Friedensurkunde aufnähme: so sollte nur hinzugefügt werden, daß sich die Reichsstände über denselben nicht hätten vergleichen können.

Weil die Protestanten in diesem Punkte nachgegeben, hofften sie gleiche Gefälligkeit von dem Gegentheil in Hinsicht auf

die Religionsfreiheit, welche sie auch für die mittelbaren Stände und die Unterthanen gefodert hatten. Allein der Streit darüber wurde mit Bitterkeit fortgeführt, bis Ferdinand ein ähnliches Mittel zur Vergleichung, wie bei dem geistlichen Vorbehalt, glücklich durchsetzte. In einem Nebenabschied erklärte er kraft der ihm übertragenen kaiserlichen Vollmacht, daß der Geistlichen landsäßige Ritterschaft, eigene Städte und Kommunen, welche seit langer Zeit der Augsburgischen Konfession und Religion anhängig gewesen wären, und dieselbe öffentlich ausgeübt hätten, auch ihrer gegenwärtig noch öffentlich gebrauchten, hinfort von diesem Glauben und diesen Kirchengebräuchen durch niemand gedrungen, und dabei bis zur christlichen, endlichen Vergleichung der Reli-

gion unvergewaltigt gelassen werden sollten. Doch ward auch dieser Handlung der kaiserlichen Machtvollkommenheit hinzugefügt, daß sich die Stände über den angeführten Punkt nicht hätten vergleichen können, und von denen der alten Religion mancherlei Ursachen und Begehren dagegen vorgewendet wären.

Durch solchen Nebenabschied wurde freilich auf keine Weise die Religionsfreiheit der Unterthanen in Deutschland begründet, wie die Protestanten sie verlangt hatten. Ferdinand war gewandt genug gewesen, die Gefahr, womit eine solche Foderung die Macht der katholischen Reichsstände bedrohte, einzig auf die geistlichen zu wälzen. Die Furcht, daß evangelische Unterthanen vorzüglich von diesen gedrückt werden möchten, der Religionshaß wider

dieselben, die Schadenfreude, sie von ihren eigenen Glaubensgenossen preisgegeben zu sehn, trugen bei den Protestanten wol viel dazu bei, daß sie sich mit dieser ungeheuern Beschränkung ihrer Foderung begnügten. Selbst in den geistlichen Ländern wurde die Religionsfreiheit der Unterthanen nicht auf die künftige Glaubensveränderung ausgedehnt, sondern auf den gegenwärtigen Zustand beschränkt; und sogar dieser galt nicht einmal als reine Norm; sondern die evangelische Lehre sollte unter dem geistlichen Stabe nur da geduldet werden, wo sie seit langer Zeit und jetzt noch blühte. Also der Uebertritt zur neuen Lehre kurz vor dem gegenwärtigen Zeitpunkt gab noch keinen Anspruch auf Duldung. Endlich war auch von einer Religionsfreiheit der Unterthanen über-

haupt nicht die Rede. Sie ward nur den mittelbaren Ständen unter geistlicher Herrschaft, nur Gemeinheiten unter den angegebenen Bedingungen verliehen.

Wiewol diese Erklärung aus kaiserlicher Machtvollkommenheit nicht, wie der geistliche Vorbehalt, in den Reichsabschied selbst aufgenommen wurde, mußte sie für die geistlichen Stände doch eben so viel bindende Kraft haben, als dieser Vorbehalt für die Protestanten. Allein beide Theile waren wenig geneigt, solche Fessel zu ertragen, und es ergab sich deutlich, daß an dem fünf und zwanzigsten Tage des Herbstmonates (1555), da der Reichsabschied öffentlich vorgelesen wurde, nichts als ein Waffenstillstand zwischen beiden Religionspartheien geschlossen worden. Eine völlige Gleichstellung derselben konnte

einzig dereinst einen fortdauernden Frieden zwischen ihnen begründen. Allein der Versuch zu ihr in dem gegenwärtigen Zeitpunkt hätte sie unstreitig auf immer unmöglich gemacht; denn die evangelische Parthei wäre in kurzem dadurch herrschend gewesen. Ungefähr ein Jahrhundert später, da die alte und die neue Lehre sich einander weniger fürchteten, und den Anhängern der ersten kein jugendlicher Zauber der letzten mehr gefährlich war, durften die Katholiken es wagen, in den evangelischen Reichsständen völlig gleiche Brüder anzuerkennen, ohne daß sie sich der Gefahr preisgaben, selbst gänzlich zu versinken.

Wiewol jede der beiden Religionspartheien in der Aussicht handelte, daß einst ihr Glauben der triumphirende und die

Seele der christlichen Kirche seyn werde, nachdem dieselbe in ihrer Einheit wiederhergestellt worden: so war es doch der ausgezeichnete Charakter des nun geschloßnen Religionsfriedens, daß er in dauernder Kraft bleiben sollte, wenn auch kein Vergleich über die Religion selbst je zu Stande gebracht würde. Die Reichsstände von der alten Kirche und von der Augsburgischen Konfession sollten sich der Religion wegen auch nicht im geringsten einander beschweren. Auch sollte den Unterthanen beider Partheien, welche des Glaubens wegen auswandern wollten, der Ab- und Zuzug und der Verkauf ihrer Haabe gegen billigen Ersatz für Leibeigenschaft und Nachsteuer, wie das Herkommen eines Ortes foderte, unverhindert seyn. Die eingezogenen Kirchengüter,

welche unmittelbaren Reichsständen nicht gehörten, und zur Zeit des Passauervertrags nicht mehr von Geistlichen besessen wurden, aber zu ihren ursprünglichen frommen Zwecken fortdauernd verwandt waren, sollten keinen Gegenstand des Streites und einer Klage am Kammergericht mehr abgeben. An Oertern, wo die Religion des Augsburgischen Glaubens galt, sollte die ehmalige geistliche Gerichtsbarkeit nicht mehr statt finden. In den Reichsstädten, wo beide Religionen bisher im Gebrauch gewesen, sollte es ihnen auch hinfort unbenommen bleiben. Die unmittelbare Ritterschaft wurde gleich den Reichsständen in diesen Frieden eingeschlossen *).

---

*) Sleidan B. 25. K. 17—23. Lehmann vom Religionsfrieden B. 1. K. 5. 6. 27. u. f. Planck B. III. Th. 2. S. 523—44. Schmidt Th. 6. S. 259—70.

Kaiser Karl hatte auf den Geist der Verhandlungen zu Augsburg wenig Einfluß gehabt. Die Instruction für seine Abgeordneten auf dem Reichstage athmete eine Strenge der katholischen Grundsätze, welche sonst nicht an ihm bemerkt war. Hätte sie die Parthei der alten Kirche wirklich geleitet: so wäre es nicht einmal zur Eröffnung der Unterhandlungen gekommen. Dies entging auch dem Kaiser nicht; aber eben deswegen eilte er, seine ganze kaiserliche Machtvollkommenheit zu dem Friedensgeschäft an seinen Bruder Ferdinand zu übertragen, der es vollenden sollte, ohne weitere Hinterbringung. Ich fürchte, schrieb er, daß von etlichen dermaßen beschwerliche Punkte erregt werden, welche ich, wenn ich zugegen wäre, keineswegs billigen könnte, noch sollte.

Schon diese Aeusserungen deuteten an, daß jener Karl, welcher zu stolz war, irgend einem Widerstande zu weichen, aufgehört hatte, zu walten. Alle übrige Kunde, welche sich jetzt über ihn zum Erstaunen der Welt verbreitete, bestätigte solche Vermuthung.

Indem körperliche Leiden ihn fesselten, hatte er sich zu Brüssel so in die Einsamkeit gezogen, daß nur seine königlichen Schwestern und wenige Vertraute zu ihm gelassen wurden. Jedes Geschäft wies er von sich mit dem sichtbarsten Ueberdruß. So geschah, daß er neun Monate lang nicht dahin gebracht werden konnte, ein Schreiben, eine Urkunde zu unterzeichnen. Dadurch wurde in der Verwaltung so vieler Staaten ein Stillstand verursacht, der die schädlichsten Folgen haben mußte.

Bei aller Kraft seiner Natur, wovon seine lange, thatenvolle Regierung zeugt, war er doch ursprünglich weder zum Staatsmann, noch zum Feldherrn berufen. Er liebte es, in sich selbst zu versinken, und die äusere Welt nur anzuschauen, wenn sie seiner Betrachtung oder seinen Trieben Genuß darbot: in ihm schlummerten alle Keime, aus welchen ein herrliches wissenschaftliches oder künstlerisches Leben aufblühen konnte.

Eben darum war er wenig gewandt in den Künsten der Welt, und erschien der großen Menge der flachen Beobachter fast blödsinnig, als ihn der Eintritt in die Jünglingsjahre auf Thronen führte. Von der Ehrbegierde, die jedem kräftigen Gemüth einwohnt, von dem Drang seiner Lage getrieben, entwickelte er bald seine

großen Fähigkeiten, um als Staatsmann zu glänzen. Die Rolle, das Werk desselben, waren seiner ursprünglichen Anlage nicht so zuwider, als Kunst und Arbeit des Feldherrn. Sobald er aber einsah, daß er ohne dieselbe nicht den ersten Rang in der Welt werde behaupten können, zeigte er sich groß als Feldherr und Krieger.

Nun regierten zwei Dinge sein Leben und Wesen, nämlich seine ursprüngliche Natur, welche zu mächtig war, um sich ganz zurückweisen zu lassen, und das für ihn künstliche Treiben des Staatsmanns und Helden, welches er eben darum als Meister vollendete, weil er es mit Selbstüberwindung vollbrachte. Er blieb sich selbst getreu, offen, stolz auf sein eignes Gefühl, und nur durch seinen eignen Bei-

fall befriedigt; aber in Geschäften des Staatsmannes zeigte er sich vieldeutig, voll Verstellung, und mehr bemüht um die Bewunderung seiner Macht, als um eigne Achtung. Als Krieger schien er zur Unruhe geboren, im Lager aufgewachsen zu seyn, und war ein kühner Feldherr. Allein auch als solcher war er wahrhaftig groß nur durch die betrachtende Ruhe seiner Natur, und im Kriege rastlos, hing er zugleich am einsamen Nachsinnen und am stillen Genuß der Liebe. In den dunklen Gängen der Politik und unter dem Donner des Geschützes hegte er immer den idealischen Wunsch, in ländlicher Einsamkeit seiner ursprünglichen Natur wiedergegeben zu werden, und dachte sich den Tag, wann er alle Kronen niederlegen könnte, mit freudiger Sehnsucht schon in den frühen

Zeiten, wo bei ihm nichts eine solche Absicht veranlassen mochte, als einzig sein Gefühl, daß die Arbeit und der Ruhm, über viele Nationen und in verschiedenen Erdtheilen glorreich zu herrschen, sein Gemüth nicht immer ausfüllen würden. Schon im Jahr 1542, als Don Franz von Borgia ihm seinen Entschluß anzeigte, aus der Welt in die Einsamkeit zu ziehn, enthüllte er demselben seinen Vorsatz, ein gleiches zu thun, sobald sein Sohn zu regieren vermöchte.

Eine unausbleibliche Folge von dem Mißverhältnisse zwischen seiner ungeheuern Anstrengung als Staatsmann, als Feldherr, und seinen natürlichen Neigungen, war die Zerrüttung seiner Gesundheit. Freilich lehrte in den frühern Jahren schon sein Anblick, wie gewaltig auch seine phy-

sische Anlage sei: der feste und anmuthige Gliederbau seiner nicht besonders hohen Gestalt, seine starken Schenkel und Arme voll eiserner Kraft, seine breiten Schultern, seine flammenden blauen Augen, sein kühnes Kinn, welches zu sehr hervorragend, mit den Lippen, die nicht an einander schlossen, seiner Anmuth Abbruch that, seine frische Gesichtsfarbe, durch das hochblonde Hauptshaar erhöht, alles dies zusammen gab das Bild einer kraftvollen und reichen Natur: allein jener Zwiespalt in seinem Leben, aus welchem die wesentlichen Erscheinungen desselben hervorgingen, zerstörte schon an sich auch seine körperlichen Kräfte. Mit demselben hing zusammen, daß sich Karl durch unmäßigen Genuß der Liebe schwächte; denn der Mann, welcher für ihre romantischen

Freuden geschaffen war, suchet, derselben beraubt im Strudel der Welt und Arbeit, leicht seinen Ersatz in der Wollust und einer entarteten Phantasie der Liebe.

Seiner ursprünglichen Bestimmung getreu, und nun im sechs und funfzigsten Jahr seines Alters durch Krankheiten erschöpft, indem die Geschäfte durchaus allen Reiz für ihn verloren, indem der letzte Krieg mit Moriz von Sachsen ihn gelehrt hatte, wie wenig er seine Plane für die Größe seines Hauses vollenden werde, ergab sich der Kaiser dem alten inneren Drange, von allen Geschäften des Herrschers befreit zu seyn.

Vielleicht ward dieser Entschluß noch durch einen Umstand beschleunigt, welcher seinem Herzen sehr wehe thun mußte. Er hatte seinen Sohn Philipp allmählich

an die Regierung zu gewöhnen gesucht, und ihm deshalb, als er sich mit der Königin Maria von England vermählen wollte, das Königreich Neapel abgetreten. Sogleich offenbahrte sich, mit welchem engen Herzen Don Philipp herrschen, mit welchem kleinen Geiste er seine Herrschaft bewachen werde. Er ließ seinem großmüthigen Vater melden, daß er die dortigen Beamten entlassen, und mit den Geschöpfen seiner eigenen Gunst die Stellen besetzen wolle. Aehnliche Gesinnung verrieth er bei allen übrigen Gelegenheiten. Hätte Karl mehr rechtmäßige Söhne gehabt: so hätte er sich vielleicht noch einmal in seiner Kraft erhoben, und den engherzigen Jüngling in den Staub getreten. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als zu verhindern, daß das schmähliche Schauspiel

der Zwietracht zwischen Vater und Sohn sich nicht vor der Welt entwickele, und dies wurde am sichersten bewerkstelligt, wenn er alles, was Don Philipp begehren konnte, ihm hingab. Aber selbst nach Brüssel, wo es geschehn sollte, weigerte derselbe sich, eher zu kommen, als bis ausgemacht sei, wie er daselbst gehalten werden solle.

Alle niederländische Stände waren in diese Stadt zusammengerufen. Der Kaiser redete selbst in ihrer Mitte, indem er sie an seinen Sohn, als ihren künftigen Beherrscher überwies. Er sprach von seinen Thaten, den bestandenen Gefahren und Leiden, ohne Ruhmsucht, doch wahr und offen, einer großen Seele gemäß. 1555. Okt. 25: Auf ähnliche Art meldete er bald nachher den spanischen Provinzen,

daß sie hinfort in Philipp ihren neuen König so verehren sollten, als ob Er gestorben wäre. Freimüthig bekannte er, daß seine Kräfte zur Regierung nicht mehr hinreichten, und daß er schon früher seinen gegenwärtigen Entschluß hätte ausführen sollen. Herzlich legte er seine Hoffnung dar, daß glückliche Zeiten unter seinem Nachfolger bevorstünden; aber doch lobte er an demselben keine gute Eigenschaft, welche ihm die Wahrheit nicht beimaß, nämlich nichts als seine vorsichtige Klugheit, seine Mäßigung, seine Gerechtigkeitsliebe. 1556. Jan. 16. *)

Alle seine Kronen konnte Karl auf Don Philipp übertragen, nur nicht die höchste, die Kaiserkrone. Es ist ungewiß,

*) Sepulveda l. XXX. §. 19—23.

ob er mit dem Wunsch, es zu können, seinen Neffen und Tochtermann, den Erzherzog Maximilian noch jetzt bestürmte, da er von demselben in den Niederlanden besucht wurde. Seiner Hoffnung, Spanien und Deutschland auf immer verbunden, und in dem letzten Reich die Einheit der Kirche wiederhergestellt zu sehn, stand dieser junge geistvolle Fürst entgegen, der sich zur Lehre der Evangelischen neigte, und welchem er deshalb jetzt beim Abschiede seine religiöse Denkart mit strengem Tadel vorhielt.

Noch der Reichsversammlung zu Augsburg wollte Karl seinen Entschluß, die Regierung Deutschlands an seinen Bruder Ferdinand zu übertragen, mitgetheilt wissen; aber sein Schreiben kam den Tag an, als der Reichsabschied vorgelesen wer-

den sollte. Er ließ dann, indem er in Vlissingen auf günstigen Wind zur Abfahrt nach Spanien harrte, eine Urkunde über seine Niederlegung der deutschen Krone an die Reichsstände ergehen: 1556. Sept. 7. Zugleich ernannte er eine angesehne Gesandtschaft, um die feierliche Handlung, diesem Entschluß zufolge, vor dem Reich und insbesondre den Kurfürsten zu vollführen *).

Als er den spanischen Boden betreten hatte, brannte er vor Ungeduld, in die Einsiedelei zu ziehn, welche er sich längst gewählet. Neben dem Mönchskloster St. Juste, am Fuß des Gebirges Orospeda, hatte er sich ein kleines Gebäude mit we- wenigen einfach geschmückten Stübchen er-

*) Godelaevus ap. Schard. t. II. p. 647 sq.

richten lassen. Es lag in anmuthiger Gegend und unter mildem, heiterm Himmel.

Ueber große Angelegenheiten der Reiche und häusliche Vorfälle seiner Familie ließ Karl sich hier wol noch benachrichtigen und befragen; doch litt er höchst ungern eine Störung seiner Einsamkeit, und duldete nicht, daß seine geliebten Schwestern bisweilen in seiner Nähe wohnten. Er beschäftigte sich mit seinem Garten, mit mechanischen Arbeiten, oder las die heilige Schrift, und war zugegen, wenn die Mönche sie auslegten.

Im Drang seines Lebens hatte er unmöglich zu einer hellen Einsicht in die Religion gelangen können, welche in diesem Zeitalter kaum das Eigenthum der höchsten wissenschaftlichen Gemüther war;

aber auch der Muth starker Geister, womit sie sich über die dunklen Regionen ihres Wissens gleichsam hinausschwingen, entstand ihm in den Jahren der Schwäche. Durch Kasteiungen, die seinen Körper mißhandelten, wollte er sich jetzt des Himmels Gnade erwerben, und der schöne Geist der Duldung, welchen er einst in Wittenberg und an Luthers Grabe bewies, war so von ihm gewichen, daß er jede Spur evangelischer Denkart in Spanien mit Grausamkeit vertilgt wissen wollte.

Wiewol er die Fehden mit den evangelischen Reichsständen nie als einen Religionskrieg geführt hatte, trübten dieselben doch eben so sehr seine religiösen Ansichten, als sie sein Leben ihm widrig machten; denn durch sie wurden die idealischen

Entwürfe untauglich, welche einzig ihm den Besitz und Gebrauch seiner ungeheuren Macht in einem reizenden Lichte gezeigt hatten.

Als Karl in seiner Einsamkeit starb: 1558. Oktober 11: lebten unter den Häuptern der Protestanten, welche gegen ihn gekämpft hatten, nur noch die beiden, deren Eifersucht gegen einander besonders dazu beitrug, daß er den Hauptkrieg wider dieselben siegreich endigte: Landgraf Philipp von Hessen, welcher emsig bemüht war, seine Wildbahnen zu verbessern, die ihm, nach seiner Klage, die Schelme von Bauern während seiner Gefangenschaft verdorben hatten, und Ritter Sebastian Schärtlin, welcher bei der Nachricht von des Kaisers Tode auf seinem Schlosse

Burtenbach ausrief: wo bleiben nun das Interim und die Verfolgung armer Christen?

---

*) Sepulveda l. XXX. §. 40—43.
Schärtlin S. 265.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Die Wirkungen der Reformation. Gesetze bei Beurtheilung derselben. Durch sie, Begründung der evangelischen Freiheit, einer gleichförmigern Volksbildung, der deutschen Kultur und Literatur. Ihr politischer Einfluß.

Ueber die guten und nachtheiligen Folgen der Reformation ist viel gestritten worden, zumal in unsern Tagen, wo der Kampf wider so manche positive Systeme gewaltig an die stürmischen Zeiten der Glaubensverbesserung erinnerte. Man wird die uneinigen Urtheile über die Wirkungen ei-

ner solchen Begebenheit ins Unendliche spielen, wenn man nicht seine Ansicht einer festen Regel unterwerfen will.

Je größrr die Masse von Ereignissen ist, welche mit der Reformation in Verbindung gebracht werden kann, desto nothwendiger ist, bei Beurtheilung ihrer Wirkungen diejenigen aufzufassen, welche sichtbar nur durch sie entstanden seyn können, ihr also ohne Zweifel wesentlich angehören.

Dann muß man seinen Standpunkt da nehmen, wo diese wesentlichen Wirkungen sich gleichsam in ihrer Vollendung zeigen. Um dies auszumitteln, giebt es ein untrügliches Kennzeichen. Wir dürfen nur untersuchen, ob wir durch Zusammenstellung der Nachrichten über eine Begebenheit, die wir als Folge der Re-

formation ansehn, zur Erkenntniß einer Eigenthümlichkeit gelangen, wodurch sie von allen übrigen Begebenheiten individuell unterschieden werde, und ob sich diese Erkenntniß nicht blos philosophisch, wie ein Resultat, aussprechen, sondern in den Thatsachen selbst für die Anschauung darstellen lasse. Ueberhaupt ist, wie dem nicht unbekannt bleibet, welcher in das Wesen der Geschichte tiefer eindringt, nur da volle geschichtliche Wahrheit, wo die historische Kunst ihr Ganzes bilden kann, und wo volle historische Wahrheit erscheint, da zeigen sich auch die Begebenheiten in ihrer Vollendung.

Endlich ist nichts einer bestimmten Ansicht der Reformation und ihrer Folgen mehr zuwider, als wenn man das Streben der Männer, die eine vorzügliche Rolle

in ihr spielten, oder gar unter ihre Urheber gerechnet werden, mit der Tendenz der großen Begebenheit selbst verwechselt. Die moralische Schätzung jener Männer ist ganz was andres, als die historische. Nach dieser werden sie blos als Gestalten genommen, die von der Nothwendigkeit des Ereignisses regiert werden.

Wenn man sich diese Grundsätze gegenwärtig erhält, wird man ohne besondre Schwierigkeit zu einem bestimmten Urtheil über die Wirkungen der Reformation gelangen. Um sie nicht sogleich auf das gröbste zu verletzen, liegt uns nur ob, zu erinnern, daß wir den Standpunkt für unsre Ansicht in der neusten Zeit, und nicht unmittelbar hinter dem Religionsfrieden von Augsburg nehmen, welcher zur eigentlichen Gränze dieser Arbeit bestimmt wurde.

Eine wichtige und sehr heilsame Wirkung der Reformation war: Sturz des Pabstthums durch die Erfindung der evangelischen Freiheit.

Es liegt in der Bestimmung des Menschen, daß er eine Gränze aufwirft, innerhalb welcher alles Heil, alle Weisheit wohnen sollen, und daß er immerfort über diese Gränze hinausstrebt. Das Pabstthum hatte jenen Trieb in seinen Sold genommen, um diesen auf ewig unthätig zu erhalten. Wenigstens in Betreff der Religion wollte es diese Triebe also brauchen, und hegte deshalb mittelbar gleichen Zweck für den Inbegriff der menschlichen Natur, indem sich alle Kräfte und Bildungen derselben an der Religion aufrichten.

Auf die planvollste Weise verfolgte es

beinahe ein Jahrtausend hindurch diese Absicht mit immer tiefer greiffendem Glücke, und unverkennbar blieb seine Leitung der wilden Völker, in einem langen Zeitraum, so Bedürfniß, als Wohlthat. Viele seiner Foderungen, manche seiner Gaben, verdienten als unmittelbarer Befehl, als ächtes Geschenk des Himmels, geachtet zu werden. Allein die unendliche Macht, welche es vielleicht mehr auf preiswürdige, als tadelnswerthe Art gewann, konnte durch keinen Zauber Entschädigung für die Sklaverei der Geister geben, welche sie bewirkt hatte und festhalten mußte. Es ergab sich indessen nicht, wie Rettung von ihrem Drucke möglich sei. Wer sich ihrem geistigen Bann entzog, konnte leicht von den physischen Kräften, welche ihr allenthalben zu Gebot standen, vernichtet

werden. Sogar das heilige Feuer der Wissenschaften, welches sie selbst hierhin und dorthin getragen hatte, war in Gefahr zu erlöschen, wenn sie es wollte. Daß sie dies nicht wollen konnte; denn eben durch ihre höhere Kultur herrschten die römischen Bischöfe und ihr Anhang, und einer gänzlichen Barbarei hätte auch das Pabstthum erliegen müssen; daher entsprang für dieses selbst eine Gefahr nach der andern. Wo die Wissenschaft nicht gänzlich weggetilgt wird, da drängt sie den Menschen unaufhörlich hinaus über die positiven Gränzen. Wie kräftig und kühn indessen manche aufgeklärte Männer an die päbstliche Macht stießen, blieb sie in ihrer Grundlage doch unerschüttert. Ihr Kampf mit den Gelehrten war wenig mehr, als ein Streit der Schulen,

um welchen Fürsten und Völker selten Sorge trugen. Jahrtausende hätten noch verfliessen können, ehe die päbstliche Tyrannei vor dem bloßen Stral der Wissenschaften vergangen wäre. Auch die Erfindungen der neueren Zeiten, durch welche mit eine neue Welt möglich wurde, konnten an sich ihr keinen wesentlichen Abbruch thun. Pulver und schweres Geschütz vergrößerten allenthalben die Macht der Fürsten; aber von wannen sollten diese das Gemüth bekommen, ihre Kanonen wider die Grundfesten des Pabstthums zu richten, wenn sie auch den ärgsten Anmaßungen desselben Einhalt zu thun wagten? In der Buchdruckerkunst war ein herrliches Mittel zur schnellen Verbreitung wissenschaftlicher Resultate erfunden; allein wo war das Volk, welches für sie

den Sinn hatte, daß ihnen ein Kreislauf möglich war? wodurch sollte überhaupt diese Erfindung ein großes Leben gewinnen?

Das Zauberwort, evangelische Freiheit, wurde als Feldgeschrei Volksmassen zugerufen. Sie bewegten sich wider den gekrönten Mönch, und in der Tiefe wurde sein Weltthron erschüttert. Aus vielen gleichzeitigen Ereignissen und Erfindungen schuf die evangelische Freiheit eine feindliche siegreiche Macht wider die geistliche Universalmonarchie. Das ewige Recht der freien Forschung ward dem menschlichen Geiste durch die Reformation wiedergegeben, und Sturz des Pabstthums wurde ihr eigenthümliches Werk, welches nur durch sie möglich geworden.

Luther und seine Freunde, indem sie

von der evangelischen Freiheit begeistert sprachen, foderten für alle Christen nun das Recht, aus dem heiligen Born ihres Glaubens selbst schöpfen zu dürfen, und auch dieses Recht eigentlich nur im Gegensatz wider die päbstliche Anmaßung, nicht wider ihre eigene, wider Stolz und Beschränktheit der evangelischen Gottesgelehrten. Sie ahndeten nicht, welches große Geschenk sie ihren Zeitgenossen und den folgenden Jahrhunderten machten, und würden es verabscheut haben, wenn sie es erkannt hätten. Jener Geist der neueren Zeiten, welcher alles prüfet, und nichts auf Treue und Glauben achtet, ist nur durch die evangelische Freiheit eingeführt: der Hauptzug im Charakter unsrer Jahrhunderte, die eben dadurch dem Pabstthum

schlechterdings und nothwendig entgegengesetzt sind.

Mit der Begründung der evangelischen Freiheit durch die Reformation hängt eine andre eigenthümliche Wirkung derselben zusammen.

Es lag im Zweck und Geiste des Pabstthums, daß es die Kultur, wodurch es das menschliche Geschlecht leitete, in ihren höhern Graden einzig einem Stande, dem geistlichen, und selbst diesem wieder nach Abstufungen, anvertraut wissen wollte. Sobald die alte Literatur und das römische Recht wieder aufgeblüht waren, konnte es freilich jene Absicht nicht ganz durchsetzen. Indessen gab es doch, besonders in den Ländern, wo wenige oder gar keine Reste altrömischer Kultur waren, nur selten Kenner der Wissenschaften, die

nicht in die geistliche Politik wären eingeweiht gewesen. Durchaus aber sah man keine wissenschaftliche Vermittelung zwischen dem gelehrten Stande und der Masse eines Volkes. Eigentliche durchgängige Nationalkultur lag also gänzlich ausserhalb aller Institute des Pabstthums. Sie wurde erst möglich, als die evangelische Freiheit alle seine Schranken durchbrach, und auch dem rohen Haufen eine Ahndung von einem höhern Wissen einströmte. In der heiligen Schrift wies sie allen Christen, den gelehrtesten und unwissendsten im Volke, einen Mittelpunkt an, wo sie sich zu einer gesammten Kultur vereinigen konnten. Auf die Art wurde auch die bürgerliche Gleichheit vorbereitet, das Gut, ohne welches die bürgerlichen Gesellschaften nicht frei von drückenden Uebeln werden können.

Wiewol in den Ländern, auf welche die Reformation keinen unmittelbaren Einfluß hatte, das Volk noch jetzt schlummert; wiewol sie in manchen Gegenden, wohin sie nicht kam, durch den allgemeinen freieren Geist, welchen sie erzeugte, gewirkt hat: so darf man bei dieser Betrachtung doch nicht unerwähnt lassen, daß jene Völker, deren Sprache sich allmählig aus der altrömischen bildete, eben in ihr noch einen Faden besaßen, welcher sich durch alle ihre Stände schlang, und sie zu jenen Mittheilungen, wodurch die Kultur auf die roheren hinabsteigt, hätte veranlassen können. Indessen blieben doch auch bei ihnen die Quellen der Religion, also die Hauptquelle aller durchgreiffenden Kultur einer Nation, durchaus das Eigenthum einer fremden, einer gelehrten Sprache.

Solche Völker dagegen, welche die römische Kultur, mit ihr die Tyrannei, von ihren Gränzen zurückdrängten, welche eine Urnation blieben, und die reine Sprache ihrer Väter bewahrten, wo konnten sie irgend ein Mittel zu einer durchgängigen Kultur finden, wenn ihre Religion einer fremden, einer ausgestorbenen Sprache hingegeben seyn sollte?

Bei dieser Betrachtung ragt die deutsche Nation vor allen hervor, welche die Reformation erzeugte, und von ihr das herrlichste Geschenk empfing, nämlich ihre deutsche Kultur und Literatur.

Diese große Wirkung der Reformation liegt als so eigenthümliche Folge derselben vor Augen, daß man schlechterdings nicht einmal absieht, wie irgend etwas anderes sie hätte herbeiführen können.

Die Freiheit, welche den evangelischen Deutschen gegeben war, verwies sie auf die göttlichen Schriften, und Luther riß durch seine Verdeutschung von ihnen das Siegel, welches sie bisher vor dem Volke verborgen gehalten hatte. Alle empfanden, dachten, erklärten die Satzungen des Himmels nun in der Sprache der Väter. Ein gemeinschaftliches Band der Kultur umschlang nun den Ritter und den Leibeigenen, den Diener Gottes und den Laien.

Offenbar ist die deutsche Literatur nebst unsrer Sprache noch das einzige wesentliche Gemeingut, welches unser zerstückeltes Reich besitzet, und schon darum ist sie von unendlichem Werthe, welcher nicht bestritten werden mag. Sie entwickelt daneben einen andern bewunderns-

würdigen Charakter, daß sie nämlich gleichsam eine Niederlage für die Gesammtkultur der Welt wird. Wenn Deutschland für diese eine große Bedeutung durch sein politisches Leiden bekommen hat: so gewinnt es dieselbe weit ruhmvoller durch die vorstrebende Thätigkeit seiner Autoren und seiner schriftstellerischen Menge. Durch nichts hat die Reformation sich so sehr als Weltbegebenheit bewährt, als durch ihre Gründung der Literatur der Deutschen.

Was endlich die reinpolitischen Wirkungen der Reformation, ihren Einfluß auf das Daseyn und die innere Verfassung von Staaten anbetrifft: so wollen wir nicht erwähnen, wie ihr eigenthümlicher Geist, der über jede positive Gränze zu dem Bessern hinstrebet, auch auf die

politischen Verhältnisse wirken mußte. Auch dürfen wir jene vielen politischen Erscheinungen nicht erörtern, auf welche die Reformation offenbar und zum Theil wichtigen Einfluß hatte, als deren wesentliche und nothwendige Ursache, sie sich aber nicht ausmitteln läßt. Nur der vornehmsten politischen Erscheinungen, die schlechterdings ihr angehören, wollen wir gedenken.

Als das größte Verderben eines Staates wurde von jeher betrachtet, wenn in ihm selbst nicht die höchste Gewalt ruhet, die über alles in seinem Umfang gebietet; wenn gar eine fremde Macht gleichsam berechtigt ist, seine eigenen Unterthanen wider ihn zu handhaben. Ein Blick auf die Geschichte der meisten Staaten im Mittelalter, auf das Verhältniß ihrer Kir-

chen zu dem römischen Bischof, unterrichtet genug von solchem Unheil.

Die Reformation zwang zuerst die Kirche unter den Staat, und gab ihm die nöthige Einheit. Sie zerriß das Band zwischen der Geistlichkeit eines Landes und einem fremden Haupte. Besonders in Deutschland begründete sie sich auf eine so eigenthümliche Weise, daß die Geistlichen in gänzliche Abhängigkeit von der Obrigkeit und selbst von ihren Gemeinen kamen; daß sie keinen Stand mehr ausmachen konnten, auf welchem gleichsam vorzugsweise der Geist Gottes ruhte; daß die evangelische Freiheit sich auch durch den Ausspruch Luthers bewährte, nach welchem alle wahre Christen ohne Ausnahme Priester und zum geistlichen Priesterthum berufen waren.

Vom Volk und von der weltlichen Obrigkeit war die Reformation ausgegangen, und die Pfarrer hatten sich größtentheils ihr widersetzt. Blieben auch solche nach erfolgtem Uebergang einer Gemeine zur evangelischen Kirche auf ihrer Stelle, und bequemten sich in die neue Ordnung: so waren sie wegen ihrer bewiesenen Anhänglichkeit an dem alten System einem fortdauernden Argwohn, auch Hasse zu sehr ausgesetzt, um eine besondre geistliche Macht in der Gemeine zu erbauen. Unter der zahllosen Menge von neuen Lehrern, die nach allen Gegenden hin sowol von Landesobrigkeiten als von Gemeinen aus der Wittenbergischen Pflanzschule begehrt wurden, konnten nicht viele seyn, welche neben ihrer theologischen Kenntniß schon Festigkeit des Charakters und Welt-

klugheit genug besessen hätten, um in eine neue Lage und verwickelte Verhältnisse versetzt, ein großes Ansehn der Geistlichkeit stiften zu können. Wäre aber auch das Gegentheil der Fall gewesen: so war schon die Weise, wie sie ihren Unterhalt fanden, jeder Stiftung des Ehrgeizes zuwider. Sie wurden größtentheils von den Gemeinen auf eine bestimmte Zeit zu Lehrern gemiethet, und konnten nach Abfluß derselben verjagt werden, wenn sie sich die Liebe ihrer Gemeinen nicht erworben hatten. Es machte fast keinen Unterschied, wenn auch die Prediger von der Obrigkeit selbst bestellt waren; denn ihre Besoldung aus den geretteten Kirchengütern war zu karg zugemessen, als daß sie nicht auf das Wohlwollen ihrer Gemeinen sehr hätten rechnen müssen. Endlich bedurfte

die neue Lehre anfänglich zu sehr des Schutzes der weltlichen Macht, Luther selbst hatte dieselbe zu stark aufgerufen, sogar die Reinheit der Religion zu bewachen, als daß sie die Geistlichkeit nicht unter ihrem Befehl hätte erhalten sollen. Dies geschah auf die beste Art, indem in den protestantischen Ländern die Aufsicht über das ganze kirchliche Wesen an Konsistorien vertraut wurde, deren Mitglieder dem größten Theile nach nicht zum geistlichen Stande gehörten. Nur sie besaßen das eigentliche Bann-Recht, durch welches die Prediger sich furchtbar hätten machen können, und welches auszuüben sie in den ersten Zeiten hier und dort eifrig gestrebt hatten *).

*) Vergl. Planck B. IV. S. 40—70.

Indem die Reformation die glückliche Wirkung, daß die Einheit des Staats nicht mehr durch die Kirche gefährdet wurde, und statt einer Priesterkaste Volkslehrer im eigentlichsten Sinne die Leitung der Kultur mit übernahmen, besonders für das evangelische Deutschland, ihre ursprüngliche Heimath, ausbildete, wurde sie auch unmittelbare Veranlassung zum Ursprung eines großen Reichs, an welches sich das evangelische Deutschland stützte, und in welchem sich der Geist des Protestantismus nach seiner eigenthümlichen Organisation am lebendigsten offenbarte.

Es ist genugsam anerkannt, daß der preussische Staat mehr, als irgend ein andrer, den großen Tugenden seiner Herrscher verdanke. Dennoch läßt sich durchaus nicht abnehmen, wie eine Grundlage

seiner Größe hätte entstehn sollen, wenn nicht Preussen mit der Mark Brandenburg in einem regierenden Hause verbunden wurde, welches wiederum ohne die Reformation nicht gelingen konnte, indem der Markgraf Albrecht von Brandenburg sich nur durch sie begünstigt vom Hochmeister des deutschen Ordens in einen Erbherzog von Preussen verwandeln konnte. Blos dadurch kam eine vollendete Souveränität in das Brandenburgische Haus, welches nun aufhörte, bloßer Reichsstand zu seyn.

Als solcher und als unabhängiger Souverain, in dieser doppelten Eigenschaft trat es jezt an die Spitze der Protestanten, und erhielt so seine Richtung wider das Haus Oestreich, welches als Haupt der Katholiken betrachtet wurde.

Indem der preussische Staat sowol seine Entstehung der Reformation, als zum Theil dem Protestantismus seine nachherige Bestimmung verdankte: strebte er im Geiste desselben immer nach einem bessern Zustande, und wurde dadurch Muster. Auch der protestantische Lehrbegriff wurde durch ihn und in ihm vorzüglich geläutert, und eben in seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit, daß er kein System werden soll, welches Jahrhunderte hindurch unverändert bleibe, auf eine glückliche Art thätig erhalten.

Wir gedenken hier kaum der großen politischen Wirkungen, welche die Reformation in mehrern Staaten hervorbrachte. In Schweden wurde durch sie das wahrhaft königliche Haus Wasa auf dem Thron erhalten, und der größte Held aus

demselben, Gustav Adolf, vollendete dankbar ihr eigenes Geschick in ihrer Heimath. Vergeblich hatte dies der dänische König Christian der Vierte versucht, dessen Haus die evangelische Lehre wenige Jahre nach ihrer Entstehung aufnahm, und ohne sie seine Königsmacht wol nicht auf dem Ruin einer mächtigen Geistlichkeit fester gegründet hätte. In Polen bewirkten die Lehren der Reformation nur Vermehrung der Partheien, so schnell ihre Anhänger zu einer gewaltigen Zahl anwuchsen; denn unter ihnen selbst wütete der Partheigeist, und es gab in diesem Lande nie eine politische Ordnung, in welche die Reformation hätte eingreiffen können. Eben so wenig wirkte sie auf die Verfassung von Ungarn, weil der Kern der Nation seine Sprache nicht den neuen Ideen bequemte,

wiewol sie sich in vielen Gegenden mächtig ausgebreitet hatten. In dem helvetischen Bundesstaate brachte die evangelische Revolution eine ähnliche Gährung, wie im deutschen Reich hervor, und die Religionsfrieden wurden dort gleich bedeutend. Ihr wichtigster Einfluß auch in politischer Rücksicht bestand gewiß darin, daß sie den Geist des helvetischen Volkes mit neuem Freiheitsgefühl eben zu jener Zeit stärkte, wo er in Gefahr stand, immer feiler zu werden, indem es durch die italiänischen Kriege zwischen den Nebenbuhlern Karl und Franz gewöhnt worden, sein Blut zu verkaufen. Man weiß, daß ohne die evangelischen Meinungen und ohne religiöse Schwärmerei die Bewohner der belgischen Provinzen sich schwerlich in den gefahrvollen Kampf mit dem spani-

schen Herrscher gewagt hätten, und noch weniger wahrscheinlich sich eine holländische Republik würde gebildet haben, wenn die Oberherrn zu Madrid nicht die Fahne der katholischen Religion mit Hintansezzung aller politischen Rücksichten getragen hätten. Mitgewirkt hat ohne Zweifel die Reformation, um die englische Freiheit auszubilden; denn ohne sie wäre die Revolution unter Karl dem Ersten kaum in Schwung gebracht. Die Protestanten widerstrebten in Frankreich am längsten dem königlichen Despotismus, und erfrischten den Geist der Nation, damit er wach für andre Zeiten bliebe. Als ein beispielloses Verfahren sie aus ihrem Vaterland verbannte, trugen sie ihren Fleiß, ihre Kenntnisse und Sitten in jenes Reich, welches vor allen den Namen des protestantischen Staats verdienet.

Für die Verfassung des deutschen Reichs trug die Reformation ausser der Befreiung eines Theils der Stände von der römischen Hierarchie offenbar und vorzüglich dazu bei, daß die Mittelmacht in Deutschland befestigt, und eine Souveränetät der Reichsstände vollendet wurde, die zu den merkwürdigsten politischen Erscheinungen in der Geschichte gehört.

In allen Entwürfen Karls des Fünften in Hinsicht auf die Deutschen herrschte die Absicht, diese Mittelmacht ganz wieder in die Klasse von bloßen Unterthanen zurückzudrängen. Manche Aeusserungen von ihm und seinen vertrautesten Räthen verrathen dieselbe: selbst diejenigen von den katholischen Reichsständen, welche ihm eine Zeit lang sehr ergeben waren, hielten sich von ihr überzeugt; die Art, wie er

die Stände behandelte, wie er die katholischen und protestantischen wider einander brauchte, macht sie wahrscheinlich: und er hätte schwerlich über einen Kurfürsten das Todesurtheil ausgesprochen, wenn er geneigt gewesen wäre, den deutschen Fürsten irgend einen Schatten von Souveränetät beizumessen. Man sieht auch gar nicht ein, wie der Kaiser hätte umhin können, die ihm beigemeßne Absicht zu hegen. In Spanien und in den Niederlanden hatte er mächtige Stände gefunden, und allenthalben gelang es ihm, ihr Ansehn zum Vortheil der königlichen Macht zu schwächen. In Deutschland waren sie durch die Begünstigung von Jahrhunderten nur noch höher gewachsen; allein er traute sich Muth und Kraft genug zu, sie dennoch zu brechen, und war entfernt von

dem Gedanken, daß er damit etwas anderes, als in seinen übrigen Staaten vollbringen, und eine wirkliche Herrschergewalt zu Grunde richten würde. Endlich floß die ihm beigelegte Absicht wider die deutsche Mittelmacht nicht nur nothwendig aus seiner politischen Anschauung und Erfahrung, sondern sie war auch Bedürfniß für sein Gemüth, das sich immer mächtig nach Einheit drängte. Vorzüglich seine großen Plane, das bunte Gemisch seiner belgischen Besitzungen zu einem Ganzen zu bilden, sind davon Zeuge, und gewiß hätte er nie so feurig gewünscht, Spanien und Deutschland auf immer vereinigt zu sehn, wenn er nicht gehofft hätte, die kaiserliche Gewalt werde sich in diesem letzten höher heben, wenn er je hätte vermuthen können, daß die ständische Macht

daselbst sich zu einer Gruppe souveräner Staaten umschaffen werde.

Dazu trug die Reformation allerdings viel bei. Wol geschah es bisweilen, daß die Protestanten dem Kaiser gefälliger waren, ihn kräftiger unterstützten, als die Katholiken; wol gelang es ihm, manches eben deshalb durchzusetzen, weil die Reichsstände durch religiöse Trennung entzweit waren; aber dies war ein vorübergehender kleiner Gewinn gegen die ungeheuren Verluste, welche die kaiserliche Macht durch die Reformation erlitten hat.

Indem die protestantischen Fürsten auch in geistlicher Rücksicht gänzlich Herrn in ihrem Lande wurden und sich durch das Kirchengut bereicherten, stellten sie zuerst das Beispiel der deutschen Landesherrschaft

dar. Von der evangelischen Volksmasse konnte nimmermehr erwartet werden, daß sie sich dem katholischen Kaiser, als ihrem unmittelbaren König, wieder nähern sollte. Durch keine äusseren Umstände, durch keine Entwürfe und Ideen hätte je ein so fester Bund von Reichsständen bewirkt werden können, als der evangelische Körper auf dem Reichstage. Ihm gegenüber mußte sich ein katholischer stellen, und das kaiserliche Ansehn rettete sich nur noch als ein beschirmendes Gebilde. Ohne die Reformation wäre kein dreißigjähriger Krieg entstanden, wären keine Helden aus dem tiefen Norden auf das deutsche Gefilde gerufen, um wider das Haus Oestreich und die Kaisermacht zu stürmen, wäre kein preussischer Staat erwachsen, welcher einen Reichsstand dem Kaiser gleich stellte.

So zeigen sich die Wirkungen der Reformation, wenn man sie nach historischen Gesetzen würdigt, und es erscheint ein ganz andres Bild von ihnen, wenn man diese vernachlässiget. Dann hat das Geschrei eines unter Schulzank aufgewachsnen, starrsinnigen Bettelmönchs, Verwirrung und Blutvergiessen über die Welt gebracht, ohne irgend ein Heil bewirkt zu haben. Seine Schuld ist es, daß so viele Nationen in ihre eigenen Eingeweide wütheten, und Bartholomäusnächte ewiges Grausen erregen. Ohne ihn wäre alle Religionswahrheit, sanft und schnell, durch die Wärme gelehrter Stuben, zu Blüthe und Frucht getrieben, und das nächtliche, drückende Pabstthum wäre von innen, durch der Wissenschaften Licht, zu einem hellen Tempel der Weisheit verkläret. Dann ist durch

die Stifter der Glaubensverbesserung selber eine noch herrsüchtigere Hierarchie, als die befeindete, eingeführt worden. Das Volk hat durch sie nichts erhalten, als einen unruhigen, aufrührischen Geist, und zugleich den Sinn für Freude verloren. In Deutschland ist das kaiserliche Ansehn durch die Reformation befördert. Nichts als Zwiespalt ist ihre politische Wirkung in andern Reichen. Um Jahrhunderte ist dann durch sie das menschliche Geschlecht in seiner Vervollkommnung zurückgeworfen.

Also erscheinet ohne ein umfassendes historisches Urtheil die Begebenheit, deren höchstes Lob ist, daß alle die Länder, welche sie nicht erschüttert hat, noch jetzt an träger Entwicklung leiden.

---

*) Schmidt, Th. 6. B. 1. K. 22 — 24.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Blick auf die Entwicklung des protestantischen Lehrbegriffs. Einführung des Interims in die sächsischen Kirchen, unter Modifikationen, wodurch der lutherischen Religion keine wesentliche Veränderung erwächst. Einziger Gesichtspunkt, aus welchem die neue sächsische Kirchenordnung mit Recht befehdet werden konnte. Die Lehre von der Rechtfertigung, durch die Bemühung das Interim einigermaßen annehmlich zu machen, nun Hauptquelle der Streitigkeiten protestantischer Theologen. Osiander. Der Synergismus. Nothwendigkeit einer solchen Erscheinung, wie Schwenkfeld. Der Sakrament Streit. Betragen der weltlichen Macht bei diesen Streitigkeiten. Die Konkordienformel. Allgemeine Bemerkungen über die lutherische Theologie.

Wenn man die allgemeinen und großen Folgen der Reformation als wohlthätig preisen muß: so wird man begierig auf das Urtheil: wie sich das System der religiösen Dogmen selbst durch sie entwickelte.

Nachdem die Entstehung desselben in Luthers Gemüth, und die ersten Fehden, unter welchen es sich fortbildete, neben der politischen und Kriegs-Historie der Reformation hier betrachtet worden, kommen wir in Betreff dieser Frage zur lebhaftesten Einsicht, wenn wir den vornehmsten Streitigkeiten zuschauen, welche während jener Zeiten, in denen wir der Reformation gefolgt sind, und unmittelbar nach ihnen, zwischen den protestantischen Gottesgelehrten obgewaltet haben.*)

*) Plancks Werk über die Geschichte der Protestantischen Theologie u. s. w. in vier Theilen, ist bei diesem Kapitel als einzige Quelle gebraucht worden.

Einer der wichtigsten schließt sich an die Geschichte des Verhältnisses zwischen Karl dem Fünften und Moriz von Sachsen.

Der Kurfürst war der einzige unter den Reichsständen, welcher es wagte, der evangelischen Wahrheit und der politischen Klugheit gegen den Kaiser zugleich zu schonen, als dieser nach dem Sturze des schmalkaldischen Bundes die Protestanten mit dem Interim drängte. Seine Stände, und vorzüglich seine Theologen, ohne deren Billigung jene gewiß nichts beschlossen, zu einer scheinbaren Annahme desselben, oder vielmehr nur derjenigen Artikel zu bewegen, welche den wesentlichen evangelischen Lehren keinen Eintrag thaten, blieb indessen eine schwierige Aufgabe.

So sehr die Theologen, an deren

Spitze Melanchthon stand, vom Geiste des Friedens beseelt waren, und so schrecklich ihnen die Räthe des Kurfürsten die gefahrvolle Lage desselben gegen den Kaiser, und das einbrechende Blutvergiessen schilderten, wenn das Interim verworfen würde, konnten sie schlechterdings nicht umhin, sich wider die meisten Artikel desselben auf das kräftigste zu erklären, und die geheime Irrlehre aufzudecken, welche auch da verborgen lag, wo es mit der evangelischen Wahrheit scheinbar übereinstimmte. Selbst von den alten Ceremonien, auf deren Wiedereinführung es dringe, wäre die nachtheilichste Wirkung zu befürchten, indem sich einmal viele irrige Vorstellungen daran gehängt hätten, welche das Volk nicht von ihnen sondern würde. Mit großer Besonnenheit fügten sie endlich hin-

zu, daß in Betreff der unvermeidlichen Kriegsgefahr, wenn das Interim zurückgewiesen würde, jeder Fürst mit sich selbst zu Rath gehn müsse, was er zur Vertheidigung der Kirche zu wagen, seiner Pflicht und seinem Vermögen gemäß achte. Ihnen liege nur ob, die Wahrheit zu bekennen, wenn sie auch deshalb ins Elend oder in den Tod gehen müßten.

Nun berief Moriz seine Landstände zusammen, damit sie reiflich erwägen und beschliessen sollten, wie weit man dem Kaiser in Hinsicht auf das Interim willfahren könnte. Allein sie handelten nur nach Leitung der Theologen, die auch zu dem Landtag berufen waren. Sie erklärten dem Kurfürsten, daß jede Aenderung im kirchlichen Wesen, welche vom Interim eingegeben sey, bedenklich wäre, und sei-

nem

nem Ansinnen, daß sie nur die Artikel aufnehmen sollten, welche die Gottesgelehrten schon als tadellos angegeben hätten, setzten sie den Schluß entgegen, daß ihnen die Befugniß zu einer so wichtigen Handlung fehle, weil der Landtag nicht vollständig sei.

Indem schon eine Mahnung des kaiserlichen Hofes, das Interim einzuführen, an den Kurfürsten gelangte, indem der Kaiser mit Bitterkeit ihm den Befehl sandte, daß er Melanchthon, unter dessen Namen ein Bedenken über dasselbe erschienen war, als den Urheber der Unruhen aus dem Lande jagen sollte, bot sich seinem erfinderischen Kopfe noch ein Ausweg dar, auf welchem er wenigstens Zeit gewinnen konnte. Er veranstaltete Verhandlungen zwischen den katholischen Bi=

schöfen von Naumburg und Meissen, welche zu seinen Landständen gehörten, und seinen lutherischen Gottesgelehrten; wie durch Wahl und Veränderung einiger Artikel eine Gestalt des Interims gewonnen würde, welche den sächsischen Kirchen genehm seyn möchte?

Es ließ sich voraussehn, daß aus den Verhandlungen dies bezweckte Resultat nicht hervorgehen werde; aber sie führten auf ein neues Mittel, gegen den Kaiser auf die gerechteste Weise Zeit zu gewinnen. Die beiden katholischen Bischöfe erklärten nämlich, daß bei dem sehnlichsten Verlangen, sich über das Interim zu vergleichen, sie nicht einmal befugt wären, dasselbe anzunehmen, wenn die sächsischen lutherischen Kirchen es sich selbst unverändert gefallen lassen wollten. Nach

demselben sollten die protestentischen Prediger beweibt bleiben dürfen, den Laien das Abendmal unter beiderlei Gestalt erlaubt seyn. Nun durften die Bischöfe weder den beweibten Geistlichen ordiniren, noch den Kelch für Laien gestatten, ohne besonderes Indult vom Pabste, und dieses war noch nicht bewirkt, wiewol der Kaiser es verheissen hatte. Durch diesen Vorwand, zu welchem die Bischöfe von Naumburg und Meissen selbst lebhaft riethen, konnte Moriz die verzögerte Einführung des Interims gerechtfertigt achten. Doch hatten sich inzwischen auch die Gottesgelehrten und die Landstände des Kurfürstenthums mehr an den Gedanken gewöhnt, daß ihrerm eligiösen und kirchlichen Wesen eine Abänderung, dem Interim gemäß, bevorstehe, und wirklich konnte

Moriz endlich im Julius 1549 auf eine neue Kirchenordnung hinweisen, die er den kaiserlichen Befehlen zufolge in seinem Lande angerichtet habe.

Schon der Umstand, daß auf sein Anstiften dies neue System geschaffen war, mußte alle eifrige lutherische Seelen im voraus dagegen einnehmen, und es bedurfte nur des Geschreis, daß die ächte Lehre von der Rechtfertigung dadurch aufgeopfert sei, um es allgemein verhaßt zu machen.

An dem himmlischen Stral, welcher in Luthers Seele fiel, als er ausrufen konnte: ich glaube eine Vergebung der Sünden! hatte sich die ganze Reformation entzündet. Auf einmal fühlte ihr Urheber die Angst verschwunden, welche ihn beim Anblick der ungeheuern Klüfte über-

fiel, die ihn bei allem guten Streben vom Ziel der sittlichen Natur entfernt hielten. Die Gnade Gottes trug ihn über dieselben hinweg, zu dem Gefühl einer seligen Vollendung, trotz seiner Ohnmacht. Aber desto tiefer empfand er auch, daß diese Gnade alles schaffe, und daß seine ursprüngliche Kraft ihm so viel wie nichts nütze zur Erreichung des Zieles. Nur der gute Wille sei an dem Menschen zu schäzzen, wiewol auch er ein so geringes sei, daß er keine bewegende Kraft für Gott zur Ertheilung seiner Gnade haben könne. Diese bleibe ein ewig freies, ganz reines Geschenk, und der Glaube allein rechtfertige.

Der katholische Lehrbegriff dagegen gestattete allerdings ein Verdienst des Menschen bei seiner Rechtfertigung, welcher

mit eigener Kraft zu derselben wirken müsse, und gleichfalls seiner selbst wegen, nicht blos um des Vesdienstes von Christus willen, die Gnade Gottes erhalte.]

Wesentlich bestand hier der Unterschied zwischen dem lutherischen und katholischen Lehrbegriff darin, daß jener das Gefühl des unendlichen Abstandes zwischen dem, was wir durch eigene Kraft seyn können, und was wir seyn sollen, vergeblich strebte in einen dogmatischen Satz zu fassen, dieser hingegen dem religiösen Gefühl Abbruch that, indem er statt desselben wirklich einen Begriff aufstellte.

Dieser wesentliche Unterschied verrieth sich sogleich durch viele Zeichen. Alle diejenigen, welche die lutherischen Aussprüche nicht mit dem unendlichen Gefühl ihres Urhebers bewahrten, und sie wie einen

trocknen Lehrsatz vertheidigen wollten, machten sich entweder bei allem Scharfsinn einer Inkonsequenz schuldig, oder mußten auf die abgeschmacktesten Behauptungen gerathen, und es zu einem Lieblingsausdruck wählen, daß der Mensch sich bei dem Geschäfte der Rechtfertigung ganz wie ein Klotz verhalte, und gute Werke durchaus nichts zur Seligkeit beitrügen. Luther selbst, welcher das Grundgefühl seines Systems, eben weil es ein solches bleiben mußte, vergebens ganz in Ausdrücken hinzugeben bemüht war, erschien bisweilen wild und seltsam in Behandlung seiner Hauptlehre.

Für die Wirkung auf das menschliche Herz verrieth sich gleichfalls sogleich jene wesentliche Verschiedenheit. Weil das katholische Dogmensystem einmal eine Wür-

digkeit des Menschen, mit einem bewegenden Einfluß auf die Gnade Gottes annahm, so lag ihm der Satz nahe, daß, wie jene Würdigkeit, so auch diese Gnade des Himmels, ihre Grade haben müsse, daß also der Mensch, welcher nie der Rechtfertigung ganz würdig sei, sich jener nie mit festem Glauben erfreuen dürfe. Die lutherische Lehre dagegen, welche das menschliche Verdienst bei dem Werke der Seeligkeit, in gar keinen Aufschlag brachte, verbannte jenen traurigen Zweifel und die Abstufungen in der göttlichen Gnade. Wer den Glauben an sie besaß, dem war ihre Fülle geworden. Demüthig, aber frei, furchtlos und ohne Zweifel über sein Schicksal, stand ein solcher Begnadigter vor dem Angesicht des Himmels.

So wesentlich diese Verschiedenheit

zwischen den Lehren der katholischen und der lutherischen Kirche über die Rechtfertigung war, bedurfte es doch, um sie in ihrer Wichtigkeit einzusehn, einer zu geübten und scharfen Denkkraft, als daß sie dem großen Haufen hätte sichtbar werden können. Es war deshalb nicht schwer, eine Formel zu finden, mit welcher beide Lehren zufrieden seyn konnten, und wirklich war sie im Interim aufgestellt worden.

Allein die sächsischen Gottesgelehrten waren weit entfernt, die Grundveste der lutherischen Dogmen durch Schleichkünste zu behaupten. Während der ganzen Verhandlung erklärten sie wiederholt, daß sie nimmermehr von der reinen lutherischen Lehre im Artikel von der Rechtfertigung abgehn würden. Nur insofern bequemten sie sich dem Interim in der neuen Lehr-

form, welche für die sächsischen Kirchen aufgerichtet wurde, daß sie jene starken Ausdrücke vermieden, in welchen Luther sein religiöses Gefühl ausgesprochen hatte. Melanchthon bediente sich nicht der Formel, daß der Glaube allein seelig mache. Auch sprachen er und seine Genossen der innern Besserung des Menschen nicht alles Verdienst ab, wiewol sie ihr keinen bewegenden Einfluß auf Gott, zur Ertheilung seiner Gnade beimaßen; und nach derselben Ansicht behaupteten sie, daß gute Werke zur Seeligkeit nothwendig seien.

Was das kirchliche System anbetrifft: so erkannte man in der neuen sächsischen Ordnung die alte hohe Macht der Kirchenversammlungen, die Gerichtsbarkeit der Bischöfe über die gesammte Geistlichkeit, und ihr Recht, die übrigen Kirchendiener zu

ordiniren. Allein alles dies galt nur von der wahren christlichen Kirche, die im heiligen Geist versammelt wäre, und nichts wider den Sinn der heiligen Schriften entschiede; nur von ächtapostolischen Bischöfen, welche der evangelischen Lehre sich zugethan bewiesen.

Aus den Gebräuchen und Ceremonien, welche das Interim gebot, wählte man die weniger gehässigen, und von allen, die man wieder aufnahm, schied man sorgfältig jede abergläubische Zuthat.

Daß trotz dieser Beschaffenheit der neuen sächsischen Kirchenordnung ein allgemeines Geschrei wider dieselbe entstand, war natürlich, weil zu derselben Zeit das Interim von dem Kaiser in Oberdeutschland mit Gewalt eingeführt wurde, und man eben jetzo, da die Plane des jungen

Kurfürsten zur Rettung Deutschlands wider Habsburg und die papistische Lehre noch tief verborgen lagen, in seiner hastigen Handlung, das Interim in Sachsen einzuführen, nichts als die Vollendung seiner Verschwörung wider den evangelischen Glauben erblicken konnte. Auch waren die Veränderungen, welche die neue sächsische Lehrform aufgenommen hatte, der Art, daß sie der lutherischen Volksmasse leicht als Greuel dargestellt werden mochten. Es konnte aber nur Folge eines sehr individuellen Verhältnisses seyn, wenn ein gelehrter Theolog in Wittenberg selbst, ein Mann, der vertraut mit Melanchthon gelebt hatte, wegen der neuen sächsischen Lehre einen wissenschaftlichen Krieg mit Heftigkeit anfing.

Flacius, Professor der hebräischen

Sprache, ergriff diese Rolle wol nur deshalb, weil er zu allen den Handlungen, welche das Interim für die sächsischen Theologen veranlaßte, nicht berufen war, wodurch sein unruhiger Ehrgeiz sich beleidigt fühlte. Er begab sich von Wittenberg nach Magdeburg, wo der Haß wider das Interim am höchsten flammte, und jeder freche Muthwille wider Moriz und den Kaiser für einen christlichen Triumph gehalten wurde.

Unverschämt war die Klage von Flacius und seinen wütenden Mitgefährten wider Melanchthon und seine Genossen, daß diese die rein-lutherische Lehre über die Rechtfertigung und andre wesentliche Artikel verfälscht, und besonders durch ihren Beschluß über die Macht der Kirchenversammlung das tridentinische Konzilium

mit mehr Kraft wider die evangelischen Kirchen hätten bewaffnen, und schon dadurch das ganze Pabstthum ihnen wiederbringen wollen.

Der Ungrund dieser Beschuldigungen lag so am Tage, daß die wütende Hauptparthie selbst sie allmählig fallen lassen mußte; aber desto hitziger verfolgte sie nun eine andere Anklage, die auch von billigen Männern unter den protestantischen Gottesgelehrten und von mehrern Seiten aufgenommen wurde.

Diese bestand anfänglich darin, daß die Urheber der neuen sächsischen Kirchenordnung mehrere Ceremonien und Gebräuche wieder eingeführt hätten, die ohne Zweifel ein papistischer Aberglaube wären, und durch Luther als unverträglich mit der evangelischen Wahrheit ge-

kannt worden. Allein diese Wendung der Fehde verlor gleichfalls ihre vornehmste Kraft, als jene Kirchenordnung bekannt wurde, und sich ergab, daß man in ihr keine Gebräuche als statthaft anerkannt hatte, die nicht von unverdächtigen lutherischen Geistlichen in andern Gegenden Deutschlands, als völlig gleichgültig schon betrachtet waren.

Die einzige Fehde, welche dann noch wider Melanchthon und seine Genossen übrig blieb, war die Behauptung, daß unter den Umständen, unter welchen sie gehandelt hätten, nichts gleichgültig, und in irgend einem Punkte nachgeben, schon ein Verbrechen wäre.

Wirklich war hier ein Gesichtspunkt gegeben, aus welchem man die Verfasser der neuen sächsischen Lehrform mit Glücke

wirklich bestritt oder bestreiten konnte. «Wie gleichgültig, mochte man ihnen vorwerfen, euch, eurem Scharfsinne die wieder gestatteten Ceremonien und Gebräuche auch erscheinen mögen: so sind sie es keinesweges für viele tausende von lutherischen Seelen. Der gemeine Sinn, welcher bei evangelischen Christen, in der evangelischen Kirche wieder Gebräuche sieht, von welchen er entwöhnt wurde, weil sie ein Werk des Pabstthums seyn sollten, wird mit Recht glauben, daß sie entweder ehmals mit Unrecht verworfen, oder jetzt mit Unrecht wieder eingeführt sind, und daß der ganze Unterschied zwischen evangelischer Wahrheit und den päbstlichen Lehren auf gleich schwankenden Berechnungen beruhe. Auch werden diese sogenannten gleichgültigen Ceremonien auf

den gemeinen Sinn, der immer nach Zweckmäßigkeit und Bedeutung strebet, doch irgend einen Eindruck machen. Er wird bei Eurem Unterricht, welcher alle abergläubische Vorstellungen davon trennen soll, deshalb fragen, warum denn diese Gebräuche als ein völlig gleichgültiges, also auch überflüssiges, also auch belastendes Ding wieder aufgenommen sind? ob es mit der Religion sich also verhalte, daß man von ihr etwas wegnehmen, und ihr etwas hinzuthun könne, nach Willkühr? Dann werdet Ihr, um dieser gefahrvollen Frage, die allen christlichen Glauben untergraben kann, zu begegnen, wol dem gemeinen Sinn die Räthsel der Politik aufschliessen, und ihm sagen, daß Ihr jene gleichgültigen Dinge blos deswegen in die Kirche aufgenommen habt, weil Kaiser

Karl sonst Sachsen mit Krieg überzogen, weil er vielleicht das ganze Daseyn der evangelischen Parthei in Gefahr gebracht hätte... Wir glauben nicht, daß diese Entschuldigung auf den gemeinen Sinn irgend einen Eindruck zu eurem Vortheil machen werde, und wünschen es nicht; denn bei ihm wankt alle Religion, wenn er glaubt, daß irgend weltliche Rücksichten in Sachen, die ihr angehören, obwalten dürfen, und es könnte eher geduldet werden, daß er bei der heiligen Oelung, die ihr nun wieder vielfach verstattet, an eine magische Kraft glaube, daß er den Chorrock des Priesters, die vielen Lichter auf den Altären, wieder als heilige Dinge betrachte... Fühlt Ihr aber nicht, auch ohne diese Besorgniß, das Unwürdige in Eurer Rechtfertigung? Wir wollen Euch ansehn, als ob Ihr wirklich durch eure

Satzungen das größere Uebel, die Gefahr eines neuen Krieges vermieden hättet, so unwahrscheinlich es ist; denn der Kaiser hätte sich, wenn er des Kurfürsten guten Willen, ihm bequem zu seyn, gesehen, wol beruhigt, bis andre Umstände ihm einen neuen Krieg in Deutschland verleideten. Aber hättet Ihr dann jenes nicht durch Betrug bewirkt? nicht durch eine Täuschung, indem Ihr den Kaiser, die katholische Parthei überredetet, daß sich die Evangelischen der alten Kirche wieder näherten? In der Politik mag man mit solchen Täuschungen handeln; aber das Heiligste, was die Erde kennt, selbst auch nur in seinen äußeren Erscheinungen dazu mißbrauchen, ist ein Frevel, welchen Ihr nur durch ein reuiges Bekenntniß Eurer Schuld vor der ganzen lutherischen Kirche

sühnen könnet. Wie konntet Ihr euch so weit von dem richtigen Gefühl verirren, welches Ihr anfänglich so lebendig gegen den Kurfürsten aussprachet, nämlich, daß es nichts gleichgültiges auch in den Gebräuchen der Kirche gebe, und für Euch keine Rücksicht obwalten dürfe, als das Bekenntniß der Wahrheit?«

Indem die Gegner Melanchthons ähnliche Gründe wider ihn vortrugen, konnten sie nicht umhin zu bemerken, daß ihm bei mehrern Gelegenheiten Winke entfallen waren, wie er überhaupt die ganze äußere Begleitung der Religion für eine Sache halte, die keiner heftigen Fehde werth sei, wie eben sie der hellen Einsicht im Wege stehen könne.

Es ergiebt sich aus der Geschichte der protestantischen Theologie, daß die evange-

lische Religion durch ihre beiden ersten Häupter, die zwiefache Eigenthümlichkeit ihrer Wirkung erhielt: Luther verlieh ihr die Macht, einen frommen Alles erfüllenden Glauben und Kühnheit im Handeln zu stiften, Melanchthon gewöhnte sie an eine Freiheit des Urtheils, das immer zu neuen Begriffen aufstieg. Seine Aengstlichkeit, bei der lutherischen Lehre treu zu beharren, half daher diesem letzten nicht; denn er wurde nothwendig von ihr weggezogen. Er veränderte sie schon durch das Bestreben, ein Dogma vor der klaren Einsicht zu rechtfertigen, welches Luther wie ein genialisches Gefühl hingestellt hatte. Von dem geschwornen Schüler desselben konnte Melanchthon deshalb sogar einigermaaßen angeklagt werden, daß er der lutherischen Lehre von der Rechtfertigung

untreu geworden sei. Indem er das unendliche Gefühl seines todten Freundes von der Formel, daß der Glaube allein seelig mache, entfremdete, und es in Begriffe auflösete, war das Dogma nicht mehr dasselbe, wiewol kein andrer Begriff, als der aufgestellte, in ihm liegen konnte.

Nachdem man einmal angefangen hatte, das Gruudgefühl in der lutherischen Religion über die Rechtfertigung als etwas begreifliches zu läutern, war der Antrieb gegeben, daß man alles begreiffen wollte, auch die eigentlichen Mysterien der christlichen Religion. Die Lehre von der Rechtfertigung blieb auch der Punkt, auf welchem solche Versuche vorzüglich ruhten.

Niemand war mehr geeignet, als Osiander, durch ein System, welches die Ge-

heimnisse der Offenbarung enträthseln sollte, zu glänzen. Er besaß Gelehrsamkeit genug, um seinen Scharfsinn in neuen Erklärungen der heiligen Schrift, unterstützen zu können. Seine Einbildungskraft war lebendig, und ein Bild galt ihm statt eines Beweises; seine Sprache war so feurig und hinreissend, daß er sich selber durch sie täuschen konnte. Sehr wehe that es seiner Ruhmbegierde, daß die ersten Palmen unter den Reformatoren schon vergeben waren, und mit Bitterkeit sah er die Sklaverei, mit welcher die meisten evangelischen Gottesgelehrten den Wittenbergischen Häuptern nachsprachen. Auch hatte der Schritt, daß er sein Predigeramt in Nürnberg niederlegte, um nicht dem kaiserlichen Interim gehorsam seyn zu müssen, seinen Ruhm gehoben, so wie sei-

nen Stolz die außerordentliche Gunst, mit welcher ihn Herzog Albrecht von Preußen in Königsberg aufnahm, und in die die erste theologische Lehrstelle der Universität setzte. Er wollte wie ein neuer Stern der Glaubensverbesserung den Norden durchstrahlen.

Von seiner eigenthümlichen Lehre über die Rechtfertigung sollte sein Ruhm vorzüglich ausgehn.

Er behauptete nämlich, daß nach dem Sinne der heiligen Schrift unsre Rechtfertigung darin bestehe, daß der Mensch von Gott wirklich gerecht gemacht werde. Diese innere Verwandlung sei schlechterdings das Hauptgeschäft, wiewol auch eine besondre Lossprechung des Menschen um des Verdienstes von Christus willen erfolge, die übrigens mit jener Rechtfertigung

weder als Wirkung und Ursache, noch der Zeit nach zusammenhange, nur daß die Lossprechung uns nichts nütze, bis die innere Rechtfertigung erfolgt sei. Christus habe jene vor vielen Jahrhunderten bewirkt, indem er durch sein Leiden und Sterben das Gesetz erfüllt hätte. Dieses wäre eine allgemeine Handlung zur Befriedigung Gottes gewesen. Aber ein zweites Amt des Heilands bestehe nun darin, daß er sich zu uns herumgewandt habe und mit der schuldigen Parthei handle, damit sie sich durch Tödtung der Sünde im Fleisch, jener uralten Gnade würdig mache; und so erfolge der eigentliche Handel unsrer Rechtfertigung.

Von der bisherigen lutherischen Lehre wich also Osiander zuerst insofern ab, daß er die Entsühnung des Menschen vor Gott

als längst vollbracht ansah, die nun nicht mehr mit jedem einzelnen Christen vorgehe, auch in den heiligen Schriften nicht als eine Rechtfertigung, sondern als Erlösung des menschlichen Geschlechts vorkomme.

Wenn diese Behauptung sich nur zu einem Streite nach exegetischen Gründen eignete: so that jene Vorstellung keinen Eingriff in das Wesen der lutherischen Lehre. Osiander leugnete durch sie nicht, daß die Gottheit unmittelbar auch bei jedem einzelnen Menschen dazu thun müsse, um ihn als gerechtfertigt anzusehn; aber er nannte erst diese Handlung, welche die lutherischen Theologen als die Erneuerung und Heiligung des Menschen betrachteten, die Rechtfertigung desselben. Auch räumte er dabei dem Glauben, welcher die hohe

Gnade des Heilands mit Dank annehme, seine volle Kraft ein. Nur würden wir durch diesen Handel der Rechtfertigung nicht blos für gerecht erklärt, sondern wesentlich gerecht gemacht.

Es war zweifelhaft, ob selbst diese Vorstellung, so lange man sie einfach nahm, den lutherischen Ideen widersprach; aber Osiander ging weiter, und wollte es gleichsam physisch erklären, auf welche Art der Heiland durch eine besondre Handlung die einzelnen Menschen wesentlich gerecht mache.

Durch nichts scheint er mehr bewegt worden zu seyn, als durch das dunkle Gefühl vom Ideal der Menschennatur, welches jeder Christ in sich aufzustellen bemüht seyn müsse. Vor allen theuer war ihm daher die Sage der heiligen Schrift,

daß der Mensch von Gott als sein Ebenbild geschaffen sei, und daß er zu diesem Ebenbilde wieder erneuert werden solle. Deshalb bot er allen Scharfsinn auf, um darzuthun, wie dieses durch die Rechtfertigung möglich sei. Weil doch einmal, war seine Gedankenfolge, eine Vereinigung der menschlichen und göttlichen Natur in Christus statt gefunden hat: so war das Ideal der Menschheit unsers Heilandes nothwendig von Ewigkeit unter den Ideen Gottes. Sie war sein Ebenbild, das daher gänzlich einerlei mit der Substanz der menschlichen Natur von Christus ist, welche durch die Vereinigung mit der göttlichen verherrlicht worden. Sollen wir nun jenes Ebenbild, welches unsre Urform ist, aber durch die Sünde in uns zerrüttet wurde, in uns erneuert sehn: so

kann es nur durch die Mittheilung dieser Substanz an unser ganzes Wesen geschehn. Durch den Glauben, durch das Wort wird sie vollbracht. Das äussere Wort verhallet, aber die Wahrheit, welche in demselben tönet, das innere Wort, können in uns mächtig zur Rechtfertigung werden. Mit demselben dringet die vergöttlichte Substanz der menschlichen Natur des Heilands in unsre Natur ein, daß Gott ein Wohlgefallen an unsrer wesentlichen Gerechtigkeit habe, an unsrer Vollkommenheit, seinem erneuerten Ebenbilde sich erfreue, und nicht mit schonender Gnade über unser fehlerhaftes Wesen wegzuschauen brauche.

Dieses System belegte Osiander mit Gelehrsamkeit und mit entsprechenden Aussagen der heiligen Schriften. Vorzüglich

berief er sich auf solche Verheissungen von Christus, wenn er sagt: »So mich jemand liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen, und Wohnung bei ihm machen.«

Wenn man dieses System unpartheiisch betrachtet, muß man ihm einräumen, daß es die mysteriösen Sagen der christlichen Religion auf eine angenehme und scharfsinnige Weise in Verbindung brachte. Am wenigsten darf man ihm vorwerfen, daß es so viel unbegreifliches erhielt, denn sein Gegenstand selbst war unbegreiflich, und eben das undenkbarste in der lutherischen Lehre, der Genuß des wirklichen Leibes und Blutes des Heilands im Abendmahl, gewann erst Zusammenhang durch Osianders Phantasien von der Urform der

Menschheit und deren Erneuerung durch die Rechtfertigung. Er konnte mit vollem Recht behaupten, daß nur Zwinglianer ihn bestreiten, nur sie läugnen könnten, wir würden durch den Glauben nicht ein Fleisch mit Christus.

Dies fühlten seine Gegner auch sehr gut, und deshalb thaten sie keine ernste Angriffe auf das Zauberschloß, welches er sich als Dogmensystem aufgebauet hatte. Man konnte in Betreff desselben nichts strengeres vorbringen, als was Flacius ausrief: »Es gehen mir die Haare zu Berge, wenn ich bedenke, welche Irrthümer aus solcher Subtilität erfolgen mögen, und halte ich, es sei nichts besseres, denn daß man gar keine Subtilität von Gott erforsche, die in Gottes Wort nicht geoffenbaret ist, viel weniger vor der Gemeinde davon handle.

Es blieb also nichts übrig, als die einfache Lehre Osianders von der Rechtfertigung zu bestreiten, welche so wenig von der lutherischen verschieden war, daß darüber unmöglich lebhafte Bewegungen entstanden wären, wenn nicht der Neid seine Kollegen in Königsberg aufgehetzt, wenn nicht der Herzog Albrecht von Preussen sich eben so schwankend, als partheiisch für ihn, während der ganzen Fehde betragen, wenn er nicht selber durch den wegwerfendsten Stolz auch den sanftmüthigsten Gegner erbittert hätte.

Bei allem stolzen Ungestüm seines Geistes, und so verführerisch die Gunst des schwachen Herzogs von Preussen seinem Ehrgeiz hätte werden können, scheint Osiander doch nicht über den Wirkungskreis hinaus, der ihm gebührte, sich Gewalt

walt angemaßt zu haben. Allein nach seinem Tode (1552. Oct. 17.) machte das neue Haupt seiner Parthei, sein feurigster Freund, der Hofprediger Funk, mit viel geringerer Kraft, und ohne ausgezeichneten Ruhm, ungleich eitlere Ansprüche. Er verschaffte sich weltliche Aemter, mischte sich in die weltlichen Geschäfte der Regierung und besonders unklug in den Zwiespalt zwischen dem Herzog und den Landständen. Ihn nannte man als Urheber der gewaltsamen Schritte, wodurch diese ihre Rechte gemißhandelt sahen, und sein Untergang war gewiß, als sie von dem Oberlehnsherrn, dem König von Polen, Schiedsrichter zur Schlichtung der Händel zwischen ihnen und ihrem Fürsten erlangten. Vor diesen wurde Funk nicht nur als Landesverräther, sondern auch

als ein Ketzer, angeklagt, welcher die Irrthümer Osianders eifrig verbreitet habe. Ohne irgend einer Schuld, welche ihm das Todesurtheil zuziehen konnte, gerichtlich überwiesen zu seyn, ward er hingerichtet. Dies war zugleich das Zeichen zu einer gänzlichen Ausrottung des Osiandrismus in Preussen, welche der alte Herzog in einem Vergleich den Landständen bewilligen mußte. Durch eine neue Lehrform, welche nun als Symbol der Rechtgläubigkeit im Lande galt, ward jener auf das feierlichste als ketzerisches Gift verdammt, und sowol geistliche als weltliche Beamten, die für seine Anhänger galten, verloren ihre Stellen (1566).

Wie diese Bewegungen, im Norden der evangelischen Religion, ihre letzte Ursache in der Eigenthümlichkeit der Lehre von

der Rechtfertigung hatten, welche für den scharfen und gelehrten Denker, den spürsamsten Grübler und den Schwärmer, gleich verführerisch zur Bildung neuer Theorien, als wichtig für den Volksglauben war: so entsprang aus ihr auch eine neue heftige Gährung in dem Geburtslande der Reformation.

Schon der Kurfürst Johann Friedrich, der gepriesene Dulder, hatte noch den Gedanken gefaßt, in Jena eine hohe Schule zu errichten, um der ihm entrißnen zu Wittenberg, welche unter Moriz und dessen Nachfolger fortblühte, Abbruch zu thun. Der fehlgeschlagne Versuch, Melanchthon der neuen Anstalt zu gewinnen, wodurch jene ihrer höchsten Zierde und wahrscheinlich ihres ganzen Flors beraubt wäre, befeuerte den Haß wider dieselbe

und beschleunigte die Vorbereitungen für die Jenaische hohe Schule, deren Bestimmung Krieg wider Wittenberg seyn sollte. Darum wurde Flacius, der schon so wild wider Melanchthon eine Fehde geführt hatte, sogleich auf sie berufen, um ihr die entsprechende Seele einzuhauchen.

Natürlich mußte ihm die Lehre von der Rechtfertigung wieder Anlaß werden, den Fehdehandschuh der Wittenbergischen Schule hinzuwerfen, welchen dieselbe mit einer Bitterkeit und Heftigkeit aufnahm, wodurch sie sich für die Geduld entschädigen wollte, womit sie bisher so manches Unbild ertragen hatte.

Um dem Kriege sogleich eine besondre politische Wichtigkeit zu geben, beschloß Flacius, die Herzoge von Sachsen in demselben voranzustellen. Er beredete sie, ein

besondres Büchlein, wie ein ächt-evangelisches Manifest in die Welt ausgehn zu lassen, um dadurch zunächst ihre Unterthanen, dann alle gute Christen vor den Irrthümern zu bewahren, welche von Verführern unter die reine Lehre Luthers gemengt wären. Gegen die Wittenbergische Schule war es hier versteckter, dort mit der bestimmtesten Offenheit gerichtet. Besonders laut war in ihm der Jammer der Herzoge, daß eben nach der unglücklichen Niederlage ihres Vaters die ketzerische Pest das heilige Land der Glaubensverbesserung überschlichen habe.

Allein, indem die Meinung der Wittenbergischen Schule von der Beiwirkung des Menschen zu seiner Bekehrung, vor allen andern, als Irrlehre in diesem Büchlein aufgestellt wurde, entdeckte Flacius

mit so großem Erstaunen, als Unwillen, in Jena selbst, in dem theologischen Lehrer, Strigel, einen eifrigen und scharfsinnigen Vertheidiger derselben.

Der wilde Krieg, welcher nun in Jena selbst über diese Beiwirkung des Menschen zu seiner Bekehrung, über den Synergismus ausbrach, und welchen die Herzoge von Sachsen, besonders Herzog Johann Friedrich der Zweite, immer mit Gewaltstreichen durchkreuzten, brachte die Elemente der Lehre von der Rechtfertigung wieder in die lebhafteste Bewegung.

«Es mag mit Recht, sagte Strigel, für ein Werk Gottes gehalten oder der Einwirkung Gottes zugeschrieben werden, daß der Erdboden Früchte und Pflanzen trägt, die zu unserer Erhaltung unentbehrlich sind. Eben so ist auch der Glaube

und die Bekehrung ein Werk Gottes, das durch seine Kraft in der Seele des Menschen bewirkt wird. Aber die Art, womit Gott die Früchte der Erde erschafft oder aus der Erde hervorbringt, ist doch verschieden von jener, womit er Glauben und Bekehrung im Menschen wirkt; und unser Verstand und Wille verhält sich doch anders bei der Wirkung Gottes, als sich die Erde dabei verhalten kann.«

Dagegen sagte der derbste Gegner des Synergismus: »Durch sein Wollen und Sprechen wirket und thut Gott alles mit allen Kreaturen. Wenn Gott will und spricht, so wird Stein und Holz getragen, gehauen, und gelegt, wie, wann und wohin er will. Also, wenn Gott will und spricht, so wird der Mensch bekehrt, fromm und gerecht. Denn wie Stein und Holz

in der Hand und Gewalt Gottes sind, so ist auf ganz gleiche Weise der Verstand und Wille des Menschen in der Hand und Gewalt Gottes, so daß der Mensch schlechterdings nichts wollen und wählen kann, als was Gott will und spricht, entweder in Gnade oder in Zorn.«

So bestimmt diese Aussagen die ganze Kluft zwischen dem Synergismus und der Ansicht seiner Gegner bezeichnen, bedarf es doch, vorzüglich bei der letztern, einiger Erläuterung.

Als Luther ausrief, daß der Glaube allein seelig mache, war ihm jede Vorstellung willkommen, welche sein unendliches Gefühl von dem ungeheuren Abstande zwischen dem sittlichen Ideal und der wirklichen Beschaffenheit der Menschheit unterstützte. Jeden Gedanken ertrug er leichter,

als die Idee des römisch-katholischen Systems, daß die menschliche Würdigkeit einen bewegenden Einfluß auf Gott zur Ertheilung seiner Gnade haben könne. Ihr zu widerstreben, ergriff er die Augustinische Lehre vom gänzlichen Verderben des Menschen, und in der Hitze seiner frühern Streitigkeiten verfocht er eifrig andre Ideen, welche mit ihr zusammenhingen. Melanchthon sprach anfänglich einhellig mit ihm über diese Gegenstände, entfernte sich aber nachher eben so offen und bestimmt von des heiligen Augustins und Luthers Behauptungen. Das Verderben des Menschen, sagte er, sei nicht vollendet, die Empfänglichkeit für die Gnade Gottes sei nicht gänzlich in ihm erstorben, sondern sein Wille habe noch so viel von ursprünglicher Güte, daß er sich gegen

jene Gnade wenden könne, wiewol derselbe sogar kein Verdienst in sich trage, daß man ihm einen bewegenden Einfluß auf die Gottheit unmöglich zuschreiben könne.

Nie hat sich Luther auch zu jener Zeit, als er sich öfters gegen seinen Bruder Philipp verstimmt fühlte, über diese Abweichung von seinem System beschwert. Schon deshalb läßt sich vermuthen, daß er ihr, vielleicht unbewußt, wohlwollte. Auch that sie seinem Begriff von der Rechtfertigung gar keinen Abbruch, und rettete ihn von der schrecklichen Prädestinationslehre Augustins, welche mit der Lehre von der gänzlich verderbten Natur des Menschen zusammenhing. Ihr zufolge hatte Gott nach unerforschlichen Rathschlägen, deren Uebereinstimmung mit seiner Gerechtigkeit nur er einsehe, keine

allgemeine Erlösung des menschlichen Geschlechts beschlossen, sondern Millionen im voraus zur Seeligkeit, und andre Millionen im voraus zur Verdammniß bestimmt. In diesen letzten war die Macht des Bösen so groß, daß sie sich niemals gegen die göttliche Gnade hinwenden konnten.

Offenbar bekannte sich Strigel ganz zu der Theorie Melanchthons: der Synergismus der Wittenbergischen Schule und der seinige waren gänzlich einerlei. Seine Gegner aber beharrten bei der ersten Ansicht Luthers von dem menschlichen Verderben, wider welche derselbe sich wenigstens nie öffentlich erklärte, welche Veränderung auch in seinem Innern vorgegangen seyn mochte.

Nach dem Synergismus war die menschliche Natur freilich so verderbt worden,

daß sie aus eigner Kraft allein nicht mehr zum Guten emporstreben konnte, sondern der Geist Gottes mußte ihre guten Fähigkeiten aus dem Verderben, welches sich über sie gelagert hatte, vorher wunderbar erwecken und sie von neuem stärken. Dann aber wirkten sie mit der Kraft, die ihnen ursprünglich angeboren war, auch selbst zum Geschäfte des Heiles, und dieses kam nur durch diese eigene Beiwirkung, nicht allein durch den Geist Gottes, zu Stande.

Die Kämpfer wider den Synergismus hingegen achteten das Ebenbild der Gottheit, welches einst im Menschen gewohnt habe, für gänzlich vertilgt, und seine ursprüngliche Güte für ertödtet. Daher konnte keine eigenthümliche Kraft mehr in ihm seyn, welche dazu mitwirkte, etwas Gutes aus ihm zu schaffen; sondern

es mußte eine schlechterdings neue Schöpfung mit ihm vorgehn, in welcher er nichts, als die rohe Materie war. Auf seinen Willen kam es dabei gar nicht an. Die Gottheit nahm ihn, wie eine todte Bildsäule, welcher ein guter Geist eingehaucht wurde. Inzwischen bediente man sich dieser Vergleichung nur, um die gänzliche Unfähigkeit des Menschen zum Guten anzuzeigen, nicht einen absoluten Tod seines Willens. Vielmehr dachte man sich diesen höchst lebendig in seinem Streben zu dem Bösen.

Nach dieser Ansicht war man der schrecklichen Lehre Augustins von der Prädestination freilich sehr nahe, und es ward schwierig, eine Zurechnung vom Guten und Bösen, was der Mensch vollbrachte, auszumitteln. Doch konnte man sich ret-

ten, indem man freilich dabei beharrte, daß in der wirklichen Handlung der Wiedergeburt der menschliche Wille in keinen Betracht komme, und insofern alle Möglichkeit einer Zurechnung verschwinde; aber dagegen annahm, daß er nach der Umschaffung seiner Natur nun frei mit der ihm eingehauchten Kraft schalten, und über die Anwendung derselben zur Rechenschaft gezogen werden könne.

Inzwischen machten die heftigsten Gegner des Synergismus keinen Gebrauch von einem solchen Ausweg, und stürzten sich in das grause Schrecken der Prädestinationslehre, vor welcher ihre Leidenschaften nicht erstarrten, sondern durch welche ihre irrdische Flamme neue Nahrung zu gewinnen wußte.

Flacius und seine Genossen überwältig-

ten mit solcher Furie bald den gemißhandelten Strigel, aber vergaßen in derselben zu schnell alle Rücksichten der Klugheit, als daß ihr Reich in Jena hätte bestehn können. Sie fingen an, daselbst das Bannrecht nach seiner ganzen Strenge mit der frechsten Willkühr auszuüben, und drohten endlich, es sogar wider ihren Hof zu richten, als er seinen Unwillen über ihr Betragen zeigte. Die Herzoge sahn sich genöthigt, auf schmähliche Weise die Männer von Jena zu entfernen, durch welche sie Wittenbergs Flor vernichten wollten (1561).

Bei diesen Streitigkeiten dringt sich die Bemerkung auf, daß die Glaubensverbesserung, welche die Lehre der Religion wieder dem Herzen und gesunden Verstande des Menschen näher bringen sollte, und

eben dadurch Volkssache wurde, unmöglich dabei gewinnen konnte, wenn sogleich die ersten Reformatoren ihr Geschäft mit solcher Heftigkeit wieder in das Gezänke der Schulen hinüberspielten. Die Männer unter ihren Zeitgenossen, welche einen hellen, ruhigen Sinn und ein wahrhaftig religiöses Gemüth hatten, mußten an einem solchen Schauspiel einen besondern Ueberdruß, und sich versucht fühlen, den Werth der Reformation viel geringer anzuschlagen, als er sich im Lauf der Zeiten bewährt hat. Insofern waren Caspar von Schwenkfeld aus dem guten, edlen Geschlecht von Oßig in Schlesien, und seine Meinungen, eine nothwendige Erscheinung.

Er stand in der ersten Blüthe der männlichen Jahre, als Luther seine große Handlung begann. Nicht mit einer feurigen

Be-

Bewunderung staunte er sie an, wie etwas Unerwartetes, sondern hieß ihre Wirkung gut und beförderte sie in seinem Vaterlande mit dem stillen Gefühl einer großen Seele, daß er noch etwas höheres in sich selbst trage. Wehe that es ihm, daß man so ungemein viel auf das äussere Wort gab, und diejenigen als Christen pries, welche es auch nur in das Gedächtniß aufgenommen hatten. Er behauptete mit einem tiefgegründeten Recht, daß nur derjenige eine wahrhaftige Erkenntniß desselben besitze, bei welchem es ganz einerlei mit seinem Leben würde. Von jeher fühlten genialische Geister, daß wir nur das durchaus wissen, was unser ganzes Wesen durchströmt, und verachteten jene Kenntnisse, die blos Notizen genannt werden dürfen.

Da Schwenkfeld auf solche Art im Wandel der Menschen ein untrügliches äusseres Zeichen gefunden hatte, um zu prüfen, ob jemand die christliche Lehre wesentlich begriffen habe: so hielt er es nicht unmöglich, sein Ideal einer christlichen Kirche wirklich zu machen. An ihrem Wandel konnten sich ja die wahren Christen sogleich einander erkennen, und durch diese Erkenntniß mußten sie schon ein Bannrecht wider alle diejenigen ausüben, die zu dieser idealischen Gesellschaft nicht gehörten.

Besondre Gefahr für die Stiftung eines solchen reinen Christenthums schien ihm in der Art zu liegen, wie Luther seine Hauptlehren darstellte, z. B. daß der Glaube allein uns rechtfertige, daß wir keinen freien Willen besitzen, daß unsere Werke

nichts seien und Christus für uns genug gethan habe. Er verkannte nicht den Sinn, welchen sie ursprünglich für Luther hatten, und die Wahrheit, welche in ihnen lag; aber diese sei so ausgesprochen, daß sie dem großen Haufen eine Richtung im Leben verleihn müßte, wodurch das reine Christenthum unmöglich werde.

In die Fehde vom Nachtmahl verwikkelt, und von Luther, wie die Schweizer, gemißhandelt, aber auch ohnedies sicher durch dessen Weise empört, verbarg er nicht seinen Unwillen darüber, und fing an, von dem Beruf Luthers zur Glaubensverbesserung geringer wie bisher zu denken.

Allerdings hätte man, äusserte er dem Herzog von Liegniz, welcher ihn über zweckmäßige Einrichtung des Religionszustandes in seinem Lande befragt hatte, zu-

erst Ursache gehabt, Luther als einen Boten Gottes aufzunehmen, weil er die Gewissen von den unerträglichsten päbstlichen Bürden entledigt, und sich dazu des todten Buchstabens weidlich bedient habe; aber in der Förderung seiner Lehre müsse doch das, was menschlich sei, wieder wegfallen, und allein das göttliche bleiben. Auch halte er sich allzu lang beim Zerstören und Abbrechen auf, worüber es ihm schon oft begegnet sei, daß er auch guten Weizen mit dem Unkraut ausgerottet habe. Den guten Werken und dem Gesetz Gottes bräche er zu viel ab, und stellte dagegen einen todten unbeständigen Glauben auf. Daher komme es, daß seine Lehre so viel Blätter und so wenig Früchte habe. Jetzt schiene es sogar, daß Luther eine neue Tyrannei aufrichten und

die Menschen an seine Lehre binden wolle. Ihm zu fröhnen, sei verderblicher, als selbst wieder zu den Papisten zurückzukehren. Wie diese auf das Vertrauen der Werke, so führe jenes auf einen todten Buchstaben und einen trügerischen Glauben. Luther habe uns aus Aegypten durch das rothe Meer geführt, aber in der Wüste habe er die Kinder Israels sitzen lassen, und sie nicht in das gelobte Land gebracht. Er habe nur einen Haufen toller Leute losgemacht, für die es, so wie für das Ganze, viel besser gewesen seyn würde, wenn er sie an der Kette gelassen hätte.

Schwenkfeld hatte also beim Fortschreiten der lutherischen Reformation die Ansicht von ihr, daß es wenigstens für den Staat noch nicht entschieden sei, ob er dieselbe in sich aufnehmen solle; und welcher

heller, ruhiger Denker, der nicht selbst zu den Gottesgelehrten der evangelischen Parthei gehörte, hätte damals nicht eben so geurtheilt?

Nothwendig hing mit einer solchen Ansicht zusammen, daß Schwenkfeld, der sich für keine, sondern vielmehr wider jede der vielen gegen einander stehenden Partheien erklärte, von allen gehaßt wurde. Dies war die Ursache, daß er sein Vaterland verlassen mußte, und darin liegt auch der Grund, daß er, nachdem er sich zunächst nach Augsburg begeben hatte, mehr als dreißig Jahre seines übrigen Lebens hindurch von einem Orte zum andern flüchtig wurde. Allenthalben kündete er sich also an, daß keine Parthei auf ihn rechnen dürfe. Wenn dagegen die Wenigen, welche gleichfalls das Bedürfniß fühl-

ten, vom Faktionsgeiste frei zu bleiben, sich ihm anschlossen: so konnte man sie deshalb eben so wenig eine Sekte nennen, als ihn beschuldigen, daß er sich nur darum wider alle Partheien erkläre, selbst das Haupt einer zu werden.

Freilich blieb sein Schicksal, da er von einem lutherischen Orte zum andern wandelte, und täglich sich mit den Gottesgelehrten der Lutheraner umherstritt, nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten. Mit steigendem Unmuth bekämpfte er die unevangelische Herrschbegierde, und die unchristliche Verfolgungssucht der Theologen. Nach seinem wahrhaftig tiefsinnigen Urtheil, daß die wirkliche Erkenntniß einer Wahrheit das ganze Leben durchströmen müsse, konnte er selbst viele der berühmtesten evangelischen Gottesgelehrten nicht für Christen halten.

In den stürmischen Fehden, die wider ihn ausbrachen, sind ungemein schöne Beweise, welche hohe Achtung er verdiente. Wiewol viele Eiferer mit wiederholten Schlägen auf ihn losstürzen, leistet er allein jeglichem Widerstand, und beleidigt nie seine Würde, indem sich alle mehr oder weniger ungeberdig betragen. Luther vergaß sich so weit, daß er einem Boten, welcher ihm einen Brief und Schriften von Schwenkfeld gebracht hatte, einen offenen Brief mitgab, in welchem die Worte vorkamen: »Mein Bote, lieber Mensch, sage deinem Herrn die Antwort: (er) der unsinnige Narr, vom Teufel besessen, versteht nichts, und weiß nicht, was er lallet. Will er aber nicht aufhören, so lasse er mich mit seinen Büchlein, die der Teufel aus ihm speiet, ungeheiet.« Der so ge-

mißhandelte Mann verbarg vor aller Welt diese Urkunde unchristlicher Grobheit des Urhebers der Glaubensverbesserung. Auch Melanchthon ließ sich verleiten, wie seine übrigen Gegner, seinen Namen spottend zu verunstalten; und Schwenkfeld antwortete mit Hoheit: wirklich schmerze es ihn, daß auch Melanchthon mit seinem alten, ehrlichen Namen Schande treiben wolle. Sonst war es den Theologen leicht, wider einen Ketzer das Volk in Harnisch zu bringen; aber alle Sturmpredigten wider diesen Verdammten wirkten eher zu seinem Vortheil, als Schaden. Das Volk bezeigte ihm größere Theilnahme, und so bedeutende evangelische Fürsten, wie Philipp von Hessen und der Kurfürst von Brandenburg, verhehlten ihm nicht ihr Wohlwollen. An jedem Orte, wo er leb-

te, gesellten sich zu ihm eben die besseren Menschen, welche sich mit heißem Ernst nach dem reinen Christenthum sehnten, und niemals hat er, aus solchem Kerne der Christen um ihn her, Streitgenossen wider seine Verfolger geworben. In allen seinen Aussagen hat er keinen dieser letzten persönlich gekränkt, und seine Berichte über seine Händel mit ihnen ertragen, in Hinsicht auf ihre Wahrhaftigkeit, die schärfste Prüfung der Nachwelt.

Ein solcher Charakter ist schlechterdings über alle Zeitalter erhaben; und da das Gemüth nicht groß ohne den Geist seyn kann: so ist man geneigt, ein gleiches Lob seiner Einsicht zu geben. Allein der menschlichen Erkenntniß kann nie ein absolutes Lob widerfahren. Doch bestärkt schon Schwenkfelds Grundidee über das Chri-

stenthum, daß seine Blicke wenigstens über seine Zeitgenossen weggingen.

An seine Grundidee von der wahren Erkenntniß des Christenthums schlossen sich zunächst seine Meinungen über den Werth der heiligen Schriften, insofern sie ein äusseres Wort waren. Er nannte sie einen edlen Schatz, ein Zeugniß des christlichen Glaubens, welches aber ein verschloßnes Buch, mit sieben Siegeln verwahrt, demjenigen bleibe, der nicht in der Schule des himmlischen Meisters recht gelernt habe. Nur solchen, die eine heilige innere Kraft mit hinzu brächten, könne das Lesen der Schrift oder das Hören der Predigt Frucht tragen. Ermuntern könnte das Wort allenfalls den Trägen; aber wenn Luther es zu dem einzigen Gnadenmittel machen wollte, wodurch uns der

Geist Gottes mitgetheilt würde: so sei das eine Behauptung, welche sich in sich selbst zerstöre, indem jener schon auf uns hinabgestiegen seyn müßte, ehe wir das Wort fassen könnten. Selbst aber ein solcher Stachel für den faulen Menschen, und ein solcher heilbringender Klang für den Gerechten könne es nicht einmal werden, wenn die Prediger, die es verkündeten, nicht selbst von der innern Heiligkeit schon durchströmt wären; denn nur der vermöge eine Wahrheit mit Segen auszusprechen, bei welchem sie in Gemüth und Leben, nicht blos in Verstand und Gedächtniß und auf den Lippen wohne.

Mit dieser Ansicht Schwenkfelds von den heiligen Schriften, welche er eigentlich nur da schätzte, wo ihr Wort die innere sittliche Wahrheit verkündete,

hing nicht nur die höchste Duldung, sondern auch sein sehr freies Urtheil über alle äussere Dinge zusammen, welche durch den Buchstaben der Bibel Wichtigkeit bekommen hatten. Die Sakramente stellten sich ihm als etwas ausserwesentliches dar, und besonders hatte er an der Kindertaufe gar kein Behagen, weshalb er auch, indem er seiner unwürdig achtete, nicht alle seine Gedanken unerschrocken darzulegen, auch als Wiedertäufer verschrien wurde. Ueberhaupt bedeutete ihm die ganze äussere Kirche nichts, und er hielt es für thöricht, eine Masse von ungleichartigen Menschen durch ein Dogmensystem, durch gewisse Gebräuche so zu einer Kirche machen zu wollen, wie sie ein physisches oder bürgerliches Ganzes seyn mochten. Nirgends fand er die rechte Kirche zusammenge-

drängt; aber sein kirchliches Ideal war wirklich, nämlich in allen guten Menschen, durch welche Zeiten und Räume sie auch getrennt waren.

So unwidersprechlich es auf die Weise scheint, daß Schwenkfeld kühn, wie ein Denker der aufgeklärtesten Zeit, über Religion geurtheilt habe, ist doch unläugbar, daß er wenigstens Eine Meinung mit Liebe bewahrte, wodurch er seinem Zeitalter den Zoll erlegte.

Indem er die heiligen Schriften doch als ein Dokument von göttlicher Wahrheit gelten ließ, gerieth er in große Verlegenheit, wie er die Mysterien der Religion, die in ihnen behauptet waren, begreifen wollte.

Seinen ersten Versuch der Art machte er mit den Worten der Einsetzung im

Abendmal, und mit ihnen gelang es ihm noch so gut, daß er ihnen blos den Sinn beilegte: Christus habe mit ihnen sagen wollen, daß er Blut und Leib hingegeben habe, um geistlich so auf die Erwählten zu wirken, wie durch Essen und Trinken leiblich geschehn. Allein vierzehn Jahre später stellte er seine Theorie von der Vergötterung der menschlichen Natur des Heilands auf, und begab sich mit ihr in den Abgrund des Undenkbaren.

Er stieß sich zuerst an der grausen Vorstellung der lutherischen Lehre, daß Jesus zu einer Kreatur geworden sei. »Gott war ein Schöpfer Adams, aber nur die Quelle von Jesus, der in ihm von Ewigkeit empfangen ist:« war der Gedanke, wovon er ausging. Wirklich habe, dachte er weiter, sich die göttliche Natur mit der

menschlichen verbunden, durch eine wunderbare Handlung des heiligen Geistes in der Jungfrau Maria, und daher sei der Mensch Jesus, nicht auf die Art erzeugter Kreaturen, entstanden. Wirklicher Mensch sei der Heiland dessen ungeachtet geworden; aber durch seine Himmelfahrt sei seine menschliche Natur vergöttert, und wohne ewig in der Gottheit.

Wenn die lutherischen Gottesgelehrten dieser Hypothese das undenkbare vorwarfen: so bedachten sie nicht, daß alles, was sie über diesen Gegenstand behaupteten, gleich undenkbar für die menschlichen Kräfte war. Ueber die Mysterien der christlichen Religion wurde jeder zum Schwärmer, der eine Erklärung derselben versuchte, und da war keine Rettung, als den dürren Buchstaben der Schrift unangerührt zu

lassen.

lassen. Allein traurig war es, daß nun die schwärmerische Hypothese Schwenkfelds auf seine hellen, großen Ideen zurückwirkte, und auch ihnen die Farbe der Schwärmerei mittheilte.

Diese Bemerkung darf man nie vergessen, bei Schätzung seines Werthes, aber eben so wenig, daß er seine vortreflichen Gedanken viel früher hegte, als seine Schwärmerei, daß jene also, nicht diese, das Wesentliche seines Geistes ausmachten, daß er wegen jener vielmehr über die Reformatoren erhoben, als wegen dieser, tiefer, wie die hellsten unter ihnen, gestellt werden müsse. Uebrigens wäre durch ihn, wenn seine Schwärmerei auch nie eingetreten wäre, gewiß nimmermehr eine Reformation bewirkt worden. Solche Charaktere von vollendeter Form leben zu

sehr in der eigenen Anschauung, als daß sie Massen bewegen könnten. Nur wenn das Hohe einen Zusatz von gemeiner Leidenschaft hat, wie bei Luthern, reißt der idealische Sinn die irrdische Menge mit Macht hin.

Wenn Schwenkfeld wegen seiner Hypothese, wodurch er erklären wollte, wie die Gottheit zum Menschlichen geworden, und dieses wiederum vergöttert sei, als Schwärmer angeklagt wird, welches er schlechterdings verdienet: so befremdet in der Geschichte der protestantischen Theologie, daß andre als kalte, scharfsinnige und gelehrte Denker gelten, die offenbar eben so heillos schwärmten. Das auffallendste Beispiel in dieser Hinsicht ist Johann Kalvin, welcher die vornehmste Ursache zur Erneuerung des Sakramentstreites wurde.

Sein Ruhm in der protestantischen Kirche war schon bei Luthers Leben groß gewesen, und er hatte als lutherischer Theolog eine bedeutende Rolle gespielt, wiewol er den Namen eines solchen wegen seiner Meinung vom Abendmahl nicht ganz verdiente. Offenbar neigte er sich in derselben zu den Schweizern. Wider diese hatten Luther und seine strengen Genossen vorzüglich deshalb so heftig geeifert, weil die Lehre, daß Brod und Wein als symbolische Zeichen im Nachtmahl zu betrachten wären, leicht dahin führen konnte, dieses Sakrament überhaupt nur als ein Symbol anzusehn. Allein Kalvin hatte, welches der Grundidee Zwingli's auch gar nicht widersprach, doch immer angenommen, daß ein wirklicher Genuß des Leibes und Blutes von Christus, wenn gleich kein leib-

liches Essen und Trinken desselben, statt fände. Deshalb waren die lutherischen Theologen duldsamer wider ihn gewesen, als sich erwarten ließ. Doch war auch eine allgemeine Scheu, den Sakramentstreit wieder anzuheben. Offenbar hatte er der evangelischen Parthei schon großen Schaden gebracht; mehrere bedeutende Fürsten derselben grollten seinetwegen auf die Theologen, und wünschten sehnlichst, den großen Zwiespalt der evangelischen Welt gehoben zu sehn; sehr viele der lutherischen Gottesgelehrten hatten sich in der Stille der schweizerischen Vorstellung mehr genähert. Darum blieb Luther allein auf dem Kampfplatze, als er kurz vor seinem Tode wieder ungestüm gegen die Schweizer losbrach. Unmittelbar nachher verschlangen der schmalkaldische Krieg

und die Gefahr, welche dann das ganze Daseyn der evangelischen Parthie bedrohte, jegliche andre Besorgniß. Auch hatte Kalvin seine Abweichungen von der lutherischen Lehre über das Abendmahl, wenn auch nicht versteckt, wenigstens nicht auf eine schneidende Weise dargelegt.

Allein im Jahr 1549 richtete er eine Vergleichsformel mit den Schweizern auf, und mußte schon dadurch die lutherischen Theologen aufregen. Auch bestritt er nun ohne Rückhalt die Irrthümer, welche in Luthers Meinung vom Genuß im Nachtmahl liegen sollten.

Sowohl in jener Vergleichsformel, als während der Fehde, die er nun führen mußte, entwickelte er folgende Ideen.

Wer im Sakrament das Brod und den Wein nach der Einsetzung des Hei-

lands genießt, wird mit diesen Zeichen zu derselben Zeit mit seinem Fleisch und Blute geistlich gespeiset. Der mündliche Genuß ist gleichsam das Unterpfand, daß nun eben auch der geistige vollbracht werde. Dieser geistige Genuß aber, dessen Organ der Glaube, ist nicht blos eine Wirkung der Phantasie oder des Gedächtnisses, nicht selbst wieder etwas symbolisches, sondern er geht unmittelbar aus dem Fleisch von Christus in die Seele, welche lebendigmachende Kraft des Fleisches fortdauernd in jede gläubige Seele insbesondere ausfließt. Durch eine der wundervollen Einrichtungen der göttlichen Oekonomie sollte sich das Leben, das aus der verborgenen Quelle der Gottheit ausfließt, zuerst in das Fleisch von Jesus ergiessen, um alsdann erst aus diesem in

uns überzuströmen. Uebrigens setzt dieser wahrhaftige Genuß des Leibes von Christus keine substantielle Gegenwart desselben voraus, denn man darf ihm weder eine lokale, noch überall verbreitete Gegenwart beimessen. Er wohnt im Himmel und gießt von dort seine belebende Kraft aus, wie die Sonne ihre Stralen.

Nach dieser Hypothese wich also wesentlich Kalvin von der lutherischen Lehre über das Nachtmahl darin ab, daß er keinen mündlichen Genuß des Leibes des Heilands durch Brod und Wein, und keine lokale Gegenwart desselben im Abendmahl zugab. Diese letzte, sagte er, würde ja voraussetzen, daß der Körper von Christus an mehrern Orten zugleich seyn könne, welches der Natur eines Körpers widerspreche, so wie der immerwährende münd-

liche Genuß jenes Leibes auch einen nie zu erschöpfenden Umfang desselben voraussetze, welchen wiederum die physische Natur nicht gestatte.

Wenn nun seine Gegner, unter welchen Prediger Westphal in Hamburg zuerst den Fehdehandschuh aufgenommen hatte, über die Verwirrung schrien, die er durch Philosophie und Physik in der Theologie anrichten wolle; so hatte er gewiß kein Recht, vornehm auf sie herabzusehn, und den Unterschied vom Unbegreiflichen und Undenkbaren für sich anzuführen, indem jenes nur auf dergleichen deute, was nach Gesetzen der Vernunft und Physik unerklärlich, dieses auf solches, was wider dieselben sei. War denn seine Träumerei von dem Leibe des Heilands, der im Himmel, also auch lokal, wohnet, und von

dort seine Kraft auf alle Gläubige, also auch unerschöpflich, herabströmt, und dies durch die unendlichen Zwischenräume, und unsichtbar, ein Körperliches auf Seelen: war sie nicht auch wider alle physische Gesetze, nicht auch etwas vollkommen Undenkbares, nicht blos Unbegreifliches?

Ohne Zweifel war also Kalvin ein ungeheurer Schwärmer, wie jeder werden muß, der die Mysterien der christlichen Religion erklären will. Wer dagegen sie mit dem dürren Buchstaben einer Urkunde annahm, wie der orthodoxe Lutheraner, dem mußte man die Göttlichkeit dieser Urkunde ableugnen, oder ihm Recht geben, ohne ihn der Schwärmerei beschuldigen zu können. Die Einsetzungsworte des Abendmahls mußte man eigentlich nehmen, oder so rein vernünftig, daß gar

nichts wunderbares blieb; aber sie blos figürlich achten, um doch alles undenkbar zu lassen, wie Kalvin that, war schwärmerisch und zwecklos.

Im Geiste Kalvins dachte auch Albrecht Hardenberg, Prediger am Dom zu Bremen, über den Genuß im Abendmahl; aber schwerlich wäre er bei seiner Sittenfreundlichkeit, bei der Unbescholtenheit seines Wandels, bei seinem vorsichtigen Scharfsinn, welcher das Abweichende seiner Meinung von der lutherischen Lehre schonend darlegte, und bei dem freien, gesunden Sinn der bremischen Bürgerschaft, bittern Verfolgungen ausgesetzt gewesen, wenn nicht Kalvins Vergleich mit den Schweizern eben jetzt die lutherische Welt aufgeregt hätte, und der Prediger Johann Timann in Bremen der rüstigste Streitgenosse Westphals gewesen wäre.

Diese Parthei wollte schlechterdings nicht zugeben, daß die Kalvinisten sich geberdeten, wesentlich mit der lutherischen Lehre über das Nachtmahl einzustimmen, indem sie eine wirkliche Gegenwart des Heilands im Sakrament annähmen, sondern verlangte, daß die ganze Lehre des seeligen Luthers, also vor allem angenommen werden müßte, daß Christus körperlich im Brode gegenwärtig sei und unter demselben genossen werde. Damit verband sie auf das innigste die Lehre von der körperlichen Allenthalbenheit oder Ubiquität des Heilands, und wollte, daß derjenige, welcher diese leugnete, von der Grundidee der lutherisch-kirchlichen Kirche abweiche. Allein durch nichts verlor Timann so sehr, als durch diese Verbindung. Indem kein Wort der heiligen Schriften

die Ubiquität gebot, konnte er sich nicht damit rechtfertigen, daß die Gegenwart von Christus an so verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten dieselbe nothwendig voraussetze. Wer, ohne gedrängt zu seyn vom eigentlichen Buchstaben der Bibel etwas Undenkbares annahm, um das Undenkbare, was in jenem Buchstaben lag, zu erklären, war schlechterdings ein Schwärmer.

Bei den Bewegungen, die aus der Fehde der Prediger über die Lehre vom Nachtmahl entstand, betrug sich der Ausschuß des Senats, welchem die Untersuchung und Beilegung derselben aufgetragen war, anfänglich mit Weisheit. Er wollte nur die reine lutherische Lehre in der Stadt walten lassen, und zeigte sich erfreut, als er von Hardenberg das be-

stimmte Bekenntniß vernahm, daß eine wahre und wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes von Christus im Abendmahl statt finde. Um die Ubiquitätslehre waren die Laien wenig bekümmert.

Sie von der wesentlichen Wichtigkeit derselben allmählig zu überzeugen, war nun das eifrigste Geschäft von Timann und seinen Streitgenossen. Fast von allen bremischen Kanzeln ertönten Warnungen vor dem gefährlichen Irrthum, welcher diese Lehre umgehn wolle, bis Hardenberg durch Andringen seiner Freunde und um seiner Gemeine willen sich gezwungen sah, in einer öffentlichen Predigt die Ubiquitätslehre als streitend mit Vernunft und Schrift darzustellen, und zu zeigen, daß sie mit der wahren Gegenwart des Körpers von Christus im Sakrament des Nachtmahls gar nicht zusammenhange.

Er betheuerte nochmals, daß er an dieser wahren Gegenwart nicht zweifle, und benahm sich mit solcher Gewandtheit und Mäßigung, daß es seinen theologischen Gegnern vielleicht nicht gelungen wäre, den Punkt, worüber sie ihn eigentlich befehdeten, deutlich und wichtig zu machen, wenn sein vertrauter Freund und Beschützer, der Burgemeister von Büren, nicht zuerst den Schleier zerrissen hätte.

Im Bewußtseyn seiner überlegenen Kenntnisse und Talente, und im Besitz des größten Ansehns bei der Bürgerschaft, glaubte dieser auch theologischen Gegnern hinlänglich gewachsen zu seyn, und den Eindruck, weder für sich, noch für Hardenberg, fürchten zu müssen, welchen die offne Erklärung, was sie beide nicht glaub-

ten, auf den Rath und die Stadt ohne Zweifel machte. Deshalb erklärte er, in voller Versammlung des ersten, daß man nicht in dem Wahn stehn müsse, als ob er und der Domprediger auch eine fleisch-liche Gegenwart des Heilands unter dem Brode annähmen, und bewirkte durch diese Erklärung, was Timann und seine Gehülfen vergebens bezweckt hatten, daß der größte Theil des Raths einen entschiedenen Verdacht der Irrlehre wider Hardenberg faßte. Auch wurde Büren selbst sogleich von der Deputation ausgeschlossen, welche die Religionssachen besorgte, und nicht lange nachher bezeugte der Rath, daß er nun mit seinen Predigern vereint wider Hardenberg stehe, welcher nicht länger in der Stadt geduldet werden solle, wenn er nicht mit jenen ein Bekenntniß über die Nachtmahlslehre ablege.

Vergebens wünschte der befeindete Mann, sein Amt aufzugeben. Selbst mehrere Glieder des Kapitels widerriethen lebhaft diesen Schritt, der seiner unwürdig sei. Wirklich hoffte er auch noch auf Frieden, als der Senat seinem Andringen, die wittenbergische hohe Schule über sein Bekenntniß entscheiden zu lassen, wenigstens einigermaßen Gehör gab, indem er, freilich partheiisch genug, ein solches Bedenken nur über die Rechtgläubigkeit der Bekenntnisse seiner Prediger von dort einholte.

Es war wol in der wittenbergischen Antwort gesagt, daß diese Bekenntnisse, in welchen die Ubiquitätslehre nicht prangte, dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse und der bisherigen Lehre angemessen wären; aber zugleich war auch angedeutet,

daß

daß man keine fremdartige Lehren in den Artikel vom Abendmahl mischen und bei den bisherigen bewährten Formeln in demselben beharren möchte; eine Anspielung, welche die bremischen Prediger unmittelbar traf.

So goldenes Lob nun auch die benachbarten geistlichen Ministerien diesen letzten zollten, blendete es nicht die Bürgerschaft, an welche, der Verfassung gemäß, die Angelegenheit gebracht werden mußte; und wiewol der Bürgemeister Kenckel in seinem Vortrag daran ängstlich erinnerte, daß die Sakramentirer von dem augsburger Religionsfrieden ausgeschlossen wären: so faßte die Mehrheit der Bürger doch einen sehr gediegenen Schluß, wodurch alle List des Senats zu Schanden wurde. Die Fehde, sagte dieselbe, scheine noch

unentschieden zu seyn, und betreffe zu tiefe Dinge, als daß sie von der Bürgerschaft geschlichtet werden könne. Ein solcher Handel gehöre vor eine hohe Schule, wohin man die streitenden Partheien selbst, oder ihre Schriften senden solle. Vor allen möge man die wittenbergische wählen, von wannen die reine Lehre gekommen sei, und wo der Mann noch lebe, welcher das Augsburger Glaubensbekenntniß verfaßt habe. Im voraus müsse man aber festsetzen, daß diejenige Parthei, wider welche Wittenberg entscheide, sogleich vom Lehramt entfernt werden solle, und beiden Theilen ernstlich bedeuten, solche hohe Fragen, die weit über den Begriff des gemeinen Mannes seien, nicht mehr auf die Kanzel zu bringen, und sich besonders des ungebührlichen Lästerns auf einander zu enthalten.

Dieser freie, edle Geist der Bürgerschaft zwang die Mehrheit des Senats, welche aus redlichem Eifer oder Leidenschaft, wider Hardenberg und seinen Freund den Burgemeister von Büren feindlich war, mit großer Vorsicht wider dieselben zu handeln. Am wenigsten war man gesonnen, die Fehde in Wittenberg entscheiden zu lassen, und Timann und seine Genossen, welchen man das Lästern freilich hatte verbieten müssen, gossen nun erst ihr volles Feuer der Verfolgung von den Kanzeln, ohne daß der Rath es ihnen wehren wollte, oder zu wehren wagte.

Wenn die Eiferer im Senat und im Predigtamte es unmöglich fanden, in Bremen selbst die vortrefliche Gegenparthei zu verschlingen, so gelang es vielleicht durch Minen, womit sie dasselbe umzogen,

welches nicht schwer wurde, da der sogenannte ächt lutherische Feuergeist am wildesten in Niedersachsen regierte.

Da beschworen die Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg mehrere große Fürsten bei dem Himmel, daß sie die zwinglische Ketzerei dämpfen wollten, die sich in Bremen aufthue; da gelangte ein Strafbrief des Königs der Dänen an den Rath, daß er die Kirche des Wolfes entledigen möchte, und die Herzoge von Sachsen ermahnten ihn, daß Hardenberg schleunigst aus der Stadt und ihrem Gebiete geschafft würde; da bedrohten, im entgegengesetzten Fall, sogar einzelne geistliche Ministerien Bremen mit den hereinbrechenden Strafgerichten Gottes.

Unter diesen Bewegungen war Timann gestorben; aber ungleich furchtbarer war

der neue Anführer, welchen seine Parthei nach Bremen berief, Tilemann Heßhuß, der durch seinen wilden Feuereifer, mehr für seine Herrschsucht, als für das reine Lutherthum, sich kaum in der Pfalz gestürzt hatte. Er verwarf kein Mittel, welches ihn seinem Ziel näher bringen konnte.

Zwei Erscheinungen bezeichneten sogleich seinen Einfluß. Der Senat ließ die Bürger Mann vor Mann auf das Rathhaus fodern, damit jeder erklären sollte, ob er in der Lehre vom Nachtmahl es mit Hardenberg oder mit den übrigen Predigern halte, wobei ihnen zuvor bedeutet wurde, daß jener durchaus den Zwinglianismus lehre, und der Rath schlechterdings bei dem reinen lutherischen Glauben beharren wolle, um nicht vom

Religionsfrieden ausgeschlossen, vom Reich und von Gott verdammt zu werden. Vergebens hatten Büren und vier Glieder des Senats mit ihm auf das lauteste wider dies unerhörte Verfahren gesprochen, welches der Freiheit der Bürger und der Verfassung Eintrag thue. Allein man ging noch weiter, und gab zu, daß die Prediger alle diejenigen, welche Hardenbergs Predigten im Dom besuchten, oder sonst als Anhänger desselben verdächtig waren, weder zum Abendmahl, noch als Gevatter bei der Taufe zuließen, wenn sie der gottlosen Meinung jenes Irrlehrers nicht vorher entsagen wollten.

Dennoch blieb es wegen des Geistes der Bürgerschaft sehr zweifelhaft, ob es je gelingen werde, Hardenberg ganz zu unterdrücken, bis der Erzbischoff selbst,

theils um denselben vor der äußersten Gewalt zu schützen, theils um nicht selbst in eine gewaltsame Fehde mit dem Senat verwickelt zu werden, die Angelegenheit auf den niedersächsischen Kreistag spielte.

So zögernd anfänglich die Schritte auf diesem waren, konnte sein letztes Urtheil doch nicht ungewiß werden. Diese Richter hingen doch in ihrer Meinung von den niedersächsischen Theologen ab, und unter diesen waren die heftigsten, offenbarsten Gegner Hardenbergs. Sie fanden sich persönlich auf dem Kreistag ein, und so erfolgte der Kreisschluß (1561. Febr. 8.): daß Doktor Albrecht Hardenberg wenigstens binnen vierzehn Tagen vom Predigtamt entlassen, und aus dem ganzen niedersächsischen Kreise verwiesen seyn sollte, jedoch unbeschadet seiner Ehre.

Auch wurde er nicht als entschiedener Ketzer in dem Schluß betrachtet, sondern es hieß nur, daß sein Bekenntniß in einigen Punkten zweifelhaft und etlichermaßen dem Augsburgischen zuwider gewesen sei, welchem der Glaube der bremischen Prediger eben so gemäß, als mit der im Kreis angenommenen Lehre einig, befunden worden. Als eigentlicher Verdammungsgrund wurde blos die Gefahr angegeben, womit jene durch ihn veranlaßte Händel Niedersachsen bedrohten.

Mit Hardenbergs Abzug, welcher in der Nähe, im westphälischen Kreise, Freunde und Beschützer genug und ein ruhiges Leben fand, war die Ruhe in Bremen nicht wiederhergestellt. Man hatte dahin einen der Eiferer, welche die sächsischen Herzoge von Jena verbannten, nehm-

lich Musäus, berufen. Was ihm dort mit Schmach entrissen war, das volle Bannrecht wollte er hier dem Predigeramte sogleich beimessen.

So willkommen dieses Schwert in der Hand der Priester dem Rath insofern seyn mochte, als es wider den Burgemeister von Büren zunächst gebraucht werden sollte, so furchtbar konnte es auch überhaupt für die weltliche Obrigkeit werden. Er widerstrebte daher der Heftigkeit, womit sich die Prediger des unbeschränkten Bannrechtes bemächtigen wollten, und machte nur ein Edikt bekannt, nach welchem jeglicher, der Hardenbergs Ketzerei vom Nachtmahl noch hege, sogleich aus der Stadt zu schaffen sei. Dies galt vorzüglich dem Burgemeister von Büren, welcher nach der Ordnung bei dem nahen

Regierungswechsel Präsident der Stadt werden mußte. Schon die niedersächsische Kreisversammlung, in welche man ihn berief, hatte ihn gewarnt, die Irrlehre fahren zu lassen; allein auch jetzt, in seiner Protestation wider jenes Edikt, bekannte er sich entschlossen als Hardenbergs Freund und Anhänger. Man erklärte dann, daß ihm das Regiment nicht entstehn werde, wenn er nur die Religionssachen dem ganzen Rath überlassen wolle. Allein er verlangte alle gesetzlichen Rechte eines präsidirenden Burgemeisters. Am neunzehnten Januar 1562 erschien er von mehr als viertausend Bürgern begleitet, auf dem Rathhause: leicht erzwang er die volle Zulassung zu der ihm gebührenden Würde, ohne daß irgend eine Gewaltthätigkeit ausgeübt wurde. Auch bestätigte der Rath

drei Tage nachher einen Vertrag, welchen Büren wegen der Religionssache aufstellte.

Nachdem Musäus und sein wütendster Amtsgenosse aus der Stadt verwiesen waren, nachdem zwölf andre Prediger, die ihre Entlassung foderten, dieselbe sogleich erhalten hatten, fühlte sich die Mehrheit des Senats, die mit ihnen zusammenhing, in Bremen vernichtet, und entwich still aus der Stadt, drei Monate nach Aufrichtung jenes Vertrages. Sie nahm öffentliche Gelder und Urkunden aus dem Archiv mit: offenbar wollte sie den wahren bremischen Senat vorstellen. Auch vertheilte sie sich sogleich im ganzen niedersächsischen Kreise, um ihn für sich, wider die ketzerische Stadt, in Bewegung zu bringen.

Da kündigten Hamburg und Lübeck den Bremern jede Handelsverbindung auf, da nahm Danzig ihre Güter und Schiffe in Beschlag, da sperrten viele Stände des niedersächsischen Kreises ihnen ihr Gebiet, und verwehrten ihnen, so weit möglich, Zufuhr an Lebensmitteln. Büren aber und die Bürgerschaft blieben unbewegt, und nach sechs Jahren waren die ausgetretenen Rathsglieder zufrieden, wenn sie mit Verzicht auf ihre Würden nur wieder in die Stadt aufgenommen wurden. Zwei blieben ausgeschlossen, weil man zweifelte, sie wider den Haß des Volks schützen zu können, und alle mußten einen neuen Bürgereid schwören.

So tief sie und ihre Prediger in Schatten stehn, wenn man ihr Treiben mit dem wahrhaftig großen Betragen der Bürger-

schaft, der kräftigen Weisheit Bürens, dem ruhigen Scharfsinn Hardenbergs vergleicht, darf man dennoch, selbst um sie nicht durchaus unbegreiflich zu finden, nicht vergessen, daß ihr Eifer ursprünglich für den derben Buchstaben der Einsetzungsworte kämpfte, und daß auch Hardenberg, welcher denselben nicht in seiner Derbheit nahm, und keinen fleischlichen, mündlichen Genuß des Körpers von Christus wollte, jene Worte um nichts denkbarer machte, indem er sich von ihnen entfernte. Tilemann verlor gegen ihn, weil er sich in die Ubiquitätslehre verirrte, wovon sich Heßhuß klüger zurückzog, mit welcher unbesonnenen Wuth er auch sonst in allen Streit vordrang.

In der Pfalz hatte dieser zuerst seinen Charakter enthüllt, nachdem er, vorzüglich

auf Melanchthons Empfehlung, an die Spitze der Gottesgelehrten zu Heidelberg und der pfälzischen Kirchen berufen worden. Weil er noch ein junger Mann war, hatten sich seine Vorstellungen über manche Hauptlehre damals vielleicht noch nicht entschieden bestimmt, und weil er von Ehrsucht glühte, mußte sein geistlicher Stolz an diesem Platz um so mehr Einfluß auf die Bildung derselben haben. Zum Unglück für die Ruhe der protestantischen Kirche, entdeckte er an dem unruhigen Klebiz, welcher, wiewol nur Diakonus, sich ihm stets entgegen stellte, keine andre Seite zum Angriff, der ihn vernichten sollte, als eine Neigung zu der kalvinischen Lehre von der Gegenwart des Heilands im Nachtmahl.

Zwischen zwei so rüstigen Gegnern war

der Kampf bald so wild geworden, daß sie auch der weltlichen Obrigkeit nicht mehr achteten, und der Kurfürst Friedrich der Dritte sich gezwungen sah, sie deshalb ihrer Aemter zu entsetzen, ohne über die Wahrheit ihrer Meinungen im geringsten zu entscheiden. Nur hatte ihn diese Fehde das Bedürfniß fühlen lassen, daß es wirklich zur Entscheidung darüber kommen müsse; denn ohne dieselbe mochte die Ruhe der pfälzischen Kirche immerfort neuen rüstigen Kämpfern preisgegeben werden.

In dieser Lage wandte sich der Kurfürst an Melanchthon, um durch dessen sanften, weisen Sinn geleitet zu werden, und vorzüglich vom Urheber der Augsburgischen Konfession zu vernehmen, was sie über den streitigen Lehrpunkt eigentlich bestimmt habe.

Nichts hatte den hochverdienten Genossen Luthers tiefer geschmerzt, als die unseelige Fehde über die Gegenwart des Heilands im Sakrament, und sein sehnlichster Wunsch war immer geblieben, daß man sich nur solcher Formeln bedienen möchte, wodurch die streitigen Vorstellungen beider Partheien umfaßt werden könnten. Der Ausdruck des Augsburger Glaubensbekenntnisses, daß man mit dem Brod und Weine den Leib und das Blut von Christus empfange, schien ihm mit Recht dazu vorzüglich geeiguet. Um indessen jenem Wunsch nicht entgegen zu arbeiten, achtete er es für schlechterdings nothwendig, geheim zu halten, welche Vorstellung über den befehdeten Punkt er selbst liebe. Daher bediente er sich immer solcher Ausdrücke, die dem Gedanken, von einer leiblichen

lichen Gegenwart des Heilands, von einem mündlichen Genuß seines Leibes eben so wenig widerstrebten, als der kalvinischen Vorstellung, und nur seine gelehrten Freunde wußten, daß er dieser letzten wohl wollte, welches erst dann lautbarer wurde, als der wilde Eifer, die Rechtgläubigkeit der evangelischen Lehre an die derbe ächt lutherische Formel zu binden, ihm die Erklärung abzwang, daß man dazu kein Recht habe.

In diesem Geiste rieth Melanchthon auch dem Kurfürsten von der Pfalz, daß er seinen Theologen und Predigern das Streiten über die Art der Gegenwart des Heilands im Abendmahl schlechterdings verbieten, und sie zum Gebrauch einer solchen Formel, welche selbst den streitigen Punkt unberührt lasse, insgesammt verpflichten solle.

Das Gutachten Melanchthons war also auf den Geist der Duldung berechnet, und der Kurfürst ging wenigstens insofern in denselben ein, daß er seinen Gottesgelehrten und Predigern zum öffentlichen Vortrag die Formel vorschrieb, daß der Leib von Christus mit dem Brod empfangen werde, oder den Ausdruck des Apostels Paulus, daß das Brod die Gemeinschaft des Leibes von Christus sei. Allein wer da wußte, daß er selbst, so wie die Mehrheit der Prediger, die kalvinische Vorstellung begünstige, der zweifelte nicht, daß diese mit der allgemeinen Formel allgemein werden sollte, und die pfälzische Kirche schon als kalvinisch betrachtet werden konnte. Dennoch durfte man nicht mißbilligen, daß die Prediger, welche nur vom Genuß des Leibes des Heilands in

und unter dem Brode reden wollten, von ihren Aemtern entlassen wurden (1559).

So drohend die Wuth der ächt lutherischen Eiferer über dieses Ereigniß, vorzüglich aus Niedersachsen her, hallte, blieben alle ihre Bewegungen doch unbedeutend gegen den stillen entschloßnen Schritt, welchen die würtembergischen Theologen wegen der Veränderung in der Pfalz noch in demselben Jahre thaten. An ihrer Spitze stand Brenz, einer der ersten Streitgenossen Luthers wider die Schweizer, doch sein weiteres Leben hindurch, auch wegen seiner Friedensliebe, hochgeachtet. Allein der Haß wider die schweizerische Lehre, welcher so viele Jahre geschlummert hatte, erwachte wild in ihm bei dem Triumph, welcher ihr in der Pfalz bereitet war. Zur Gegenwirkung, zu einem noch entschie-

denern Siege der ächtlutherischen Vorstellung, bewirkte er, daß diese mit ihren derbsten Bestimmungen und sogar mit der Ubiquitätslehre als einzig richtiges Dogma für das würtembergische Land verkündet wurde.

Jetzt konnte Melanchthon nicht mehr hoffen, durch Formeln, unter welchen beide Partheien ihre streitigen Vorstellungen über das Nachtmahl ausgedrückt finden mochten, dem vollendeten Zwiespalt in der deutschen evangelischen Kirche noch vorzubeugen, und dem Grabe nahe, mußte er jede Furcht vor Menschen verlieren. Auch war er nun fest zu einem öffentlichen bestimmten Bekenntniß über die Nachtmahlslehre entschlossen, aber der Tod entnahm ihn jetzt allen Fehden.

Nachdem auch der Stern untergegangen

war, welcher in aller trüben theologischen Verwirrung noch geleuchtet hatte, fühlten besonders die Fürsten im evangelischen Lande mehr als jemals das Unbequeme ihres Verhältnisses zu der Kirche. Sie wollten dem ursprünglichen Geiste der Glaubensverbesserung, besonders dem augsburger Glaubensbekenntniß, welches die Urkunde auch ihrer politischen Existenz war, schlechterdings treu bleiben, und von Melanchthon hatten sie darüber Aufschluß hoffen können, wenn das Geschrei der Theologen sie verwirrte. Auch fühlten sie, wie sehr sein hoher Geist des Friedens die evangelische Kirche ehrte, und ihnen einigermaßen die Schaam linderte, welche die Schadenfreude der Katholiken an dem evangelischen innern Krieg ihnen abzwingen mußte.

Mit solcher Ansicht der theologischen Händel betrieben auch mehrere von ihnen, selbst mit Leidenschaft, die wiederholten Versuche, einen Frieden zwischen den protestantischen Theologen zu schließen, die zuletzt nur zwei große Hauptpartheien bildeten, wovon die eine, zum Theil nach dem Eiferer Flacius benannt, den nackten Ausdruck der heiligen Schrift und den strengen lutherischen Buchstaben, nebst den Vorstellungen, welche sich für sie demselben nothwendig anhingen, als unverletzliche Norm annahm: indem die andere mildere, welche immer auf Melanchthon als ihr Haupt geblickt hatte, im vorstrebenden Geiste der Reformation handelte, und des Friedens halber wol bestimmte Formeln der Kirche, doch für die Vorstellungen einen weitern Raum wollte. Jene

erste Parthei konnte nicht dulden, konnte nicht mit sich handeln lassen, sie mußte Alles haben oder vernichtet werden; diese zweite aber konnte vielfache Friedensgeschäfte begünstigen, wenn jene inkonsequent werden wollte. Ohne Zweifel verstand sich aber die mildere Seite viel besser auf den Zweck der Reformation, als ihre Gegner, welche offenbar ein neues Priesterthum bezweckten.

Darum hätten die Fürsten diese strengen Gottesgelehrten keinesweges begünstigen sollen. Gegen das heftige Streben nach dem schrecklichen Bannrechte mußten sie so schon ihre Macht richten. Allein der Ruhm, ein ächtlutherischer Fürst zu seyn, war auf der andern Seite nichts leeres. So lange es eine Kirche giebt, und einen Staat, welcher mit ihr verbunden

ist, muß sie dahin streben, auch auf der Gleichheit der Vorstellungen ihrer Bekenner zu ruhen.

Indem bei solchem Charakter der Partheien und solchem Stande der weltlichen Macht alle Friedensvermittlungen zwischen den protestantischen Theologen fruchtlos geblieben waren, mußte ein Mann, wie Jakob Andreá, mit seinem großen Friedensentwurf und seinem Eifer, ihn zu vollführen, den Fürsten eine willkommne Erscheinung werden.

Seiner heiteren Ansicht der Welt war alles Düstere auch in der Religion zuwider, und seinem hellen Blick in das Gewebe menschlicher Vorstellungen und Leidenschaften entging nicht, wie durch unbemerkte Leitung dieselben auf den Punkt gebracht werden können, welchen sie mit

Haß fliehen. Es hatte den höchsten Reiz für ihn, sich als Künstler den Menschen zum Stoff zu wählen. Wo fand er diesen reicher, als in den Gedanken und Leidenschaften der evangelischen Gottesgelehrten? und wo seine heitere Liebe zum Frieden mehr aufzuräumen? Dabei konnte er als Kanzler von Tübingen, also in jenem Lande, wo der strenge lutherische Buchstabe, und noch mehr als solcher, zur Glaubensregel gemacht war, den lutherischen Eiferern nicht verdächtig seyn; sein milder Geist empfahl ihn der entgegengesetzten Parthei, und seine Gelehrsamkeit hatte ihm schon die Achtung beider gewonnen.

Unter fünf Artikel hatte er die streitigen Lehrpunkte gebracht. Die ersten vier handelten von der Rechtfertigung, von

guten Werken, vom freien Willen und von den sogenannten gleichgültigen Dingen, die bei der Umgestaltung des Interim für die sächsische Kirche in Anregung gekommen waren. Schlau genug hatte er die Nachtmahlslehre in den Hintergrund gestellt, damit zur Ausgleichung der ärgsten Fehde die schon etwas versöhnten Gemüther gelangten. Selbst aber den fünften Artikel hatte er so gefaßt, daß auch die strenge Parthei, von welcher er besonders Widerstand erwarten mußte, sich damit begnügen konnte.

Allein Andreä, welcher unermüdet in persönlicher Verhandlung und in Reisen durch das evangelische Deutschland war, erfuhr bald, wie sehr es seinen Artikeln schadete, daß sie die seinigen waren, wiewol er bescheiden genug sie nur wie einen Ent-

wurf hingab, aus welchem die allgemeine theologische Einsicht etwas bilden sollte; und eben so bald, daß weder die strenge, noch die milde Parthei eine Vermittlung wollte. Jene bestand darauf, daß die Irrthümer, welche bei den angenommenen Formeln sich einschleichen könnten, auch in den Artikeln verdammt werden müßten, und die wütendsten Eiferer von solcher Seite, die Theologen in Jena, zu welchen Heßhuß jetzt gehörte, erklärten sogleich unaufgefodert, daß sie mit dem Friedensstifter nichts zu schaffen haben wollten. Die wittenbergischen Theologen wollten dagegen von keiner Uebereinkunft etwas wissen, bei welcher nicht eine Sammlung der Hauptschriften Melanchthons, welche sie schon zum Normativ der Lehre in den kursächsischen Kirchen gemacht hatten, auch als solches anerkannt würde.

Unter diesen Umständen hätten die beispiellose Thätigkeit Andreä's, seine große Kunst, die verschiedensten Charaktere zu gewinnen, die Selbstüberwindung, womit er alle Kränkungen verschmerzte und sogar Bosheit und Unverstand zu zwingen wußte, an dem gehaßten und misverstandnen Friedenswerke selbst mitzuarbeiten, vielleicht keine Frucht für die Ruhe der evangelischen Kirche getragen, wenn er nicht im seltenen Grade geschickt gewesen wäre, an den Höfen zu gelten, Fürsten einzunehmen und festzuhalten, und wenn nicht ein solches evangelisches Haupt, wie der Kurfürst von Sachsen, sich zu gleichem Geschäft mit ihm verbunden hätte.

Unmöglich durfte August der Linie seines Hauses, ohne deren Sturz er die

Kurwürde nicht besessen hätte, und die als Beschützer der lutherischen Glaubensverbesserung so hohen Ruhm gewonnen, noch den Stolz überlassen, daß sie die Reinheit der neuen Lehre, und selbst gegen das sächsische Haus, bewahren müsse. Schon darum war es Ehrenpunkt für ihn, dem Buchstaben Luthers nichts abbrechen zu lassen. Dann hielt sein gediegner Sinn den Gedanken fest, daß die Evangelischen ja keinen Pabst hätten, und deshalb um so strenger auf bestimmte Formeln des Glaubens halten müßten, um nicht in hundert Sekten zu verfallen. Endlich sah er bei solchem Zwiespalt hohe Gefahr, daß das so theuer errungene Werk des augsburger Religionsfriedens zerrüttet werde. Er vergaß gewiß keinen Augenblick, wie die Evangelischen auf dem

Reichstage, wo derselbe zu Stande gebracht wurde, die Kalvinisten so eifrig von ihm ausschlossen.

Wol hatte er gesucht, diesen unverzeihlichen Fehler seiner Parthei, deren Haupt er doch auch damals war, auf dem Reichstage 1566 wieder gut zu machen. Wirklich hatte auch Herzog Christoph von Würtemberg darauf angetragen, daß der Kurfürst von der Pfalz, welcher durch die Einführung des heidelberger Katechismus (1563) das Lutherthum heftigst empört hatte, von den gemeinschaftlichen Anträgen der Evangelischen an den Kaiser ausgeschlossen werden sollte, bis er sich über die Nachtmahlslehre der augsburgischen Konfession gemäß erklärt habe, und Kaiser Ferdinand ergriff gern den Gedanken, daß man denselben vom Religionsfrieden

ausschließen müsse, wenn er nur in Einem Punkte von jener Konfession weiche. Allein August von Sachsen, der eine Rede des Kurfürsten von der Pfalz im Reichsrath mit angehört hatte, klopfte ihm auf die Schulter mit den Worten: Fritz, du bist frömmer, als wir alle! und strebte nun, die Gefahr wieder abzuwenden, welche man so leichtsinnig und frevelhaft über die evangelische Parthei gezogen hatte. Auf seinen Antrieb erklärte diese dem Kaiser, daß sie schlechterdings nicht gesonnen sei, bei einiger Dunkelheit der Meinungen irgend einen von ihnen aus dem Religionsfrieden zu setzen; denn es würde zur ungerechtesten Gewalt verleiten, wenn man sogleich entscheiden wollte, ob jemand der augsburgischen Konfession zuwider denke.

So politischweise dies Betragen von

August auf dem Reichstage war, so sehr wurde er durch denselben in seinem Haß gegen die evangelischen Sekten bestärkt, und in seiner Einsicht von der Nothwendigkeit der evangelischen Einheit durch die strenge lutherische Lehre. Wenn in mir, war sein Ausdruck, eine kalvinische Ader seyn sollte: so mag der Teufel sie mir herausreissen.

Ein so gesinntes evangelisches Haupt konnte den vielgewandten Andreä kräftig unterstützen, welcher auch von dieser Denkart bald den Vortheil ärndtete, daß die wittenbergischen Theologen, welche das Friedensgeschäft durch ihre Schwüre auf Melanchthons Schriften verhöhnten, durch sie gesprengt wurden.

Vielfach war August vor dem kalvinischen Gift seiner Theologen gewarnt worden,

den, theils durch vertrauliche Eröffnungen seiner Freunde unter den Fürsten, theils durch das wiederholte laute Geschrei der lutherischen Eiferer. Aber männlich hatte er sich immer durchgeschlagen, und der Versicherung seiner Gottesgelehrten, daß sie von der lutherischen Wahrheit im Abendmahl nicht abwichen, redlich getraut. Sie sprachen von der wahren, lebendigen Gegenwart des Heilands im Sakrament, und bewirkten dadurch vor den Augen des Kurfürsten ein Blendwerk, daß er sie für übereinstimmend mit Luthers Satzung hielt, wiewol sie dieselbe verwarfen, und mehr, als Melanchthon, sich zum Kalvinismus hinneigten. Dieses Blendwerk wurde durch eine mächtige Hofparthei befördert, und eben wegen desselben brachte August der Erhaltung seiner Theologen jegliches Opfer.

Vielleicht wurde indeß durch Andreä's Friedensverhandlungen, die auch dem Laien die Momente der theologischen Streitigkeiten näher brachten, diese Verblendung schon etwas gelöset, und die wittenbergischen Theologen nebst ihrer Parthei glaubten selbst, ohne große Gefahr dieselbe allmählig zerstreuen zu können. Die berufene wittenbergische Exegese erschien, woran sie offenbar viel Theil hatten. Sie leugneten es ab, als August auffuhr, da man von mehrern Seiten ihn anging, wie nun der Kalvinismus seiner Gottesgelehrten der Welt offen dargelegt worden. Je redlicher der Kurfürst für sie gearbeitet hatte, desto unversöhnlicher zürnte er jetzo. Voll Schaam vor den Fürsten und Gelehrten, die so oft gesucht hatten, ihn aus seiner Verblendung zu reissen, sah er nun,

welches Gaukelspiel man so viele Jahre hindurch mit ihm getrieben hatte. Nach mehrfacher Mißhandlung verbannte er die wittenbergischen Theologen; aber sein Verfahren wider die kalvinistische Hof-parthei wurde selbst grausam.

Andreä gewann hiedurch zunächst, daß eben diejenigen, welche seiner Friedenshandlung immer mit Melanchthons Ansehn in den Weg traten, gänzlich gesprengt waren. Er hatte jetzt nur mit Einer Hauptparthei, den lutherischen Eiferern, zu schaffen, denn die übrigen Theologen, welche von denselben verschieden dachten, und nicht schon bestimmt Kalvinisten waren, standen ohne Zusammenhang in kleinen Häuflein und einzeln, und mochten leichter zur Annahme der allgemeinen Friedensformeln der evangelischen Kirche

bewogen werden. Die lutherischen Eiferer wußte aber Andreä vortheilhaft für sich zu stimmen, indem er sich auf das innigste mit dem braunschweigischen Gottesgelehrten Chemniz vereinigte, welcher zu ihren Häuptern gehörte. Meisterhaft wußte er diesen starren, ihm durchaus entgegengesetzten Charakter zu behandeln, und gewann dadurch auch, daß Herzog Julius von Braunschweig eifriger, als irgend ein Fürst, in das kirchliche Friedensgeschäft einging.

Ein ungemeiner Vortheil von der Explosion des Kurfürsten August wider die wittenbergischen Theologen war es gleichfalls, daß er nun einzig durch Vollendung des evangelischen Friedens seine Ehre und seinen religiösen Ruhm glaubte wiederherstellen zu können.

Nach der unsäglichsten Mühe, waren er und Andreä endlich so weit gekommen, daß die Vergleichsformeln, welche der letzte und Chemniz in Verbindung mit einigen andern Theologen im Kloster von Bergen ins Reine gebracht hatten, einer allgemeinen Annahme fast versichert seyn konnten, als unvermerkt der Pfalzgraf Johann Kasimir, der einzige deutsche Fürst, der sich öffentlich zum kalvinischen Glauben bekannte, wit einer Verschwörung wider die bergische Konkordienformel auftrat. Sein Gedanke war, alle ausländische Kalvinisten zu einem Bunde wider dieselbe zu vereinigen, weil in ihr ein Verdammungsurtheil über den Kalvinismus ausgesprochen werden sollte; und wirklich kamen englische und niederländische Gesandte und Abgeordnete der Hugonotten zu Frankfurt zusammen.

Begleitet von einigen Deputirten der Versammlung zogen von hier die englischen Gesandten an den Hof des Kurfürsten von der Pfalz, des Nachfolgers von Friedrich dem Dritten, eines eben so heftigen lutherischen Eiferers, als dieser milde kalvinisch gewesen, an die Höfe der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen. Allein ihrer Werbung, die sich vorzüglich darauf stützte, wie unweise es sei, den Riß zwischen lutherischer und kalvinischer Kirche durch eine feierliche Verdammung der letztern auf immer unheilbar zu machen, wirkte Andreä mit einer Anstrengung entgegen, welche den leidenschaftlichsten Haß wider den Kalvinismus athmete.

Wie endlich auch diese Gefahr beschworen worden, machte man die Entdeckung,

daß der eifrigste Beförderer des Konkordienwerkes, Herzog Julius von Braunschweig, plötzlich wider dasselbe verstimmt sei. Er hatte seinen ältesten Sohn mit allen papistischen Gebräuchen zum Bischof von Halberstadt weihen lassen, und die ernste Rüge, welche er sowol vom kursächsischen Hof, als von Chemniz deshalb erleiden mußte, hatte ihn auch einer Unnehmung gram gemacht, welche sie vor allen begünstigten.

So von allen Seiten gedrängt beschlossen August von Sachsen und Andreä, die bergische Konkordienformel mit einer Vorrede, als einem Manifest der sechs und achtzig Reichsstände, welche sie genehmigt und unterschrieben hatten, in die Welt ausgehn zu lassen. Am fünf und zwanzigsten Junius 1580, an dem Tage, da

man funfzig Jahre vorher die augsburgische Konfession in der Reichsversammlung dem Kaiser übergab, wurde die Konkordie zu Dresden verkündet.

Die prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testaments waren auch in ihr als die einzige Richtschnur aller Lehre angegeben; aber zugleich war angenommen, daß der wahrhaftige Geist derselben in den drei ökumenischen Symbolen, in der ungeänderten augsburgischen Konfession und ihrer Apologie, in den schmalkaldischen Artikeln und in Luthers Katechismen rein ausgesprochen worden: eine Thatsache, die man bisher einhellig in den lutherischen Kirchen eingestanden habe.

Ueber die Erbsünde enthielt die Konkordie den Ausspruch, »daß zwar die ganze

Natur des Menschen durch sie verdorben, aber doch die Erbsünde nicht die Natur des Menschen selbst sei,« und also die ächte Meinung Luthers, wie er sie ohne den Eifer der Uebertreibung ausdrückte. Nothwendig behauptete sie dann auch, daß der menschliche Wille an sich, unbearbeitet vom heiligen Geist, zu allem kräftig sei, was Gott mißfällig ist, und eben so nothwendig erklärte sie sich für die ächtlutherische Lehre von der Rechtfertigung. Um aber allen Mißbrauch derselben zu verhindern, fügte sie hinzu, daß man die Rechtfertigung und Wiedergeburt, die Begnadigung und Besserung des verdorbenen Menschen freilich nicht als Wirkung und Ursache zusammenbegreiffen dürfe, daß sie aber der Zeit nach völlig zusammenfallen. Mit gleicher Nothwendigkeit waren die

guten Werke verworfen, insofern sie dem allein rechtfertigenden Glauben Abbruch thun sollten; aber als Zeichen des ächten Glaubens wurden sie wesentlich geheissen. Die ganze lutherische Vorstellung von einem mündlichen leiblichen Genuß des Leibes von Christus im Abendmahl, selbst von einem solchen Genuß durch die Ungläubigen, war in die Konkordie aufgenommen; denn so gewiß sie Luther unverrückt so hegte, gab es auch keine Spur, daß sich Melanchthon zur Zeit des augsburger Glaubensbekenntnisses schon irgend von ihr entfernt hatte. In dem Artikel über die beiden Naturen des Heilands lehrte freilich die Konkordie, daß dieselben ewig getrennt fortdauerten, wiewol in Einer Person, daß aber die menschliche eben durch diese persönliche Vereinigung mit

der göttlichen auch Theil an der Majestät derselben erhalte, welche ihr indessen nicht wesentlich, nicht eigenthümlich zugehöre. Es sei damit also, wie mit einem glühenden Eisen, worin das Feuer glühe und brenne, ohne daß Eisen und Feuer ihre wesentlichen Eigenschaften gegen einander austauschten.

Mit großem Scharfsinn und eben so großer Billigkeit waren fast alle Artikel der Konkordienformel abgefaßt; aber die weitere Geschichte der protestantischen Theologie hat hinlänglich den Charakter derselben bewährt, daß sie überhaupt durch keine Satzungen gebunden werden, und wenigstens keine andre Regel, als die heiligen Schriften, anerkennen solle. Gern hätte die weltliche Macht, so wie Luther selbst, einen gesetzlichen Buchstaben aufgerichtet:

allein Melanchthon war sogleich dem Urheber der Reformation als Gehülfe zugegeben, daß er die strengen Formeln, wodurch derselbe binden wollte, mildern und erweitern sollte. Das Urverhältniß, welches zwischen diesen beiden hochverdienten Männern war, hat den Charakter der Geschichte der protestantischen Theologie bestimmt.

Inhalt des ganzen Werkes.

Erster Theil. S. XVI u. 544.

Erstes Buch. Einleitung über die frühere Geschichte der Reformation, bis S. 291.

Wechselwirkung zwischen dem Pabstthum und der Verfassung der Deutschen. Daher sich bildende nothwendige Politik der deutschen Könige. Maximilian der Erste ragt darin hervor. Vorzüglichster Grund des Sturzes des Pabstthums liegt in Deutschland, und ist einerlei mit dem seines ehemaligen Flors: die deutschen Fürstenhäuser, die deutsche Staatengruppe, der deutsche Nationalgeist. Luther. Genialischer Augenblick der Empfängniß seines Systems. Erste äussere

Veranlassung zur Reformation, der Mißbrauch des Ablasses. Luthers erste Sätze. Ihre große Wirkung. Ursachen der Sorglosigkeit deshalb zu Rom. Citation Luthers vor ein Gericht daselbst. Schutz für ihn in Charakter und politischer Lage des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen. Luther vor einem päbstlichen Legaten zu Augsburg. Begebenheiten zum Vortheil der Reformation; Tod Maximilians und schwankende Kaiserwahl; Erscheinung Melanchthons; Sieg Luthers über Eck zu Leipzig; Enthusiasmus deutscher Helden für die neue Wahrheit. Tadelnswerthe öffentliche Verbrennung des kanonischen Rechts durch Luther. Dieser auf dem Reichstage zu Worms. Edikt von Worms (1521. Mai 26.)

Luther auf der Wartburg; durch Karlstadts Neuerungen zu Wittenberg und die aufkeimenden Wiedertäufer der Einsamkeit entrissen. Melanchthons loci communes und Luthers Verdeutschung der Bibel von ausserordentlicher Kraft zur Verbreitung und Befestigung der Glaubensverbesserung.

Politische Verhältnisse zum Schutz derselben, vornehmlich die Eifersucht zwischen Kaiser Karl dem Fünften und Franz dem Ersten von Frankreich. Nachtheilige Ereignisse für die Reformation, unter welchen vornehmlich der Anfang des Sakrament-Streites, der Bauernkrieg und Thomas Münzer, gänzliche Niederlage Franz des Ersten, Tod Friedrichs des Weisen. Gewinn für die Reformation durch die planmäßige Umwandlung des Gottesdienstes, welche der junge Landgraf Philipp von Hessen vollbringt, durch den evangelischen Gegenbund zu Torgau, durch den neuen Bruch zwischen Karl dem Fünften und dem Französischen Hofe, durch die Protestation wider den Reichsabschied zu Speier (1529. April 19), durch das Bekenntniß auf dem Reichstage zu Augsburg 1530. Geist und Absichten des Kaisers auf demselben.

Stimmung in Deutschland nach diesem Reichstage. Schmalkaldischer Bund im März 1531. Bedenkliche Lage des Kaisers, vorzüglich durch sie Verkennung der Ver-

hältnisse in Deutschland veranlaßt. Vielfache Friedensversuche daselbst, nur Zeichen des gewissen inneren Krieges. Religionsfriede zu Nürnberg, Jul. 23. 1532. Bestimmter Schlag in diesem schwebenden Zustande durch Philipps von Hessen glücklichen Zug nach Würtemberg. Ursachen, warum der Kaiser dennoch nicht losschlug. Aufschluß, warum die Protestanten noch nicht zu den Waffen griffen. Der schmalkaldische und der katholische Bund von Nürnberg gegen einander. Verhältniß des französischen Hofes gegen den ersten. Glücklicher Schlag des schmalkaldischen Bundes wider Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, welchen das Reichskammergericht schützen will. Gänzliche Verwerfung dieses Gerichtshofes von den Protestanten.

Zweites Buch bis S. 544.

Erstes Kapitel. Stimmung der Häupter des schmalkaldischen Bundes zur Zeit des Reichstags zu Nürnberg 1543. Geist dieses letzten. Granvella, vertrauter Rath

des Kaisers, auf dem Reichstage. Arglistiger Antrag des Kaisers. Schwankender Geist des schmalkaldischen Bundes.

Zweites Kapitel. Unpolitische Schritte der Protestanten: ihre Hülfe gegen die Türken; ihr Betragen gegen den Kaiser auf seinem Zuge wider den Herzog von Kleve; ihre Ruhe bei Erniedrigung dieses letzten; endlich ihr Benehmen bei der Religionsveränderung des Kurfürsten Herrmann von Kölln.

Drittes Kapitel. Verhandlungen wegen des Reichstages zu Speier. Rüstungen der Protestanten zu demselben. Der Reichstag zu Speier im Anfang des Jahres 1544. Schlaue Rede des Kaisers. Sein Zweck, Hülfe wider Frankreich. Treuherziges Benehmen des Kurfürsten von Sachsen. Heftige Bewegungen zwischen den Protestanten und dem Herzog Heinrich von Braunschweig unterbrechen die Verhandlung. Entfernung der Häupter der Protestanten. Charakteristik des Reichsabschiedes. Karl erreicht seinen Zweck.

Viertes Kapitel. Wendung des Krieges zwischen Frankreich und dem Kaiser zur Begünstigung des Planes des letzten, sowol Deutschland, als das Pabstthum der kaiserlichen Macht gänzlich zu unterwerfen. Die vornehmsten katholischen Fürsten durchschauen seinen Plan, und darin die Ursache, warum er die ursprüngliche Gestalt desselben abändern mußte. Verschiedene drohende Zeichen für die Protestanten.

Fünftes Kapitel. Standhaftes Betragen der evangelischen Parthie auf dem Reichstag zu Worms gegen die Schlauheit Karls und seiner Minister. Verhandlung wegen der wittenbergischen Reformationsformel, wegen des Konziliums zu Trient; der Kaiser durch den französischen Gesandten betrogen. Höchst zweideutiger Reichsabschied. Verschiedene Umstände auf dem Reichstage, welche den Argwohn der Protestanten gegen den Kaiser hätten spannen sollen. Halbe und schwankende Maßregeln derselben.

Sechstes Kapitel. Verein auf dem Reichs-

tage zu Worms über das Herzogthum Braunschweig. Heinrichs Wuth über diesen Verein. Geheimer Grund derselben. Er beginnt den Krieg. Philipps Aufforderung an den kursächsischen Hof, daß die evangelische Parthie ins Feld ziehen solle. Vielfache Gründe dazu. Träges Benehmen des Kurfürsten von Sachsen. Zusammenziehung der Macht schmalkaldischer Bundesgenossen. Herzog Moriz von Sachsen mit ihnen zur Verwunderung des Herzogs von Braunschweig. Unterhandlungen durch ihn zwischen den Heeren in der Nähe von Nordheim. Schlacht. Gefangennehmung des Herzogs von Braunschweig und seines Prinzen. Freude Luthers über diesen Sieg. Betragen des Kaisers bei der Nachricht davon.

Siebentes Kapitel. Treuherzige Beschränktheit Philipps von Hessen; und die glänzende Lage der schmalkaldischen Bundesgenossen, durch ihre hartnäckige Unentschlossenheit verdunkelt. Einzige Frucht ihrer Bundesversammlung zu Frankfurt.

Eine doppelte Aussicht, den Protestanten durch den Kurfürsten von Sachsen verschlossen.

Achtes Kapitel. Religionsgespräch zu Regensburg. Schlechte Erwartung von demselben auf beiden Seiten. Geist desselben und Absicht des Kaisers dabei. Ereignisse zur Bestimmung der Ansicht von dem Gespräch unter den Evangelischen. Ihr Benehmen bei verschiedenen drohenden Gerüchten. Granvella's Schlauheit und Frechheit.

Neuntes Kapitel. Die vornehmste Ursache der falschen Ansicht der Protestanten von des Kaisers System ist Johann Friedrich von Sachsen. Schilderung seines Geistes. Unglückliches Verhältniß desselben zum Charakter Philipps von Hessen. Versuche dieses letzten, zum festen Schutze der evangelischen Lehre, durch den beschränkten Sinn des Kurfürsten vereitelt. Verhältniß beider Fürsten zu dem jungen Herzog Moriz von Sachsen. Charakter desselben. Entwickelung des Systems und Charakters von

Kaiser Karl dem Fünften, der Ursachen, warum die Protestanten beide so wenig begriffen.

Zehntes Kapitel. Luthers Tod, ein Glück für denselben wegen seines Verhältnisses zu andern Theologen, und wegen des unvermeidlichen baldigen Krieges. Kurz vor demselben Gespräch zwischen dem Landgrafen und dem Kaiser, und Reichstag zu Regensburg.

Zweiter Theil.

Drittes Buch bis S. 153.

Erstes Kapitel. Gründe warum Karl den beschloßnen Krieg nicht als einen Religionskrieg angesehn haben wollte. Sein großes Interesse, das evangelische Oberdeutschland zu bewegen, daran nicht Theil zu nehmen; aber mißlungner Versuch der Art. Allgemeiner Vortheil, welchen sich der Kaiser von dem Eindruck seiner Erklärungen auf das evangelische Deutschland versprechen

mochte. Vorzügliche Rücksicht dabei auf die katholischen Reichsstände und den Pabst. Vernichtung dieser Hoffnungen, indem dieser das zwischen ihm und dem Kaiser geschloßne Bündniß bekannt macht. Wuth der evangelischen Deutschen, dadurch erweckt. Schilderung des Geistes derselben wider Karls Erwartung. Einziger bestimmter Vortheil von seinen Erklärungen über den Zweck des Krieges.

Zweites Kapitel. Rüstungen der Evangelischen in Oberdeutschland. Musterung der Kriegsmacht bei Günzburg. Obersten Sebastian Schärtlein und Hans von Heydek. Rede des Würtembergischen Kriegesraths von Gültlingen. Feste politische Maaßregeln der schmalkaldischen Genossen. Rüstung des Kurfürsten und Landgrafen. Abschied zu Ichtershausen. Herzog Heinrich von Braunschweig beim Aufbruch des Landgrafen. Kriegesmacht der beiden Bundesobersten. Schwache Kriegsmacht des Kaisers zu Regensburg. Zu deren Untergang vortreflicher Plan Schärtlins, vereitelt durch den Rath von Augsburg.

Drittes Kapitel. Schärtlins Maaßregeln, die fremden Krieger von Deutschland abzuwehren. Eroberung der Ehrenberger Klause. Absicht des Obersten durch Tyrol zu ziehn. Ursachen, wodurch dieser Zug verhindert wird. Unpolitisches Benehmen der Bundesräthe zu Ulm. Noch einmal verfehlte Gelegenheit, den Kaiser zu Grunde zu richten. Erklärung der Acht wider den Kurfürsten und Landgrafen. Vereinigung dieser beiden mit der oberländischen Macht. Umstände in dem verbündeten Heere, wodurch Besorgniß eines üblen Erfolgs erweckt wird. Verhältniß der beiden Bundesobersten gegen einander und gegen Schärtlin. Falsche und träge Maaßregeln des verbündeten Heers. Zug des Kaisers nach Landshut. Vorzüglicher Kriegsrath von Schärtlin; endlicher Entschluß zur Belagerung von Regensburg zu ziehn.

Viertes Kapitel. Vereinigung der italiänischen und spanischen Völker mit dem Kaiser. Neue Schaaren deutscher Landsknechte im kaiserlichen Lager. Sendung

eines Herolds des Krieges von den Bundesobersten an den Kaiser. Ihr Kummer über die Aufnahme desselben und ihre Bedenklichkeiten. Während ihrer Rathschläge Zug des Kaisers nach Regensburg, um das schwere Geschütz von dort zu holen. Wendung desselben nach Ingolstadt. Rückzug der Evangelischen nach derselben Festung. Ihr Fehler, daß sie dem Kaiser erlaubten, sich ein festes Lager zu errichten. Beschreibung desselben. Großes Interesse der Bundesobersten, schnell eine Schlacht zu wagen. Ihr Entschluß am letzten Tbge des Augustmonats, das feindliche Lager zu beschießen. Große Wichtigkeit, welche dieser Tag für die Welt hätte bekommen können. Der böse Geist des evangelischen Heeres vorzüglich durch den Landgrafen geweckt. Fruchtloses Gegeneinanderstehen beider Mächte vor Ingolstadt. Endlicher Abzug der Bundesgenossen. Ursache, das Nahen des Grafen von Büren. Die Protestanten rücken ihm vergebens entgegen. Durch schlaue Märsche vereinigt er sich mit dem Kaiser.

Jetziges Gleichgewicht beider Heere. Ihre Bewegungen an der Donau. Größere Erbitterung der evangelischen Anführer gegen einander. Hoffnung zu einer Schlacht bei den Bewegungen nach Nördlingen zu Schärtlins Kummer wieder vereitelt. Urtheil der Spanier über die Kriegskunst der Deutschen. Große Übung des Kaisers in den Schlauheiten des Krieges. Sein Plan, die Feinde ganz von der Donau abzuschneiden.

Fünftes Kapitel. Abrufung Schärtlins aus dem Lager der Bundesgenossen, um Augsburg zu vertheidigen. Seine Gefahr bei dem Abzuge. Neuer großer Plan von ihm zur Rettung der Evangelischen; von den Bundesobersten gleichfalls verworfen. Zwiespalt zwischen denselben und den oberländischen Mächten. Gefahrvolle Lage des evangelischen Heeres. Großer Kriegsrath desselben. Abzug der evangelischen Mächte aus dem Lager von Giengen. Zug des Kurfürsten von Sachsen nach seinem Lande; imgleichen des Landgrafen. Gründe des Kaisers für einen Winterfeldzug.

Sechstes Kapitel. Karls Fortschritte in Oberdeutschland. Sein Schreiben an den Herzog von Würtemberg. Feiges Betragen dieses letzten. Gleiche Unterwerfung des Kurfürsten von der Pfalz. Ulms Gesandte zu Hall in Schwaben. Unnöthiger und höchst verderblicher Fall jener Reichsstadt. Unmuth, welchen ihr Betragen in Deutschland erregt. Fall von Augsburg. Vergebliches Streben von Schörtlin denselben zu verhindern. Schicksal dieses Obersten. Traurige Kunde, die auf seinem Verbannungszuge ihm folget. Fall Straßburgs.

Viertes Buch bis S. 372.

Erstes Kapitel. Urtheile der Zeitgenossen über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges in Oberdeutschland. Anklage wider den Landgrafen als einen Verräther. Briefwechsel zwischen den beiden Bundesobersten über den verfehlten Zweck des Feldzuges. Eine der vornehmsten Ursachen davon die Kriegsrüstung des römischen Königs und das auffallende Benehmen des Herzogs Moriz. Sein Plan. Sein Besuch zu Prag

bei König Ferdinand. Der Kaiser sendet ihm die Acht wider den Kurfürsten zur Vollziehung. Des Herzogs Berathschlagung mit seinen Landständen. Schreiben derselben an Johann Friedrich und Philipp, daß sie dem Herzog die Beschirmung ihrer Länder wider Ferdinands Kriegsrüstung auftragen möchten. Empfindung, womit die beiden Fürsten diesen Vorschlag annehmen.

Zweites Kapitel. Kriegerische Bewegungen des Herzogs von Sachsen. Sein Zug nach Zwickau, Altenburg, Torgau und Wittenberg. Widerstand dieses letzten Ortes, der unerobert bleibt. Sehr getadeltes Benehmen des Herzogs. Sein Entschluß in die winterliche Ruhe zu gehn. Hastiger Zug des Kurfürsten in sein Land.

Drittes Kapitel. Erstes Streben des Herzogs Moriz, die Stadt Leipzig wider den Angriff des Kurfürsten zu schützen. Belagerung derselben und tapfre Vertheidigung. Übermacht Johann Friedrichs in Thüringen und Meissen. Seine weiteren Fort-

schritte. Interesse der östreichischen Brüder, den Herzog nicht unterliegen zu lassen. Bewegungen von beiden zu seiner Unterstützung. Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einigem Kriegsvolke nach Sachsen gesandt. Sein Einzug in Chemnitz. Gefährlicher Aufstand der Soldaten daselbst. Unglück des Markgrafen zu Rochlitz. Kurzer Waffenstillstand. Furchtbare Bewegungen der Böhmen wider König Ferdinand, von drohenden Folgen für Moriz. Einzige Hoffnung in der erwarteten Ankunft des Kaisers.

Viertes Kapitel. Karls Schreiben von Eger aus. Kriegsbedenken im kurfürstlichen Lager. Des Kaisers Aufbruch von Eger. Schlacht bei Mühlberg. Der Kaiser und Johann Friedrich vor Wittenberg.

Fünftes Kapitel. Lage des Kaisers bei seinem Abzuge von Wittenberg. Unterhandlungen zwischen ihm und dem Landgrafen von Hessen. Szene zu Halle.

Dritter Theil.

Fünftes Buch bis S. 135.

Erstes Kapitel. Zeitpunkt, wo Karls System in Hinsicht auf Deutschland sich offner darlegen muß. Entwicklung seiner Schritte, wodurch er die vollkommne Ausführung desselben ankündigt. Sein Betragen wider den gefangnen Philipp von Hessen; Gründe, warum er ihn nicht befreien durfte. Sein Versuch, einen Bund der Stände zu stiften, an dessen Spitze Oestreich war; große Vortheile, die er sich von demselben versprechen konnte, und Schwierigkeiten, die ihm entgegen standen. Der geharnischte Reichstag zu Augsburg. Auf demselben Verhandlung wegen einer neuen Anordnung des Kammergerichts durch den Kaiser und Aufhebung der besondern Berathschlagungen während der Reichstäge. Aufnahme der Niederlande in den deutschen Bund. Handlungen des Kaisers, wodurch er die Nation gegen sich reizen mußte. Verlängerung der Gefangenschaft des Landgrafen

und Rechtfertigung Karls deshalb. Feierliche Uebertragung der Kurwürde an Moriz. Haltung des Kaisers gegen die religiösen Partheien in Deutschland, den Pabst und das Konzilium zu Trient. Verlegung desselben nach Bologna. Absichten, wozu der Kaiser die Synode brauchen will, machen ihre Nähe an der deutschen Gränze nothwendig. Glückliche Einleitung, die Protestanten zur Beschickung derselben zu bewegen und Beängstigung des römischen Hofes. Protestation des Kaisers wider das Konzilium zu Bologna. Widrige Einwirkung des Interim. Geist desselben. Gesichtspunkte aus welchen Karl, die Katholiken und die Protestanten es betrachteten.

Zweites Kapitel. Tod Pauls des Dritten. Wichtigkeit der neuen Pabstwahl. Des Kaisers heftigster Gegner wird Pabst. Unerwartete Gefälligkeit Julius des Dritten. Sein feierliches Versprechen, die Synode wieder nach Trient zu bringen. Vortheile des Kaisers davon. Eigener Ton im Ausschreiben eines neuen Reichstags nach

Augsburg. Wenige Fürsten erscheinen in Person. Gefürchtete Gegenwart des spanischen Infanten Philipp. Karls Befremden über die geringe Wirksamkeit des Interim. Erläuterungen über diese Erscheinung. Merkwürdige Erklärung des Kurfürsten von Sachsen über das Konzilium. Dennoch Willfährigkeit der Evangelischen, sich demselben zu unterwerfen. Ursachen derselben, unter welchen der Geist des Reichsabschiedes. Der Kaiser, kühn genug, seinen ganzen vollendeten Plan darzulegen: die Nachfolge des Infanten Philipp im Reich. Ursachen, warum dieser Plan scheitern mußte. Unter denselben scheinbar nicht, herbe Beleidigung Morizens.

Drittes Kapitel. Ursache von Magdeburgs Ungehorsam gegen den Kaiser. Aufruf der Stadt an die evangelische Christenheit, und Anspielung der Prediger auf Moriz. Plötzlicher Ausbruch des Krieges wider Magdeburg durch Herzog Georg von Mecklenburg. Treffen bei Hildesleben, Septbr. 22. 1550. Unglücklicher Ausgang

desselben für die Magdeburger beschleunigt den Reichskrieg wider sie. Des Kurfürst von Sachsen, Feldhauptmann des Reichs. Lebhafter kleiner Krieg. Planmäßige Belagerung der Stadt. Gefangenschaft Georgs von Mecklenburg. Moriz besorgt wegen der Stimmung seiner eigenen Unterthanen. Garden des Herrn von Heydeck, die zum Entsatz der Stadt anrükken. Morizens Cäsarsschnelligkeit gewinnt oder zerstreuet sie. Langwierigkeit der Belagerung, vermehrt durch lang ausgesponnene Verhandlungen. Endlich Vertrag und Uebergabe der Stadt. Nov. 4. 1550. Geist der Kapitulation.

Sechstes Buch bis S. 280.

Erstes Kapitel. Lazarus von Schwendi voll Argwohn gegen Moriz. Bestätigung des Verdachtes, daß dieser Anschläge wider den Kaiser habe, durch die Nichtauflösung seines Heeres. Angstvolle Vorstellungen der geistlichen Kurfürsten deshalb an den Kaiser. Entwicklung der Ansicht desselben von Moriz und dem Gerüchte

über

über ihn. Gründe für diese Ansicht. Die Seite, von welcher man das Betragen des Kurfürsten während des Magdeburgischen Krieges betrachten konnte. Seine ängstliche Zartheit gegen den Kaiser, vorzüglich in der Religionssache. Anschein, daß er nur durch Bitten des Landgrafen Philipp Freiheit zu bewirken suche, und sein einziger möglicher Antrieb zu einem Ungehorsam gegen die kaiserliche Macht die Länderbegierde sei. Die Wittenbergischen Gottesgelehrten auf dem Wege nach Trient zur Kirchenversammlung; Moriz selbst nach Insbruck zum Kaiser reitend. Aber seine plötzliche Rückkehr, und gänzliche Veränderung der Szene unmittelbar nach dem Landtage zu Torgau. Moriz im Felde wider den Kaiser. Größe seines Plans, und Umstände, wodurch er verborgen gehalten wurde. Besondre Gefahr für seine Enthüllung in der Verhandlung wegen eines nothwendigen Bündnisses mit Frankreich. Geist der öffentlichen Schriften der Bundesgenossen wider den Kaiser.

Zweites Kapitel. Vergeblicher Versuch der sächsischen Landstände und Melanchthons, den Kurfürsten vom Kriege wider den Kaiser abzuhalten. Einziges Heil für ihn in der schnellsten Ausführung. Ganze Macht der verbündeten Fürsten vereint zu Rotenburg an der Tauber. Meisterhafter Plan, reissend bis nach Augsburg vorzudringen. Umstände, wodurch es ihnen leicht wird, sich desselben zu bemächtigen. Abschaffung des vom Kaiser daselbst eingeführten Regimentes und der Religion nach dem Interim. Inzwischen Versuche des römischen Königs, Unterhandlungen zum Frieden einzuleiten. Moriz reist zu denselben nach Linz, mit Bewilligung seiner Bundesgenossen. Schilderung der bedrängten Lage des Kaisers und deshalb Hoffnung zum Frieden. Vorläufiger Vertrag zu Linz aufgerichtet (1. Mai 1552). Überblick der Lage des Kurfürsten und seiner Bundesgenossen zu dieser Zeit. Eindruck der Nachricht von Friedensverhand-

lungen auf den König von Frankreich. Zusammenziehung kaiserlicher Truppen im Tyrolergebirge. Überwältigung der Ehrenberger Klause durch die Fürsten. Gründe, warum Moriz den Kaiser nicht zum Gefangnen wollte. Vertrag zu Passau. Geist und Ausführung desselben.

Drittes Kapitel. Parallele zwischen Moriz und Albrecht von Brandenburg. Ihre Freundschaft. Grund in ihrem Innern, warum diese schwand. Ursache davon in ihrer äussern Lage. Albrechts Plan zur Vergrößerung seiner Macht. Der Passauerfriede dafür ein Hinderniß und ihm verhaßt. Albrecht im Solde des Kaisers. Sein Unmuth über dessen schwankendes Betragen in seinen Fehden mit seinen Nachbarn in Franken. Seine kriegerischen Absichten auch nach dem Frieden zwischen dem Kaiser und Frankreich. Grund, warum sich Moriz denselben entgegensetzte. Krieg zwischen ihm und dem Markgrafen. Einfall des letzten in Thüringen. Vergeblicher Ver-

such zur Vermittelung durch den Kurfürsten von Brandenburg. Treffen bei Sievertshausen. Sieg und Tod des Kurfürsten von Sachsen. Folgen. Albrechts weiteres Schicksal.

Siebentes Buch, bis S. 458.

Erstes Kapitel. Anberaumter Reichstag. Ursachen der langen Verzögerung desselben. Lage des Kurfürsten August in Sachsen. Sein Verhältniß zu dem gebornen Kurfürsten Johann Friedrich. Tod dieses letzten, und gebeugter Sinn seines Gefährten des Landgrafen Philipp. Besorgnisse, warum die Stände nicht aus der Heimath auf den Reichstag ziehn wollen, vermehrt durch Nachrichten aus England, selbst durch des römischen Königs Befehle gegen die neue Lehre. Endliche Eröffnung des Reichstages zu Augsburg im Hornung 1555. Charakteristischer Zug der fast allgemeinen Ansicht auf dem Reichstage. Hoffnung auf einen beständigen Frieden auch ohne wesentlichen Religionsvergleich.

Dennoch Gefahr, daß alle Handlung zerrissen werde. Der geistliche Vorbehalt. Charakter des Reichsabschiedes. Einfluß Karls des Fünften auf diesen Reichstag. Blick auf den Schluß seines Lebens.

Zweites Kapitel. Die Wirkungen der Reformation. Gesetze bei Beurtheilung derselben. Durch sie, Begründung der evangelischen Freiheit, einer gleichförmigen Volksbildung, der deutschen Kultur und Literatur. Ihr politischer Einfluß.

Drittes Kapitel. Blick auf die Entwickelung des protestantischen Lehrbegriffs. Einführung des Interims in die sächsischen Kirchen, unter Modifikationen, wodurch der lutherischen Religion keine wesentliche Veränderung erwächst. Einziger Gesichtspunkt, aus welchem die neue sächsische Kirchenordnung mit Recht befehdet werden konnte. Die Lehre von der Rechtfertigung, durch die Bemühung das Interim einigermaßen annehmlich zu machen, nun Hauptquelle der Streitigkeiten protestantischer Theologen. Osiander.

Der Synergismus. Nothwendigkeit einer solchen Erscheinung, wie Schwenkfeld. Der Sakrament-Streit. Betragen der weltlichen Macht bei diesen Streitigkeiten. Die Kondordienformel. Allgemeine Bemerkungen über die protestantische Theologie.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Woltmann, Karl Ludwig <<von>>,

Historische Darstellungen

Bd.: 3

Altona (1805)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th H 2257 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11287075-1